<36621040680013

Aus drei Jahrhunderten.

Aus

Drei Jahrhunderten.

1690. 1756. 1844.

Drei historisch-politische Novellen

von

Uffo Horn.

Leipzig

Costenoble & Remmelmann

1851.

Frau Geneviève ******

in

Wien

gewidmet.

Ich weiß wahrhaftig nicht, meine gnädige Frau, ob ich es unter den Verhältnissen von heute noch wagen darf, Ihnen dies Buch zu widmen, und ob Sie nicht, durch jede Huldigung, sei sie auch noch so bescheiden, unangenehm berührt werden, die von einem Schriftsteller ausgeht, der sich offen zu jener Partei bekennt, für die ein berühmter Minister in Oesterreich den klassischen Ausdruck „Partei des stationären Umsturzes" in einer schöpfungsvollen Stunde erfunden hat.

Zwar habe ich in diesem Buche die friedlichsten Erzählungen zusammengestellt, die aus meiner Feder geflossen sind, harmlose Geschichten, die noch unter dem ganzen Einfluß vormärzlicher Zustände geschaffen wurden. Aber wenn auch der Inhalt der unbedenklichste ist, so hebt dies meine Besorgniß nicht auf, daß ich zu einer Ihnen ungelegenen Zeit, in einer Ihnen unwillkommenen Weise von einer Erlaubniß Gebrauch mache, die Sie in friedlichen Tagen mir gegeben und in stürmischen nicht zurückgenommen haben.

Unsere Zeit ist die unduldsamste, die es geben kann: Juden und Ketzer wurden zur Zeit des Torquemado und Pater Joseph nicht vollständiger verläugnet, als heute die Männer der geschlagenen demokratischen Partei, selbst wenn die Beziehungen aus einer Zeit stammen, wo es noch keine politischen Unterschiede in Oesterreich gab. Indeß hoffe ich noch im Verlaufe dieser Zeilen Sie, meine gnädige Frau, darüber

vollständig beruhigen zu können, und wird der Umstand, daß ein demokratischer Autor sein Buch mit Ihrem Namen schmückt, gewiß keinen Schatten auf Ihre schimmernde Loyalität werfen!

Ich war keineswegs überrascht oder befremdet, als ich kurz nach dem Ausbruche der Bewegung, Ihre Unzufriedenheit mit der neuen Gestaltung der Dinge erfuhr. Ihre Weise, Ihre glänzende Begabung für die Gesellschaft, wie sie eben vor der Revolution in Oesterreich bestand, konnten Sie sich in dieser neuen stürmischen Wandlung nur gehemmt und gestört fühlen. Sie schreckten in unbehaglichster Ahnung zusammen, daß ein neues, Ihren bisherigen Gewohnheiten feindliches Leben beginnen werde, als das erste Sturmgeläut der Freiheit zu Ihnen drang. Dieser Glockenruf eines neuen Cultus verschüchterte Sie, — die Göttin, der es galt, wurde in Ihrer altgläubigen Phantasie zur bluttrinkenden Astarte, der Gattin des kinder-

fressenden Moloch. Sie fingen an, Ihren politischen Haß mit religiöser Energie zu treiben, und die heitere Philosophie, die Wien zum angenehmsten Aufenthalt in der Welt machte, schlug in einen Puritanismus um, der mit stillem Zorn die lustigen Flämmchen der Kamine schürte, mit dem Wunsch, es möchten Scheiterhaufen sein. Hab' ich doch selbst eine Dame dabei überrascht, als sie ein auto da fé mit Plakaten und Journalen feierte. Sie trug eine Haube mit schwarz und gelben Bändern, einen nonnenhaften, schwarzen Schlafrock, und verbrannte um wenigstens fünf Gulden bedrucktes Papier. Sie athmete den brenzlichten Leimgeruch, der ihr sonst Krämpfe zugezogen hätte, behaglich ein, der Salon, dessen schwere Draperien sonst nicht einmal durch den Duft einer Papiercigarre entweiht werden durften, rauchte wie die Höhle einer Pythia und dabei sang sie: „Gott erhalte unsern Kaiser!“

Das, meine gnädige Frau, war aber nur

ein Vorspiel zu den entschiedenen Thaten, mit denen die deutschen Frauen in Wien den zaghaften Ministerien vorangingen. Als das Laienthum in die Conklaves der Diplomatie und Büreaukratie eindrang, als laut und offen auf Markt und Straße, selbst in den Sakrysteien der politischen Priesterschaft, die bisher den Verkehr zwischen Fürst und Volk vermittelt hatten, wie der römische Clerus zwischen Gott und den Menschen, jene Forderungen ausgesprochen wurden, die sonst als „ausgesprochener Hochverrath" gegolten hätten, da bereiteten sich die deutschen Frauen in Oesterreich zu entschlossenem Widerstand auf ihrem Gebiete. In ihrem Reich sollten diese frechen Tempelschänder weder Aufnahme, noch Duldung mehr finden. Während die Pforten der Kaisersäle sich aufthaten, verschlossen sich die Thüren der Salons, jedes Stubenmädchen ward zur Barrikade, jeder Diener zum spanischen Reiter. Eine Portierloge wäre, wie eine Redoute, nur mit Sturm zu

nehmen gewesen. Wir Unglücklichen, die sonst die Auszeichnung genossen hatten, geduldet in dieser Gesellschaft zu sein, wir, die Musik machen, mit alten Fräuleins tanzen, über das Theater mitreden, und sogar einen Witz über Abwesende riskiren durften, wurden als Abtrünnige exkommunicirt. Noch während die Männer uns die Hand drückten, mit uns Nationalgardendienst thaten, und auf der Wachtstube als Beweis demokratischer Sympathien, Cabannas rauchten statt Regalias, war von den Frauen bereits jener stygische Bannfluch ausgesprochen, den keine Macht mehr lösen konnte. O die deutschen Frauen in Oesterreich wären nicht einmal durch eine kanossische Kirchenbuße zu besänftigen gewesen, und wenn wir sie auch im historischen Costüm und mitten im Februarschnee geleistet hätten.

Die deutschen Frauen in Oesterreich, welche in der Gesellschaft stets die erste Stimme gehabt, waren gewohnt, die Freiheit schüchtern

und vorsichtig im stillen Mondenglanz um die Gitter wandeln zu sehen, die unser Land von der übrigen Welt trennten. Das arme Weib trug das wallende Gewand mit dem Schleier, das ihr Lenau und Anastasius Grün wohlmeinend umgehängt hatten. Man horchte ihrem leisen, gedämpften Gesang, wie einer Nachtigall im fernen Gebüsch. Die Melodie war es, die gefiel. Wir durften die einsame Wallerin grüßen, sogar leise mit ihr flüstern, ja ihr über die Stakets weg die Hand reichen, ohne daß die Frauen beißende Anspielungen auf eine mauvaise liaison gemacht hätten. Es wurde solcher stille Verkehr sogar als anständiger betrachtet, als der mit den Tänzerinnen des Kärnthnerthortheaters. Als wir aber das Götterweib in ihrer ursprünglichen Tracht, in der ärmellosen Tunika, die phrygische Mütze statt des Schleiers auf dem Haupt, im hellen Tagesglanz und auf dem prangenden Triumphwagen durch die Straßen geleiteten, war es vorbei mit

dieser Nachsicht. Alsbald lautete die kategorische Erklärung von allen Lippen, frischen und welken, in nie erlebter Einstimmigkeit: „Entweder sie — oder wir!“

Sie, meine gnädige Frau, glaubten auch insbesondere die Bildung, alle Schätze der Kunst und des Geistes, durch die politische Bewegung gefährdet. Sie waren darüber nicht zu beruhigen, und ich mußte, müde von so viel vergeblichen Versicherungen des Gegentheils, darauf verzichten, Ihre Ansicht umzustimmen. Ich mußte mir sogar sagen lassen, daß ich mit zu Jenen gehörte, die in vandalischer Verblendung alles Schöne bedrohten, und einen tödtlichen Haß gegen alles Resultat der Kunst und Wissenschaft hegten, weil es von Jenen gefördert und veranlaßt sei, die unsere politischen Gegner wären. Derlei Vorwürfe waren zu ertragen, aber zuletzt kam eine wahrhaft bittere Erfahrung. Ich hatte mit Kummer die weiche bezaubernde Grazie in Ihrem ganzen Wesen

einer finstern Energie weichen gesehen, aber ich fühlte mich tief schmerzlich erfaßt, als Ihre Augen keine Thräne, ja keinen Ausdruck des Mitleides hatten, da jene Hinrichtungen erfolgten, auf welche die Geschichte mit Heiligsprechungen antworten wird. Da beklagte ich, daß diese unseligen Ereignisse auch den schönsten Stein im Schmucke deutscher Weiblichkeit — das Gemüth — um seinen hellen beglückenden Glanz gebracht hatten. Die Sage von der Perle, die gelb und matt an einem kranken Körper wird, war zur traurigen Wirklichkeit geworden. Ich finde darin keinen Trost, daß diese Beschuldigung nicht Sie allein, sondern die große Mehrzahl der deutschen Frauen in Oesterreich trifft, sondern nur noch einen Grund mehr für mein eigenes Leid. Ein besserer liegt darin, daß unsere verbitterte Generation einer edleren Platz machen, ein neuer Frühling über die Gemüther kommen wird, die jetzt im Hasse verstarrt sind. Bis dahin leben Sie Ihrem

Triumph. Ich will meinem Glauben anhängen, daß nicht die Partei, welcher anzugehören ich mit bewußtem Stolz erkläre, der Ausdruck der Barbarei ist.

Dresden im Mai 1850.

Uffo Horn.

1690.

Der Brandstifter.

(Neu umgearbeitet.)

Diese Erzählung erschien pseudonym im Taschenbuche „Libussa“ für 1842.

I.

Es war während des Reichskrieges mit Frankreich im Jahre 1690, als die Kasematten von Straßburg wie die der meisten Festungen an der Rheingrenze voll Kriegsgefangener lagen, die das Ende des Krieges und ihre Auswechselung sehnlichst herbeiwünschten. Leider schien diese Hoffnung nicht so bald in Erfüllung zu gehen und ihr Schicksal sich bessern zu wollen, denn Kaiser und König machten unaufhörlich neue Anstrengungen zur Fortsetzung dieses für die Rheinlande so verderblichen Kriegs.

In einem Winkel der Kasematten zu Straßburg saßen auf einer Schütte halbfaulen Strohes zwei dieser Unglücklichen. Der Eine, noch jung, aber durch Entbehrungen aller Art abgehagert und bis zum Grauen verwildert, wühlte mit dem Zorn der

Verzweiflung in den langen schwarzen Haaren, die wirr um sein bleiches Gesicht hingen, und stieß von Zeit zu Zeit abgerissene Worte in einer fremden Sprache aus. Seinem Geberdenspiel nach konnten es nur Flüche und Verwünschungen sein, zuweilen stieß er auch mit dem Kopfe gegen die Wand, und schlug mit den Fäusten gegen seine Stirne. Sein Leidensgefährte, älter und stämmiger, schien über seine Lage ruhiger nachzudenken und geduldigeren Temperamentes zu sein. Er schüttelte mit dem Kopfe, wenn sein Gefährte sich wie ein Wahnsinniger geberdete und als er neuerdings eine Bewegung mit dem Kopfe gegen die feuchte, schwarze Mauer machte, griff er zu und hielt ihn zurück.

„Du hast heute wieder einen bösen Tag, Lorenz," sagte er im breiten Dialekt eines schlesischen Gebirgsbewohners, „was hilft Dir Dein ganzer Zorn, Du wirst doch mit dem Kopfe kein Loch in die Mauer stoßen; die Andern lachen über Dich, sei doch vernünftig."

„Mögen sie lachen," antwortete Lorenz deutsch, „was liegt mir daran! Ach wenn sie mich doch todt geschlagen hätten, statt mich in dieses verfluchte Loch einzusperren!"

„Schäme Dich," meinte der Andere, „wenn Du lieber ein Vaterunser beten möchtest, statt zu fluchen, das möchte Dir besser sein. Es geht uns Andern gerade so wie Dir, wir sind Alle unglücklich, aber Keiner macht solche Narrheiten, wie Du! Heute bist Du ja gar nicht zu halten, so schlimm hast Du's ja noch nie gemacht!"

„Weil es heute ein Jahr ist," knirrschte Lorenz, „heute vor einem Jahr steckten sie mich unter die Reiter!"

„Nu, ich bin auch nicht gerne Soldat worden, und hab' es tausendmal bereut, daß ich mich vom Teufel blenden ließ und mein Land verlassen hab', um in der Fremde mich herumzutreiben, aber was hilft alles Lamentiren, wenn es einmal geschehen ist. Einmal werden wir doch aus der Prison erlöst werden, und dann ist es doch besser, als wenn man todt wäre!"

„Du hast Dir Dein Unglück selber zuzuschreiben," fuhr der Andere auf, „Du bist zu den Werbern selber gegangen, was Dich Niemand geheißen hat, aber ich, ich bin gewaltthätig unter die Soldaten gesteckt worden. Mich hat Niemand gefragt, ob ich will, ich habe mich nicht um's Handgeld verkauft,

mich haben sie niederträchtiger Weise dazu genommen! O, wenn ich den Hund hier hätte, den Judas, der mich verrathen und verkauft hat!"

„Schau', Lorenz, wir liegen nun seit vier Monaten auf derselben Schütte Stroh und im selben Winkel, wir sind Landskinder, wenn Du auch ein Böhmischer bist, und Du hast mir noch niemals ein Wort davon erzählt, was Dir geschehen ist. Ich könnt' es nicht so in mich hineinschlucken, das Herz wird einem leichter, wenn man sein Unglück wem Anderen erzählen kann. Helfen kann ich Dir freilich nicht, aber ein gutes Wort ist auch ein Trost, und vielleicht könnt' ich Dir doch was sagen, das Dir lieb wär'."

„Das Verwürgen taugt allemal nichts, im Unglück muß sich der Mensch aussprechen, sonst drückt es ihm das Leben ab!"

Diese ehrlichen, wohlmeinenden Worte schienen auf den jungen Gefangenen ihren Eindruck nicht zu verfehlen, denn er wurde ruhiger, strich die Haare aus der Stirn, und fragte, einen durchdringenden Blick auf den Andern werfend: „Wirst Du mich auch nicht auslachen?"

„Auslachen? Du mein Gott, wie Dir nur so

was beifallen kann, Lorenz! Das müßt' ja gar kein Christ sein, der einen Nebenmenschen in solchem Unglücke auslachen könnte. Ne, Lorenz, das werd' ich gewiß nicht thun!"

„Ihr Deutschen seid Alle falsch und habt eure Freude daran, wenn es einem Böhmischen schlecht geht!" —

„Nu, so laß Dir's," murrte unwillig der Andere, „renne Dir meinetwegen den Schädel ein, ich sage kein Wort weiter" —

Er wandte sich ab, Lorenz aber nahm ihn bei der Hand und seine Stimme wurde weicher.

„Na, sei nicht böse, Peter! ich will Dir Alles erzählen, vom Anfang an, Du wirst Dich dann nicht wundern, wenn ich fluche und verwünsche, daß die ganze Welt zu Grunde gehen soll. Für das Bedauern bedank' ich mich, darum erzähl' ich es Dir nicht, aber Du sollst sagen, daß ich Recht habe!"

Er lehnte sich zurück an die Wand und begann mit gedämpfter Stimme zu erzählen:

„Ich bin ein Piseker Kind, mein Vater ist Schuster dort und ich hab' ihm bei seinem Handwerk geholfen. Es ist uns nicht schlecht gegangen, wir haben ein Haus dort und ein paar Stücke Feld,

und ich bin der Einzige. Es wäre Alles meine geworden mit der Zeit. Unser Nachbar war ein Methbrauer und machte die besten Pfefferkuchen. Seine Tochter ging in die Schule mit mir und wir mochten uns immer gut leiden. Auch später, wie ich schon beim Vater in der Lehre war, hielt sie noch immer an mir, und wartete am Feierabende unter der Hausthüre, bis ich kam. Sie hat mir im finstern Gange manchen Kuß gegeben und sich nichts aus den andern Jungen gemacht. Mit der Zeit wäre Alles geworden, wenn ihr Vater auch reicher war, als meiner, — denn bei ihnen waren fünf Kinder im Hause und ich war allein. Da schrieb des alten Sokol Schwester, die in Prag ihr Glück gemacht und einen reichen Brauer geheirathet hatte, auf einmal nach Pisek, daß ihre Tochter gestorben wäre und sie die Kathrine bei sich haben möchte. Mir gefiel das gleich nicht, und ich redete es ihr aus, aber der alte Sokol bestand darauf, und sie mußte fort. Alle Leute schrieen über das große Glück, das die Kathrine machte, nur ich nicht. Es war, als hätte mir's Jemand gesagt, daß ich um das Mädel kommen würde, wenn sie von Pisek weg und zur Muhme nach Prag ginge! Da wir es aber

nicht ändern konnten, ergaben wir uns darein, ich versprach ihr bald nachzukommen. Als sie ging, war's Georgi und zu Jacobi sollte ich freigesprochen werden und auf die Wanderschaft gehen. So kam es auch, die Zunft gab mir den Brief, unserer Muhme ältester Junge kam statt meiner zu uns, und ich schnürte mein Bündel, um nach Prag zu gehen. In zwei Tagen hatte ich es erlaufen. Der alte Sokol, dem ich mich vor der Abreise noch zu Gutem empfahl, sagte mir, ich solle nur was Tüchtiges werden, er hätte weiter nichts gegen mich, und gab mir auch einen Brief an seine Tochter mit. Ich ging gleich den zweiten Tag in das Brauhaus, früher als zum heiligen Johannes, auf das Schloß. Ich sage Dir, Peter, ich habe mir kaum Zeit genommen, die Uhr auf dem alten Rathhause anzusehen, als ich vorbei kam; sauber angezogen war ich auch, daß sich das Mädel meiner nicht zu schämen brauchte. Wie ich auf die Stiege kam, wurde es mir schon schwer um das Herz, ich wäre beinahe umgekehrt, aber es ließ mir doch keine Ruhe und ich klopfte an. Kathrine war's, die „„herein““ rief, und wie ich die Thüre auf und meine Reverenz machte, da lief ihr das helle Blut über's Gesicht vor Freuden und wenn

die Muhme nicht auch in der Stube war, wär' sie mir gewiß um den Hals gefallen und hätt' mich geküßt. Die Muhme aber, ein stolzes fettes Weib, der man den Hochmuth schon von weitem ansah, machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: „der hätte auch bleiben können, wo er war" und winkte Kathrinen mit den Augen. Die aber ließ sich nicht irre machen und fragte mich nach Allem aus, was mittlerweile zu Hause vorgefallen war. Wenn der Muhme nicht unser Gespräch zu lange gedauert hätte, wir würden bis in die Nacht hinein geschwatzt haben. Die Muhme aber wurde ungeduldig und stand auf, da mußte ich nun, ich mochte wollen oder nicht, das Gleiche thun und mich mit schwerem Herzen empfehlen. Die Alte sagte mir nicht einmal, ich solle wiederkommen, aber Kathrine flüsterte mir zu: „laß Dich bald wieder sehen!"

„Das ist ja ein recht braves Mädel," meinte Peter, „aber ich merke schon, sie hat nicht ausgehalten."

„Ich suchte Arbeit," fuhr Lorenz fort, „und war so fleißig und achtsam wie Einer. Ich hatte mir vorgenommen, alle Schuster in Pisek weit zu übertreffen, und es allen zuvorzuthun. Ich wollte mir

Ehre und Vermögen erwerben, damit Kathrine es recht gut haben sollte. Sonntag ging ich wieder hin, die Hausleute sagten mir, die Herrschaft wäre nicht zu Hause. Die Magd, die mir's ausrichtete, sah mich dabei so nach der Seite an, daß es mir auffiel. Ich dachte mir aber: „Du Trampel hast mich gut anschau'n, meinst Du, ich werde mich mit Dir einlassen, ich, der ein Mädel wie die Kathrine zur Liebsten hat? und so macht' ich mir nichts aus ihr und ging wieder fort. Unter der Woche konnt' ich bei Tag nicht ausgehen, ich mußte warten, bis wieder Sonntag war. Ich kam diesmal früher, um sie ja nicht zu versäumen. Die Magd richtete mir aus, sie könnte mich nicht hineinlassen, weil sich die Frauen zum Kirchgang anzögen. Da hörte ich eine Männerstimme im Zimmer drin und fragte, indem mir das Herz zitterte: „Was ist denn für ein Mannbild drinnen?" Die Magd antwortete: „Der Herr Vetter vom Herrn," und machte die Thüre zu. Der Zorn kam jählings über mich. Was hat denn der drin zu sein und warum ich nicht? dacht' ich mir, „wenn sie sich vor dem anzieht, kann sie's auch vor mir. Mit der Vetterschaft wird's nicht so arg sein, die ganze Verwandtschaft wird wohl daher kommen,

daß ihre Kuh aus seiner Pfütze gesoffen hat; zu einer so hübschen Muhme findet sich geschwind ein Vetter! Das Ding gefiel mir immer weniger, und ich beschloß, ihnen aufzupassen, wenn sie aus dem Hause kommen würden. Es dauerte auch gar nicht lange, da erschienen sie, der Brauer mit seinem Weibe in einem hoffärtigen Staate, als ob sie gleich freiherrliche Leute wären und hinter ihnen Kathrine und der Vetter. Wie mich das Mädel sah, wurde sie über und über roth und sah gen Himmel, als ob sie betheuern wolle, sie könne nichts dafür. Die Andern sahen mich gar nicht an. Ich ging ihnen nach, um zu wissen, in welche Kirche sie gehen würden, und wartete drin bis zum Ende. Sie mußten wieder an mir vorbei; wie die Muhme mich sah, flüsterte sie was zu ihrem Manne, der griff in die Tasche und wie er an mir vorbei kam, langte er mir, ohne an den Hut zu rühren, einen Siebzehner hin und sagte mit seiner fetten Stimme: „Da hat er, mache er sich einen guten Tag!“ Ich dachte grade, der Donner müsse mich in die Erde schlagen. Ich wollt' ihm den Silberling vor die Füße schmeißen und ihm sagen: „ich bin kein Bettelbub' und steh' um ihr Geld nicht,“ aber die falsche Kröte, die Ka=

thrine, sah mich wieder so an, daß ich weich wurde, und ohne was zu sagen, fortging. Ehe ich aber noch um die Ecke kam, so daß sie mich noch sehen konnten, schenkte ich den Siebzehner einem alten Weibe. Bis Sonntag dauerte es mir zu lange, ich wollte Kathrinen einmal in der Woche aufpassen. So hielt ich es nicht länger aus. Ich nahm mir einen Vorwand, daß ich einen Brief von Hause bekommen hätte mit Grüßen von ihrem Vater und log noch etwas dazu, daß eine Freundin von ihr auswärts heirathen würde. Aber es ging mir auch nicht besser am Wochentage als andermal am Sonntage. Die Magd sagte mir geradezu, die Herrschaft habe ihr es verboten, mich hineinzulassen. „Sie thun mir leid," sagte mir das gute Thier, „die Jungfer Kathrine macht sich nichts aus Ihnen und die Herrschaft schimpft über Sie. Mir scheint, die Frau wird es kuppeln mit der Jungfer und dem Herrn Vetter!" Ich nahm mich zusammen und fragte: „ob die Jungfer nicht manchmal allein ausginge?" Die Magd sagte mir, nur an Dienstagen und Freitagen Nachmittags, da ginge sie zu einer Haubenmacherin. Ich ließ mir das Haus beschreiben und die Stunde sagen und wie es Dienstag um vier

wurde, machte ich mich aus der Werkstatt, that den guten Rock an und lief auf die Kleinseite. Richtig! sie kam. — Wie sie zum Haus hinaustrat, sah sie sich erst eine Weile um, als ob sie auf Jemand wartete. Dann ging sie langsam auf die Brücke zu, ich ihr nach und sprach sie an. Sie erschrak, es kam mir nun selber vor, als ob sie kein gutes Gewissen hätte!" Peter, der dieser Erzählung mit der Aufmerksamkeit gefolgt war, die man bei so trostloser Langweile, wie die eines Kriegsgefangenen in den Kasematten ist, jeder Abwechselung und Unterbrechung zuwendet, schob sich in die Höhe und athmete auf. Der Würdige ahnte, daß nun etwas Entscheidendes passiren würde. Lorenz machte eine Pause und griff wieder in das Stroh, aus dem er in den Anfällen seiner Wuth bereits Häckerling gemacht hatte.

„Na, wie war's denn weiter?" fragte Peter.

Lorenz lachte grimmig auf. „Ich sprach eine lange Weile zu ihr, ich weiß gar nicht, was ich ihr Alles gesagt habe, von unserer Kindheit, von Pisek, von den Küssen unter der Hausthüre — Sie sagte blos: in Pisek war es was Anderes, da waren wir ja noch Kinder!" Ich wollt' sie bei der Hand neh-

men, da rief sie aber: „Du machst mich schmutzig, Herr Jesus, wie riechst Du nach Pech!" Ich hatte mich freilich in der Eile, mit der ich aus der Werkstatt lief, nicht gewaschen, aber mir schnitt es in die Seele, daß sie mir das vorwarf. Im selben Augenblicke trat auch Jemand zwischen uns, es war der Herr Vetter. Sie hing sich sogleich an ihn, der mir einen stolzen Blick zuwarf und mit ihr zu reden anfing, als ob ich gar nicht da wäre. Da überkam mich die Galle. „Wer sind Sie, daß Sie sich unterstehen, mit meinem Mädel zu gehen?" fragte ich ihn und wollt' ihn bei Seite schieben, aber er stieß mich vom breiten Stein herunter und rief so laut, daß alle Leute aufhorchten: „Will Er gleich gehen, Er unverschämter Bengel" und winkte dabei einem von der Schaarwacht, der auf der Brücke stand. Ich hob die Hand gegen ihn auf, er aber stieß mich wieder zurück und da ich sah, ich würde gegen die Zwei nichts ausrichten, sprang ich auf die Seite und lief dem Wächter davon, der mir die Springstange nachwarf. Wie ich in der Altstadt war, bog ich gleich an den Mühlen hinab und in eine Seitengasse, da hatten die Schelme das Nachsehen. Aber der falschen Kröte, die mir mein Schusterpech vor-

geworfen hatte und dem Schuft von Vetter, der mir mein Mädel abspänstig gemacht, schwur ich's zu vergelten. Ich wußte mir im Augenblicke keinen andern Rath, als daß ich mir einen Rausch antrank, und wie alles Unglück auf einmal kommt, begegnet mir beim Nachhausekommen die Meisterin auf dem Vorplatz. Ich konnte das geizige Aas niemals ausstehen und wie sie mich nun so einen Tagedieb um den andern und einen besoffenen Schlingel hieß, antwortete ich ihr auch nicht grade faul und wollt' sie zu guter letzt über die Stiege schmeißen. Sie aber schrie wie am Spieß und da kamen der Meister und der andere Gesell, ein falscher Deutscher, ihr zu Hilfe und schmissen mich auf die Gasse. Ich mußte mich unter den Schuppen legen, und am andern Tage kriegte ich mit Mühe und Noth meinen Ranzen. Mit dem Handwerk war es aber vorbei in Prag, der Meister brachte die Geschichte vor die Zunft und nun wollte mir Niemand mehr Arbeit geben. Nach Hause wollt' ich nicht, der Schande und des Spektakels wegen, und so blieb ich derweil auf unserer Herberge. Ich mochte auch nicht fort, bevor ich dem Gesindel nicht Eins angehängt hatte; das mußte ich thun, und wenn es mich das Leben

hätte kosten sollen. Seit die Kathrine mir untreu worden war, hatte ich auch an nichts weiter eine Freude, als an der Rache. Vorerst sucht' ich den Leuten auf Schritt und Tritt zu begegnen; wenn die Kathrine aus dem Hause trat, war ich da und lachte ihr ins Gesicht. Dem Vetter zog ich jedes Mal ein schiefes Maul und freute mich, wenn er roth vor Zorn wurde, wie ein Truthahn. Er fluchte zwar jedes Mal in den Bart, aber anhaben konnt' er mir doch nichts. Wie aber mein Erspartes zu Ende ging und ich nichts mehr zum Zusetzen hatte, auch die Herbergwirthin mit dem Borgen schwierig ward, beschloß ich, den Leuten im Brauhause eine Schande zu machen, daß sie zeitlebens an mich denken sollten; dann wollte ich fort in die Welt und bei guter Gelegenheit wiederkommen. Das hatte ich der falschen Kathrine zugeschworen, daß sie mich nicht los werden sollte. Ich verabredete mit ein paar andern Gesellen, die auch keine Arbeit hatten, einen Hauptspaß und dann wollten wir uns in aller Eile zum Thore hinaus machen. Wir lernten uns ein Lied ein von hochnäsigen Jungfern, nahmen alte Töpfe mit und am finstern Abend trafen wir vor dem Brauhause zusammen. Wir hatten uns

einen Freitag ausgesucht, wo die Brauknechte zeitig Feierabend hatten, und wie es so recht stille auf der Gasse war, fingen wir unsere Musik an. Alle Leute rissen die Fenster auf, ich schrie und lärmte, daß man es weit und breit hören mußte. Aber auf einmal sprangen der Vetter und der Brauer aus der Hausthüre und auf uns zu. Ich hatte mit einem derben Knittel darauf gepaßt, aber die Andern liefen wie begossene Hunde davon und die zwei packten mich und hielten mich auch so lange, bis die Stadtwache herzukam. „Das soll Dir schlecht bekommen," schrie der Alte, „Du sollst an mich denken, Lump!" „Ich will schon dafür sorgen, daß wir vor dem Schuft Ruhe haben," keifte der Vetter, „lassen Sie das nur meine Sorge sein!" Die Scharwächter wurden ins Haus gerufen und ihnen Bier und Käse vorgesetzt, während ich wie ein Dieb mit gebundenen Händen in einem Winkel stehen mußte. Mir war es nun alles eins, was sie mit mir anfingen, am Ende mußten sie mich doch laufen lassen. Ein paar Wochen im Stockhause war das Höchste, was sie mir anthun konnten, aber die Schande und der Spott blieb ihnen. Ich lachte daher zu allen Drohungen und ging trotzig mit ihnen auf die

Büttelei. Am andern Mittag holte man mich aus dem Loche, aber nicht zum Verhör auf's Gericht, sondern auf den Platz vor der Kaserne. Mir ahnte noch immer nichts von meinem Unglücke, bis ich den Vetter mit einem Offizier von den Musketieren, kommen sah. Der Schuft zeigte auf mich und ging dann. Mit dem Offizier kam ein Korporal, der nahm mich den Scharwächtern ab und stieß mich in den Kasernenhof. Nun ging mir's auf, ich war verrathen und verkauft für Lebenszeit. Der Offizier sah mich von oben bis unten an und sagte: „Hundsfott! Du hast den Staubbesen verdient, aber weil sich ein Herr für Dich verwendet hat, sollst Du Soldat werden! Korporal! nehm' er den Kerl und verwahre er ihn bis zum nächsten Transport; wenn er wieder seine Mucken kriegt, so treib' er sie ihm mit dem Stock aus!" Damit war's abgethan, ich wurde fortgestoßen, ich mochte sagen, was ich wollte, mußte Tags darauf zur Fahne schwören und nachdem sie mich und ein Schock andere zwei Monate gedrillt hatten, ging es fort. Ich schluckte meinen Zorn und meinen Kummer hinein, trug die Prügel ohne zu mucksen und fraß mein Schwarzbrot wie ein Kettenhund. Wenn ich nur erst draußen bin, dacht'

ich, laufe ich davon. Ich riß auch aus, aber das Unglück wollte, daß sie mich wieder bekamen, und nun lag ich vier Wochen im Spitale nach der Execution. —

„Wieviel hast Du denn bekommen?“ fragte Peter. „Drei Mal Gassenlaufen durch hundert Mann“ — knirschte Lorenz, „ich war aufgehauen, wie ein Lazarus. Gleich im ersten Gefecht kam ich in die französische Prison. Das Andere weißt Du!“

„Armer Kerl!“

„O wenn ich nur erst wieder los bin! dem Hund, der mich verkauft hat, muß ich an's Leben und sollt' ich den andern Tag gehangen werden! Das Haus zünde ich ihnen über dem Kopfe an, den Vetter bring' ich um, und wenn es geht, die falsche Katze mit, um derentwillen ich in all' dieses Unglück gerathen bin!“

Lorenz, der anfangs mit gedämpfter Stimme gesprochen hatte, war zuletzt so laut geworden, daß man jedes Wort hören konnte. In seinem Eifer hatte er auch nicht bemerkt, daß ein verhüllter Mann an sie herangetreten war und den größten Theil seiner Erzählung mit angehört hatte. Als er nun geendigt hatte und sich erschöpft auf das Lager warf,

trat der Fremde aus dem Schatten und entfernte sich, aber nur, um nach einer Weile mit einem Unteroffizier, der eine brennende Laterne trug, zurückzukehren. Beide traten an die Strohschütte und der Soldat beleuchtete das wild aufgeregte Gesicht des Gefangenen. Der Fremde warf einen stechenden Blick auf Lorenz, dann nickte er dem Unteroffizier und entfernte sich. Lorenz mußte aufstehen und diesem folgen.

II.

In der Festung Philippsburg am Rhein saß der gefürchtete Generalleutnant Melac, die bluttriefende Kralle, die Louvois, König Ludwigs XIV. allmächtiger Minister in das Herz Deutschlands schlug. Melac war seiner Zeit verschrieener und gefürchteter, als irgend einer der barbarischen Kriegsfürsten seiner Zeit. Banner und Torstensohn waren milde und weich, neben ihm, die Grausamkeiten, die man von ihm erzählte, klangen wie blutige Mährchen. Er sengte und brennte, mordete, verwüstete — Schutthaufen waren die Spuren seiner

Schritte, seine Truppen die verwildertsten unter Allen. Möchte die erzürnte allgemeine Meinung auch bei ihm übertreiben, die Wahrheit und Wirklichkeit war immer noch schauderhaft genug, um allen Haß zu rechtfertigen, den jeder Deutsche empfand, wenn Melac's Namen genannt wurde. Schon seine äußere Erscheinung war schreckenerregend. Niemand konnte ohne Grauen in dieses geisterhafte Antlitz sehen, und diese bald heisere bald zornig tobende Stimme hören, ohne im Innersten zu erbeben.

Vor dem General stand aufrecht, in steifer Haltung einer seiner Vertrauten, der Capitain Parrol. Dieser, ein Abenteurer aus der italienischen Schweiz war eines seiner brauchbarsten Werkzeuge, wenn es galt, Unheil und Schrecken zu verbreiten. Er war in seinem Aeußern grade das Gegentheil seines Herrn, klein und gelb, hatte tückische Augen und kriechend höfliche Manieren.

„Nun wie steht es?" fragte Melac, wie viele habt ihr aufgegabelt?

„Fünfzig Mann Monseigneur!" lautete die Antwort, „lauter vortreffliche Bursche, von denen Jeder dem Galgen nur auf die wunderbarste Art entgangen

sein muß, denn verdient haben ihn Alle ohne Ausnahme!"

Dem General schien dieser humoristische Ton nicht zu gefallen.

„Ihr habt ihn selber verdient," sagte er scharf, „und könnt selbst sehr froh sein, daß Ihr statt des Strickes einen Ringkragen um habt. Zur Sache. —

„Ich habe meine Rundreise gemacht Excellenz, durch die Bagnos von Brest und Calais, dann durch die Gefängnisse von Paris und zuletzt durch die Kasematten unserer Festungen. Ueberall waren Leute genug, denen es nicht an Muth und Schlauheit gefehlt hätte, aber die andern Eigenschaften, die Eure Excellenz verlangten, gingen ihnen ab. Es brauchte wirklich viele Mühe unter zehntausend Spitzbuben fünfzig taugliche herauszufinden. Ich kann mir aber schmeicheln Excellenz, daß ich die rechten Leute ausgesucht habe!"

„Euer Schaden, wenn ihr fehlgegriffen habt!"

„Alle sprechen deutsch, einige darunter auch böhmisch und polnisch, sogar zwei sind darunter, die auch ungarisch verstehen. An ihrer Willfährigkeit zweifle ich nicht, aber es wird schwer halten, sich ihrer Ausdauer zu versichern, wenn sie aus dem

Bereiche Ihrer Macht sind. Wir können diese Leute wirklich nur durch glänzende Belohnung dahin bringen, daß sie ihre Schuldigkeit thun!"

„Um so mehr, da Ihr der Zahlmeister seid," antwortete Melac spöttisch, „aber um eines so wichtigen Zweckes willen soll es auf die Mittel nicht ankommen!"

Er langte nun nach einigen Papieren, die auf dem Tische lagen.

„Nähere Instructionen gebe ich Euch keine Capitain, nur die Versicherung, daß Ihr mit Eurem Kopfe für die möglichst genaue Ausführung des Planes haftet. Wir haben eingesehen, daß wir dem Kaiser nicht wehe thun, wenn wir die Rheinlande verwüsten. So lange seine Erbstaaten unangetastet bleiben, wird es ihm an Mitteln nicht fehlen, den Krieg fortzusetzen, den Frankreich so schnell als möglich zu beendigen wünscht. Es muß daher die Kriegsfackel in seinen eignen Ländern entzündet werden, und Ihr seid bestimmt, mit fünfzig Mann zu thun, wozu wir sonst unsern besten General mit so viel tausend brauchen würden."

„Ich schätze mich glücklich Excellenz, ein solches Vertrauen zu genießen" — aber setzte er mit einem

blitzschnellen tückischen Seitenblick hinzu, „wenn vielleicht Jemand von den Offizieren Sr. allerchristlichen Majestät Lust hätte, oder geeigneter wäre, diese ruhmwürdige Expedition zu befehligen.“ —

Melac war nicht der Mann, dem man unbemerkt und unbestraft eines anhängen durfte. Er warf den Kopf in die Höhe, daß seine schwarzen Haare sich sträubten, so daß der Capitain im Augenblick bereute, was er in einer Anwandlung von Selbstgefühl gesprochen.

„Solche Expeditionen,“ sagte Melac in zerschmetterndem Ton, „die man aus den Bagnos und den Kasematten rekrutirt, können eben nur Leute kommandiren, die selbst dahin gehören. Ihr seid ein Gauner, Capitain, ein falscher Spieler, habt Gelder unterschlagen und Eure Gönner verrathen, Ihr seid ein Mensch, der für einen Louisdor seine Seele verkaufen würde, wenn sie dem Teufel so viel werth wäre. Was Offiziere des Kriegs, ich meine, wirkliche Offiziere von gutem Adel und ehrenhaftem Ruf leisten können, das wird man Euch nicht übertragen. Vergeßt nicht, daß Ihr vor der Galeere noch keineswegs sicher seid und daß nur meine Verwendung Euch bisher davor gerettet hat. Wenn Ihr daher

keine Lust weiter habt, die Dienste zu thun, zu denen man Euch brauchen kann, so könnt Ihr gehen. Aber seht zu, wie Ihr dann mit dem Profoß fertig werdet!"

„Euer Excellenz," stotterte Parrol, „ich kann nur meine unbedingteste Bereitwilligkeit, meinen Eifer für die Sache Sr. Majestät und Ihre Befehle, Excellenz! wiederholen!

„Also keine unverschämte Zwischenbemerkung mehr," sagte Melac, die Stirne zusammenziehend, „Ihr baut auf Eure Unentbehrlichkeit, aber ich versichere Euch, man kann Alles entbehren auf dieser Welt und einen Schurken am allerleichtesten. Wenn ich Euch heute erschießen lasse, so habe ich morgen zehn Andere, die ebenso schlecht und verschlagen sind. Diese Liste also, enthält die Städte in den Erbstaaten des Kaisers, welche durch Feuer verwüstet werden sollen. Die Brände müssen wo möglich gleichzeitig oder doch rasch hinter einander erfolgen. Hier ist eine Adresse an einen Agenten unserer Polizei, der schon seit Jahren als Sprachlehrer in Prag wohnt und bei dem Ihr Euch aufhalten werdet. Zehntausend Livres werden Euch mitgegeben, es darf Euren Leuten an Geld nicht fehlen, aber den

besten Lohn müßt Ihr ihnen erst nach ihrer Wiederkehr versprechen!"

„Das will ich thun, aber wäre es nicht sehr zweckmäßig, wenn Euer Excellenz die Gnade hätten, selbst ein Wort an die Leute zu richten. Wir können sie wirklich nur durch große Versprechungen halten und aneifern, sonst laufen sie beim ersten Schritt über die deutsche Grenze, auseinander, da wir dort keine Macht mehr über sie haben."

„Ich bleibe aus dem Spiel," sagte Melac. „Das fehlte noch, daß ich in Person mit diesen Canaillen unterhandeln sollte. Wofür seid Ihr denn da?"

„Mir glauben die Leute nicht, sie würden mir unausgesetzt mißtrauen. Wenigstens mit denjenigen, welche die einzelnen Trupps führen, belieben Eure Excellenz selbst zu sprechen — um die Versicherungen, die ich machen werde, zu bekräftigen." —

„Nun, so führt mir einige von den Gaunern her" — sagte nach einigem Bedenken der General, „ich will zugleich sehen, welchen Schlages sie sind."

„Besonders Einen empfehle ich der Aufmerksamkeit Eurer Excellenz, es ist die beste Acquisition, die ich gemacht habe und war zugleich auch die letzte. Ich habe diesen brauchbaren Menschen erst in Straß-

burg gefunden. Während ich wie gewöhnlich die Kasematten durchstreifte, um in der Dunkelheit die Gespräche der Kriegsgefangenen zu belauschen, und Subjekte für meinen Zweck zu finden, kam ich zufällig in die Nähe dieses Menschen, während er einem Andern seine Geschichte erzählte. Er ist gewaltsam unter die Soldaten gesteckt und ihm sonst auch in Prag sehr übel begegnet worden. Da hat denn dieser Mensch einen unauslöschlichen Haß auf die Stadt und ihre Bewohner geworfen, und ihnen mit Mord und Brand gedroht. Ich ließ mir ihn ausliefern, brachte ihn in einem Wagen hierher und überzeugte mich, daß er ebenso verschlagen und klug, als erbittert sei. Zudem kennt er alle Wege im Lande und spricht die Zigeunersprache. Er ist eben so wohl geeignet, guten Rath zu geben, als die übrigen zu überwachen. Auch scheint er mir mehr Vorsicht als Kühnheit zu besitzen und wird gewiß der letzte sein, der sich verräth. Dieser Mensch will aber nur unter der Bedingung seine Dienste leisten, wenn ihm Euer Excellenz irgend eine Versorgung zusagen. Er will mit seiner Geliebten zurückkommen und bittet daher um irgend eine — Stelle!"

„Die kann er finden — im Festungsgraben!"

grinste Melac, „ich werde alle Anstalten treffen, daß Jeder von dem Gesindel, der dem Galgen dort entgangen ist, ihn sicher hier findet. Laßt die Kerls herein und behaltet dann noch Euern Liebling zurück.“

„Verzeihung Excellenz! das möchte den Uebrigen auffallen, ich will ihn, wenn es erlaubt ist, mitbringen, wenn ich meinen unterthänigen Abschied nehme.

Melac erwiderte nichts, sondern erhob sich um in's Vorzimmer zu gehen, wo sechs bürgerlich gekleidete Männer, unter denen auch Lorenz Prohaska, sich befanden. Obwohl sie sämmtlich anständige Kleider trugen, Haare und Bärte verschnitten waren, konnten sie nicht verläugnen, daß sie abgefeimten Spitzbuben doch um vieles eher gleich sahen, als ehrlichen Leuten.

Keiner hielt übrigens Melacs durch und durchstechenden Blick so fest und unbefangen aus wie Lorenz.

„Leute,“ begann Parrol in schlechtem, aber geläufigem Deutsch, „Ihr seid bestimmt, die Expedition unter mir zu kommandiren. Ihr erhaltet deshalb erhöhten Sold, nämlich für den Tag einen Thaler,

während die Andern nur drei Livres bekommen. Wenn Ihr Eure Aufträge nach Zufriedenheit ausgerichtet habt, so sollt Ihr, als die Anführer, noch eine größere Belohnung erhalten. Der Sold wird Euch auf vier Wochen vorausbezahlt und Jeder hat für sich selbst unterweges zu sorgen. Erst in Prag werde ich wieder auszahlen, früher nicht. Diejenigen, welche sich besonders ausgezeichnet haben, behält Sr. Excellenz sich vor, auch besonders bei ihrer Rückkehr zu belohnen!"

Mit einer tiefen Verbeugung gegen den General, trat der Capitain bei Seite. Melac der jeden Einzelnen betrachtet hatte, sagte jetzt in gebrochenem Deutsch, zumeist gegen Lorenz gewendet: „Gut machen Eure Affaire, viel Geld — schlechtmachen, Füsillir — kein Pardon!" dann drehte er der Bande den Rücken und verließ das Zimmer wieder.

Der Capitain ließ sich nun in die Details der Expedition ein, und bezeichnete Jedem, was er zu thun habe, um die nothwendige Verbindung mit dem Chef derselben zu erhalten. Er war aber vorsichtig genug, seine Wohnung in Prag keinem der Gesellen zu verrathen, sondern bestimmte ein kleines Wirthshaus, das ihm Lorenz angegeben hatte, als

den Ort, wo man ihn oder einen Vertrauten finden würde. Losungsworte, Vorsichtsmaßregeln für alle Fälle wurden sorgfältig abgeredet und Lorenz bewies bei dieser Berathung auf's Neue, wie brauchbar gerade er zur Ausführung des nichtswürdigen Planes war. Die Auszahlung des Soldes für acht Tage fand an die gesammte Mannschaft statt, und wurde vor ihren Augen den bestimmten Anführern der Rest der Summe übergeben. So konnte Parrol sicher sein, daß sich die würdigen Männer, die er befehligte, gegenseitig auf das Beste überwachen würden.

Den folgenden Tag traten die verschiedenen Rotten ihren Marsch an, unter den mannigfachsten Verkleidungen, als Musikanten, als Handwerksbursche, als entlassene Soldaten. Parrol und Lorenz blieben zurück, da sie die Reise zu Wagen machten, den Uebrigen also einen Vorsprung von einigen Tagen leicht gestatten konnten.

Der Capitain schmeichelte Lorenz, indem er ihn als die eigentliche Seele des ganzen Unternehmens darstellte und ihn dem General beim Abschiede auf das Dringendste empfahl. Lorenz, von seinen Rachegedanken verblendet, merkte die zweideutigen Blicke nicht, welche die beiden sich zuwarfen, indem sie ihm

Versprechungen machten. Er brannte vor Begierde, sich wichtig und unentbehrlich zu machen, er strengte sich unausgesetzt an, neue Vorschläge zu entwerfen die das Vertrauen seines Chefs steigern und seine Ansprüche auf eine große Belohnung vermehren konnten. Parrol ließ ihn gewähren — so klug Lorenz es auch anzustellen glaubte, der verschlagene Tessiner übersah ihn doch und war nur um so entschlossener, sich seiner zu entledigen, wenn er ihn genugsam ausgebeutet haben würde.

Sie reisten endlich ab, Parrol als Kaufmann, Lorenz als sein Diener und Kutscher. Wer ihnen auf der Straße begegnet hätte, würde in diesen sauberen spießbürgerlich aussehenden Männern eher alles Andere, als die Häupter einer Mordbrennerbande vermuthet haben. Der Capitain trug eine graue Perrücke, Lorenz eine blonde, die Bärte waren glatt weggeschoren und die Degen und Pistolen, die sie führten, fielen in jener Zeit und bei der Unsicherheit der Wege nicht im Geringsten auf. Parrol reiste langsam, überall erkundigte er sich auf das Genaueste und traf alle Anstalten zu seiner Rückreise, ohne daß Lorenz darum wußte. Auf hin zu hatte er sein eigenes Gefährte, zurück wollte

Parrol mit Kourierpferden, allein und so schnell als möglich. Bei aller Frechheit und Entschlossenheit, die er sonst hatte, versäumte er doch keine Vorsichtsmaßregel, um einen sichern Rückzug nehmen zu können. Er war vollkommen darauf gefaßt, daß er von seinen Leuten verrathen und verkauft werden könnte. Lorenz ahnte gar nicht, warum in Augsburg und München Felleisen und Packete zurückgelassen wurden, die Geld und Kleider enthielten, ja er machte sich im Stillen lustig über die scheinbare Aengstlichkeit, die Parrol an den Tag legte, seit sie im Lande des Feindes waren. Ihn erfüllten stolze und frohe Hoffnungen, aber er hütete sich, sie dem Capitain zu vertrauen, sondern schien lediglich mit der Ausführung ihres gemeinsamen Planes beschäftigt.

III.

Vor der Kirche der Dominikaner zu Prag drängte sich die Menge, die aus der Messe kam. Der Geistliche hatte am Schlusse derselben die übliche Verkündigung ausgesprochen, daß Herr Johannes Röseler, Bakkalaureus der Rechtsgelehrsamkeit und

Schreiber eines edlen und ehrenfesten Rathes der Altstadt Prag über acht Tage mit der tugendsamen Jungfrau Katharine Sockel aus Pisek ehelich getraut und dieserhalb das dritte und letztemal aufgeboten würde. Die Leute theilten sich beim Hinausgehen ihre Bemerkungen über das Brautpaar mit, und die Meisten waren sehr einverstanden mit dieser Heirath. Jener Zeit war es auch nothwendig, daß die Brautleute in der Kirche gegenwärtig sein mußten, während sie aufgeboten wurden. Eine große Zahl Neugieriger wartete daher, bis sie aus der Kirche treten würden, und als dies geschah, ließ sich rings ein beifälliges Murmeln und Zischeln vernehmen. Das Paar erschien solcher Aeußerung auch vollkommen würdig. Die stattliche Figur des Bakkalaureus, der wie es sich gebührte, schwarz gekleidet mit feiner Spitzenkrause und goldener Nesteln an dem Sammtwamms die schöne Braut an der Hand führte und dabei nach allen Seiten hin grüßte und dankte, ohne das Baret aufzusetzen und der blonde, frische Liebreiz Katharina's entlockten jedem Munde die Bemerkung: „das sei ein schönes Paar und schickten sich die Leute sehr gut für einander!"

Nur Einem schien das Alles sehr unlieb zu sein

und dieser war Lorenz, der gestern mit Parrol angekommen, den Morgen bereits benützt hatte, um Erkundigungen einzuziehen. Er folgte dem gemessen und anständig langsam fortschreitenden Brautpaare bis an das ihm wohlbekannte Brauhaus. Ein schmales Gäßchen, das neben diesem nach dem Moldauufer zu führte und dessen eine Seite durch die Mauer des Gartens gebildet wurde, der an das Brauhaus stieß, entzog ihn den Blicken der Beiden, die sich in der Thüre den Freunden empfahlen, welche sie bis hierher geleitet hatten. Lorenz, der über die niedere Mauer in den Hof sehen konnte, gewahrte bald, daß, nachdem die jungen Leute ihre Oberkleider abgelegt hatten, sie in den Garten herabkamen. Ein Bursche trug ihnen das Frühstück in eine Laube, die aus Latten zusammengeschlagen war, welche ein dichtes Gewinde wilden Hopfens und blühender Schlingpflanzen überzog. Lorenz ersah rasch die Gelegenheit, man konnte von dem Garten des Nachbars, der nur durch einen Zaun von Brettern von dem des Brauers getrennt war, Alles hören, was in der Laube gesprochen wurde. In diesen Garten gelangte er ohne Aufsehen durch das Hinterpförtchen, das nach dem Wasser zu führte und nur durch einen

hölzernen Steckriegel verschlossen war. Er drückte das Pförtchen wieder zu, eine Reihe Bretter, die dort zum Trocknen aufgestellt waren, verbarg ihn den Blicken des Brautpaares, das diesen Winkel aufgesucht hatte, um dem Sonntagslärm im Vorderhause zu entgehen.

Katharina war wirklich schön geworden, das vergangene Jahr hatte ihre Reize entwickelt, und Lorenz biß die Lippen blutig vor Zorn, daß ein Anderer dieses schöne, frische Mädchen, das er schon als seine Braut betrachtet, das er mit aller unbändigen Kraft einer ersten Leidenschaft geliebt hatte, ihm entreißen und für sich behalten sollte. Er schwur im Stillen, daß das dem Bakkalaureus nicht gelingen sollte, der Niemand Anderer als jener schon erwähnte Vetter war, den er im Verdacht hatte, ihn an die Reiter ausgeliefert zu haben. Das Gekose und glückliche Geflüster der Liebenden peinigte ihn, als würde er mit glühenden Nadeln gestochen.

„Nun, meine liebe Katharina," sagte Herr Röseler, „kränke Dich nicht darüber, daß Dein Vater nicht zu unserer Hochzeit kommen kann, wir wollen ihn gleich nach unserer Trauung in Pisek heimsuchen. Ich freue mich sehr darauf, Deine Eltern

und Verwandten zu sehen, ich glaube, daß sie Dir Alle nicht Unrecht geben werden, daß Du meine Werbung angenommen hast!"

„Und doch ängstigt mich Etwas und wird mir die Freude verbittern, wenn ich mit Dir nach Pisek komme. Unser Nachbar, dessen Sohn verschwunden ist, und der meinen Eltern schon vorgeworfen hat, daß er meinetwegen in Verzweiflung gerathen und in die weite Welt gegangen sei, wird mir kein freundliches Gesicht machen — und viele von den Leuten dort werden mir Unrecht geben."

„Was braucht Dich das zu kümmern? der Strolch ist an seinem Schicksale selber Schuld. Du wirst doch nicht wegen des albernen Geschwätzes der Schustersippschaft Deinen Vater und Deine Geburtsstadt nicht wiedersehen wollen? Was geht er Dich überhaupt an?"

„Wir waren doch in früherer Zeit Freunde." —

„Katharina," sagte Herr Röseler beinahe beleidigt, „thue mir den Gefallen und erwähne dieses Burschen nie wieder. Wenn Dein Vater auch diesen Umgang duldete, so hat Deine Muhme, die Dich an Kindesstatt angenommen hat, das Recht gehabt, ihm ihre Thüre zu verschließen. Du bist hier in

andern Verhältnissen, als in Deinem Vaterhause, auch als die Braut eines Mannes, dem der Weg zu den ersten Ehrenstellen der Stadt Prag offen steht, der Gönner und Freunde unter den angesehensten Herrschaften des Landes zählt, solltest Du an die Thorheiten Deiner Kinderzeit gar nicht mehr denken. Ich möchte beinahe glauben, Du" —

„Nein, nein, lieber Johannes!" fiel ihm Katharina in's Wort, ich will gar nicht mehr an ihn denken. Ich bedauere nur, daß ein Mensch meinetwillen in's Unglück gekommen ist, weiter nichts" —

„In's Unglück," sagte Herr Röseler, „im Gegentheile! Wenn er als Ruhestörer und wegen Beschimpfung ansehnlicher Leute gestraft und mit dem Staubbesen gezüchtigt nach Pisek zurückgebracht worden wäre, dann hätten sich seine Leute erst recht schämen müssen, einen solchen Verwandten zu haben. Unter den Soldaten kann er, wenn er sich bessert, noch sein Glück machen. Mancher nichtsnützige Bursche ist dort schon ein würdiger Mann geworden und zu Ansehen und Ehre gekommen. Daß dieser Schelm es zu etwas bringen wird, zweifle ich selbst, aber es ist blos seine Schuld, wenn es ihm schlecht geht!"

„Vielleicht ist er schon todt," — seufzte Katharina, „nun ich habe ihm alles Böse verziehen, das er mir zugefügt hat, jedesmal auch für ihn gebetet, wenn es hieß, daß Viele von den Kaiserlichen umgekommen seien." Lorenz hörte diesem Gespräch in seltsamer Stimmung zu. In eben dem Maaße, als sein Haß gegen den Bakkalaureus sich bis zu mörderischer Wuth steigerte, erwachte die alte Leidenschaft für das schöne Kind auf's Neue. Sie hatte ihn nicht vergessen, sie beklagte ihn, sie hatte für ihn gebetet — vielleicht — da ballte er knirrschend die Faust, denn Herr Röseler gab der schönen Braut einen Kuß, den sie schüchtern und züchtig abwehren wollte. Nur die Furcht, Alles mit einem Male zu verderben, hielt den wüthenden Liebhaber ab, den Plankenzaun einzureißen und über den tödtlich gehaßten Nebenbuhler herzufallen. Seine Hände aber umfaßten krampfhaft den Griff eines kurzen Dolches, den er stets bei sich trug, aber am Ende hätte die Wuth doch über die Klugheit gesiegt, wenn nicht der alte Brauherr selbst in den Garten getreten wäre, und sich zu den Beiden in die Laube gesetzt hätte.

Lorenz vernahm nun Alles, was der Alte über

die bevorstehende Hochzeit sagte — sie sollte so glänzend angerichtet werden, wie es dem Reichthum und dem Ansehen zukam, dessen er sich erfreute. Das Brautpaar sollte in seinem Wägelchen sogleich nach Pisek reisen, den Urlaub, dessen der Bakkalaureus und Stadtschreiber bedurfte, hatte der Herr Primator dem Alten bereits zugesagt, als er ihn mit dem gesammten Rathe zur Hochzeit eingeladen. Lorenz lachte tückisch in sich hinein, als der alte Brauherr selbstgefällig auf alle Einzelheiten der Hochzeitsfeier einging, und sich stolz vermaß, daß die ganze Stadt davon reden solle. Was der Brauer von der „Nuß,“ der seine Tochter kürzlich an einen Edelmann verheirathet habe, bei dieser Gelegenheit aufgeboten, das sei er auch zu thun im Stande, und wenn damals zwölf Fässer Bier umsonst geschenkt worden seien, so wolle er so viele geben, als die Braut Jahre zähle!

Der Bakkalaureus ließ den Alten reden und vergnügte sich indeß damit, Katharinen's Hand in der seinen zu halten und öfters an seine Lippen zu drücken.

Jetzt gab der Alte dem Mädchen einen Wink und diese entfernte sich unter einem Vorwande. Lo=

renz hätte ihr nachspringen und sie auf und davontragen mögen, aber sie war wie ein Schatten schnell entwischt, und die beiden Männer verhandelten nun ernsthaft und angemessen über Ausstattung und Mahlschatz. Den Horcher faßte eine neue Wuth, als er von den Tausenden hörte, die der Brauherr seiner Nichte mitgeben wollte, und die der glückliche Nebenbuhler mit dem größten Schatze zugleich einstrich.

„Das Alles," dachte Lorenz, „gehört eigentlich mir, das Alles hätte mein sein können, ich wäre ein reicher, angesehener Mann geworden, wenn sie mich nicht bei Seite geschafft und mich um Alles das betrogen hätten!"

Das Unglück wie die Schelmerei sind allezeit in ihren Ansprüchen großartig, sanguinisch und Lorenz bedachte dabei keineswegs, daß, wenn er auch Katharina glücklich errungen hätte, der alte reiche Brauherr möglicherweise seine Tausende behalten und ihm statt dieser, blos einen unwirrschen Abschied in Gottes Namen geben konnte. Der erbitterte Mensch sah in diesem Augenblicke sich auch als einen um sein Vermögen, nicht nur um sein Glück Betrogenen an. Wenn jetzt Jemand die Nachricht gebracht

hätte, Herr Röseler sei zum kaiserlichen Rathe ernannt, Lorenz würde, auf seinen Pfrim und die Ahle vergessend, auch geglaubt haben, damit geschehe ihm ein Unrecht.

Er schlich nun, vor Aerger zitternd, aus seinem Versteck, zum Pförtchen hinaus und eilte nach der Kleinseite. Das stand fest bei ihm, daß die Hochzeit nicht zu Stande kommen und wenn er Katharina nicht haben könne, auch sein Nebenbuhler sie nicht benützen dürfe. An Mitteln, seinen Plan auszuführen, fehlte es ihm nicht.

Parrol wohnte bei einem Franzosen, der seit Jahren ein Agent der pariser Polizei war, die unter den Sprach-, Tanz- und Fechtlehrern, die von Paris aus ganz Europa überschwemmten und in Folge der Vorliebe für Alles, das aus Frankreich kam, überall leichten Eingang fanden, ihre meisten und tauglichsten Werkzeuge hatte. Darin überboten die Louvois und d'Argenson alle ihre Collegen weit — Niemand wurde so schnell und so genau unterrichtet, wie sie. In Paris liefen die Fäden des Netzes zusammen, das Ludwigs XIV. Minister über alle Hauptstädte Europas ausgespannt hatten.

Parrol wartete mit Ungeduld auf Lorenz, den

er ausgeschickt hatte, Nachricht von der Bande einzuziehen, daß die Brände an mehreren Orten geglückt seien, wußte er bereits von seinem Hauswirth, der Gelegenheit hatte, in Häusern, wo man unterrichtet sein konnte, Erkundigungen ohne alles Aufsehen einzuziehen. Niemand in Deutschland, am wenigsten in den Erbstaaten des römischen Kaisers argwohnte die beispiellose Niederträchtigkeit, welche Louvois und Melac begingen. Die Verwüstungen in der Pfalz waren wenigstens offenkundige, vorher angedrohte Gewaltthaten, die Brandstiftungen in Böhmen und Oesterreich hielt man die längste Zeit über für Zufälle oder Verbrechen, die aus den schlechten Leidenschaften Einzelner entstanden seien.

Lorenz hatte bereits das Wirthshaus, in welchem Parrol den Führern seiner Bande schon zu Philippsburg das Stelldichein gegeben, aufgesucht, ehe er seinen Geschäften nachging. Er hatte nicht weniger als drei der Unteranführer dort gefunden, die bereits sehnsüchtig auf Nachricht von ihrem Chef und auf den versprochenen Sold warteten. Die Botschaft, die sie brachten, mußte Parrols Erwartungen übertreffen, neun Städte waren in dieser kurzen Zeit ein Raub der Flammen geworden, der Schaden an Gut

und Gebäuden mußte den Schilderungen nach, welche die Schurken mit stolzem Selbstgefühl von ihren Handstreichen machten, ein ungeheurer sein. Lorenz erkundigte sich genau wie viel Leute sie mitgebracht hätten, wo der Rest der Bande sich aufhielt und war dann in die Gegend geeilt, wo er die vorbestimmten Opfer seiner Rache zu finden hoffte.

Parrol ging mit dem alten Franzosen ungeduldig auf und ab und war in übelster Laune. So sehr ihn die Thätigkeit seiner Bande auch erfreute, so wuchs auch mit den Nachrichten die Gefahr für ihn. Wie leicht konnten nicht schon Einer oder Mehrere in die Hände der Gerechtigkeit gefallen und diese möglicherweise auch schon auf seiner Fährte sein. Hätte der Mann, dem die Organisation der französischen Polizei vorschwebte, gewußt, auf welcher niedern Stufe diese damals noch in Deutschland und namentlich in Oesterreich war, er wäre um vieles ruhiger gewesen. Auch der alte Franzose war etwas besorgt, obwohl er die Verhältnisse genauer kannte; das schlechte Gewissen der Schuldigen ist allezeit der beste Verbündete der Gerechtigkeit. Seit er sich in directer Verbindung mit einer Mordbrennerbande

wußte, langte er hundertmal des Tages nach seinem Hals, um sich zu überzeugen, daß er den Strick noch nicht um habe, der ihm, wenn die Sache entdeckt wurde, sicherer war, als das ewige Leben nach dem Tode.

Da wurde endlich an die Thüre geklopft, der alte Franzose öffnete und Lorenz, der lange Erwartete, trat ein.

Parrol hätte ihn am liebsten mit einem Hagel von Schelt- und Schimpfworten empfangen, aber Lorenz war in diesem Augenblicke noch eine zu wichtige Person, um ihn so behandeln zu dürfen, und der Capitain verschluckte seinen Aerger.

Lorenz stattete seinen Bericht ab. Der Capitain rieb sich zwar vergnügt die Hände und überströmte von Lob, aber er hätte sich noch viel mehr gefreut, wenn er die böhmische Grenze bereits im Rücken gehabt hätte. Er versprach morgen die Bandenführer zu bezahlen, und sagte nun, „da bereits so viele unserer Leute hier angekommen sind, so wollen wir auch mit dem Hauptstreiche nicht länger zögern. Vielleicht mein lieber Lorenz! kann es morgen schon angehen!"

Lorenz war keineswegs dieser Meinung. Ganz abgesehen von den Bedenken, die er gegen eine so

eilfertige und darum nur unvollkommen vorzubereitende Ausführung erhob, mußte der Anschlag bis zum Vorabende der Hochzeit, zum sogenannten „Kränzelbinden" verschoben bleiben. Da war die Gelegenheit für seinen eigenen Racheplan am günstigsten und der lag ihm jetzt mehr am Herzen, als alle Erwartungen Melacs. Als der Capitain Einwendungen machte, erklärte ihm endlich Lorenz, daß er sowohl als die Andern sich vom Werke zurückziehen würden, wenn der Capitain es nicht verschieben wolle. „Eine so große Stadt, wie Prag," sagte er, „muß an wenigstens dreißig Ecken zugleich angezündet werden, wenn das Feuer sich ausbreiten und großen Schaden machen soll. Endlich fehlen noch Viele, die ihren Lohn für die auf dem Lande ausgeführten Brände nicht erhalten haben, und denen muß Wort gehalten werden. Bis Sonntag sollen einmal Alle hier zusammentreffen, wer dann nicht da war, hat es sich selbst zuzuschreiben, aber bis auf den bestimmten Tag muß gewartet werden."

Dem Capitain war gerade dieser Grund der mindest einleuchtende. Wenn er bis zu dem allerdings verabredeten Tage wartete, so war an dem Eintreffen aller Bandenführer nicht zu zweifeln und

der Gewinn, den er für seine persönliche Gefahr und immerwährende Galgenangst zu ziehen dachte, verringerte sich sehr. Er versuchte Lorenz zu überzeugen, aber dieser bestand hartnäckig auf seiner Meinung, und ließ den Capitain nicht undeutlich merken, daß dafür gesorgt sei, daß er sammt der Kasse nicht früher abreise, als bis nach geschehener That und klingend bezahltem Lohne. Es blieb also dem Spitzbubenhauptmann nichts übrig, als nachzugeben. Lorenz versprach nun, die Punkte auszusuchen, an denen leicht und wirksam Feuer anzulegen wäre, und überließ Parrol der trostlosen Einsamkeit in dem dumpfen niedrigen Zimmer des Sprachlehrers, der in seine eigene Wohnung den Brand zu legen gelobte, um sich an dem böhmischen Ungeziefer zu rächen, daß ihn seit so langen Jahren keine Nacht ruhig schlafen ließ!

IV.

Die Gebräuche und Ceremonien bei einer böhmischen Hochzeit waren jener Zeit dieselben bei Vornehm und Gering. Damals hielt man noch an

solchem Herkommen, weil man ein Lebenszeichen der Nationalität, einen Akt der Verehrung gegen die Vorfahren, von denen es stammte und zugleich ein Vergnügen für sich darin vereinigte. Einer böhmischen Hochzeit mußte nothwendigerweise das sogenannte „Bettmachen" und „Kränzelbinden" vorangehn. Ohne solche Vorläufer wäre die Ehe selbst zeitlebens eine unglückliche geblieben und die Leute hätten gesagt: „Recht geschieht Euch, warum habt Ihr Euch in ein ungemachtes Bett gelegt!"

Der alte Brauherr hätte sich um keinen Preis eine Ketzerei gegen derlei ehrwürdige Gebräuche zu Schulden kommen lassen. Bettmachen und Kränzelbinden sollte mit nicht minderem Glanze vor sich gehen, als Trauung, Brautmahl und Ehrentanz, die drei Bezeichnungen für Morgen, Mittag und Abend des kommenden Tages. Zum Bettmachen und Kränzelbinden dürfen nur „Ledige" eingeladen werden, Jungherren und Jungfräulein, Freunde und Gespielinnen des Brautpaares. Verheirathete werden nur so beiläufig geduldet, Wittwer und Wittwen aber dürfen des üblen Beispiels halber gar nicht kommen. Bei diesen anmuthigen Festen haben sich schon unzählige Heirathen entsponnen,

Liebende, die sich schon lange beachtet und gefallen, finden hier Gelegenheit, einander in der Nähe zu sehen und zu sprechen, und eine dauernde Verbindung anzuknüpfen. Die sich an solchem Abende zusammensetzen, werden von den Uebrigen als muthmaßliche Brautleute betrachtet; Brautführer und Kranzjungfer können auf diese Veranlassung hin sich künftig vertraulicher behandeln. Das Kränzelbinden wird von den Brautjungfern vorgenommen und dabei muß sehr Acht gegeben werden, daß keiner der Myrthenzweige von den Junggesellen gestohlen wird, das könnte Uebles für die Brautjungfer bedeuten, deren Zweig auf solche Weise verloren geht. Harmlose Späße, Kuchen und Wein, in jener Zeit noch das süße Bier statt des Kaffees und allerhand Mummenschanz müssen solche Zusammenkunft verherrlichen. Endlich werden die Brautführer und Junggesellen aus der Stube gejagt und horchen an der Thüre, während die Jungfern das Bett machen.

Nur der Bräutigam darf noch eine Weile drinnen bleiben, wird aber zuletzt auch hinausgetrieben, und nun geht ein geheimnißvolles Kichern und Lachen los; die Jungfern putzen das Brautbett auf und die Glückliche, die morgen darin schlafen soll,

muß ihren Freundinnen wünschen, daß ihnen allen so schnell als möglich ein gleiches beneidenswerthes Loos zu Theil werde. Dann geht man zu den harrenden Jünglingen hinaus, die mittlerweile den Bräutigam in ähnlicher Weise geneckt und beglückwünscht haben, und vergnügt sich noch bis spät in die Nacht. Wenn nach Hause gegangen wird, muß der Bräutigam mit und zwar unter Obhut seiner Kranzjungfer, von welcher er ein Rosmarinsträuschen mit rothem Bande erhält, das er am folgenden Tage im Knopfloch tragen muß. Die Symbolik davon ist nach dem Volksglauben eine sehr unanständige, aber die Gewohnheit hat bis auf den heutigen Tag dieses Zeichen erhalten.

Die Lustigkeit der Geladenen war Anfangs nicht allzu laut und lärmend. Die Brautjungfern waren meist alle Töchter von Doktoren und Rathsherren, die Gesellen Freunde des Bakkalaureus, also studirte und ehrenfeste junge Männer, die ihrer Würde und ihrem Ansehen etwas zu vergeben glaubten, wenn sie aus den steifen weißen Krausen übermäßig lange Hälse und ihren Herzen anders Luft gemacht hätten, als durch deutungsvolle Sprüche und zierliche Complimente. Erst nachdem der Melniker und

Ungarwein des Brautvaters tüchtig umgegangen waren, fingen sie an lebhafter und ungebundener zu werden. Die Nähe so hübscher, fröhlicher Mädchen wirkte nun doppelt erregend auch auf die bereits recht pedantisch gewordenen Söhne der Themis und des Apollo, und sie begannen die lateinischen Trinksprüche auszubringen, ohne die kein Jesuitenzögling jener Zeit von der Tafel aufgestanden wäre, das „Evoë Bacche!“ welchen heidnischen Anachronismus die Stützen des Christenthums lachend begingen, und das „Nunc est bibendum“ des Horaz oder das „Edite, bibite“ eines neueren Lateiners, dessen Namen uns die undankbare Mitwelt nicht aufbewahrt hat. Die Fräulein, welche von ihren Vätern her diese Gewohnheiten kannten, fanden sich sehr angenehm berührt durch diese Ausbrüche gelehrter Fröhlichkeit, selbst ein Räuschchen würde unter diesen Formen eine classische Weihe erhalten haben. Sie blickten insgesammt mit einer Art Stolz auf ihre Genossen, denn je geringer in jener Zeit die Bildung der Frauen war, desto höher schlugen sie die ihrer Männer an, weil sie nicht verstanden, dieselbe zu würdigen, glaubten sie desto unbedingter an sie. Da wurde an die Thüre drei Mal heftig

angepocht, diese weit aufgerissen und ein verkleideter Mensch sprang herein, der mit dem allgemeinen Rufe: „Da kommt der Plampatsch!" und einem schallenden Gelächter empfangen wurde. Hinter ihm quoll das ganze Hausgesinde bis an die Thüre.

Der Plampatsch ist der unentbehrlichste Spaßmacher bei jeder böhmischen Hochzeit. Es ist ein ebenso leichtes und dankbares Geschäft, denn die fröhliche glückliche Stimmung der Zuhörer hilft auch dem lahmsten Witz und dem plumpsten Spaß auf die Beine. Es gab sonst Plampatsche, die einen so weitverbreiteten Ruf hatten, wie heut zu Tage die Matadore in Spanien. Der aber auf dem heutigen Feste und der Hochzeit fungiren sollte, war noch dazu kein gewöhnlicher Handwerksmäßiger, sondern ein Dilletant, der diese Rolle nur aus besonderer Gefälligkeit für den Brauherrn und den Stadtschreiber übernommen hatte. Es war nämlich ein seines Witzes und seiner tollen Streiche wegen stadtbekannter Student und der Brauherr hatte seine Mitwirkung durch einen langen Strich erkauft, den er über eine Bierschuld von Jahren, gezogen hatte. Die Kehlengeläufigkeit eines zechenden Studenten von damals überbot die einer Primadonna von heute.

Zudem hielt der Durst länger vor, als die Stimme, und die Tiefe eines solchen Virtuosen kennt keine dreimal gestrichene Grenze, wie die Höhe einer Sängerin! Es ist also anzunehmen, daß der Brautvater kein kleines Opfer brachte, als er jenes lecke Faß mit der Fluth des Lethe zu füllen übernahm.

Die Funktion des Plampatsch am Vorabende der Hochzeit besteht lediglich darin, Brautführer und Kranzjungfern für den morgigen Tag einzuladen. Dies sollte nun in einer gereimten Rede geschehen und die Spannung war durch diesen Wink des Bakkalaureus nur um so größer geworden. Der Studio hatte sich allerdings sehr lächerlich aufgeputzt, bis zum Gürtel eine aufgedonnerte Matrone, von da ab bestiefelter und gespornter Studio. In der einen Hand ein riesiger Fächer, um hinter diesem zärtliches Mienenspiel mit den Herren treiben, in der andern einen Blumenstrauß, groß wie der Schmuck einer Zunftfahne, um ihn den Grazien spenden zu können. Er sollte, so lautete die Andeutung Herrn Röselers, mit Stimmenabwechselung sprechen und das Gelegenheitspoem mit lateinischen Knittelversen gewürzt, einen Streit der Weisheit und des jugendlichen Uebermuthes um die Person des Bräutigams

enthalten. Als nun das Gelächter über die Erscheinung des Plampatsch, in dessen Gesicht man zum größten Vergnügen eine frappante Aehnlichkeit mit einer, durch ihre Klatschsucht den meisten der Anwesenden wohlbekannten Frau entdeckte, verstummt war, wendete sich ihm Alles aufmerksam zu. Aber im Augenblick, wo er beginnen sollte, entstand unter dem Gesinde an der Thür eine Bewegung und der Spaßmacher unter der Schminke erbleichend, zeigte mit erhobener Hand nach dem Fenster und rief: „Feuer! Feuer!"

Entsetzt fuhr Alles in die Höhe, rothe Streiflichter zuckten herein und im selben Augenblick hallte vom nächsten Thurme ein schmetternder Sturmglokkenschlag. Ehe noch Alles sich entwirrte, schlug es bei den Dominikanern, jetzt auf dem Teyn, jetzt von der Wasserseite her — in wenig Minuten heulten alle Thürme Prags den Nothruf durch die früher so stumme Nacht!

Die Gäste zerstoben nach allen Seiten, der Brauherr, der Bakkalaureus eilten, schnell sich fassend, nach dem Hinterhause, wo es brannte. Die Frauen kreischten und zeterten, die Herren hatten in der Verwirrung Hüte und Oberkleider verlegt, aber die Angst

war so mächtig, daß sie Alles im Stiche ließen, um sich zu retten. Die Brauerin saß wie gelähmt in einem Schlafsessel, Katharina reichte ihr Salz und Wasser, dann eilte sie in die anstoßende Stube, um zu retten, was dort an werthvollen Dingen aufbewahrt war. Zunächst wollte sie ein wächsernes mit Spitzen und Brokat bekleidetes Muttergottesbild, an dem Perlenschnüre und Ducaten hingen, — in jener Zeit der unentbehrliche Talisman einer jeden frommen Familie — in Sicherheit bringen. Während sie nun den Glaskasten weghob, um den Schatz desto leichter fortzubringen, wurde das Fenster aufgestoßen und eine dunkle Gestalt schwang sich herein. Ehe Katharina sie noch gewahrte, stand sie zwischen ihr und der Thüre, die sie rasch zudrückte und faßte dann das erschreckte Mädchen bei den Armen. Sie erkannte, sich umwendend, Lorenz auf den ersten Blick, eine fürchterliche Ahnung ging ihr durch die Seele; aber ehe sie schreien konnte, war ihr auch schon das weiße Busentuch über den Kopf geschlagen, ihr Gesicht fest gegen die Brust des Räubers gedrückt und sie fühlte sich schnell fortgetragen. Lorenz hatte die unerhörte Kühnheit, sie durch die Stube, in welcher die Brauerin saß, über die Treppe und

die Hausflur, die von Leuten wimmelten, hinabzutragen. An der Treppe sollten zwei seiner Spießgesellen, mit denen Alles vorher abgeredet war, die Beute aufnehmen und durch das Seitengäßchen nach dem Wasser zu schleppen. Dort sollten sie ihr einen Knebel in den Mund stecken, und sie mit dem Tode bedrohen, wenn sie ein Lebenszeichen von sich geben würde. Lorenz wollte dann selbst erscheinen und sie in Sicherheit bringen.

Aber der eben so schlau angelegte als verwegen ausgeführte Plan scheiterte mitten im Gelingen. Lorenz hatte seine physischen Kräfte überschätzt, seine Muskeln waren weniger hart und fest als sein Wille. Unten an der Treppe wurde ihm die Last zu groß, bei aller Schönheit war Katharina, die Enkelin der Amazonen, keine Sylphide und ihre üppigen Formen hätten schwer genug auf den eisernen Arm eines Schmiedes gedrückt. Zu dem hatte sie sich von der ersten Betäubung erholt und machte nun Versuche, sich aus den Armen des Räubers zu befreien. Lorenz murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, er fühlte, daß ihm die theure Last, der ersehnte Preis im nächsten Augenblick entgehen müsse. Er blickte vergeblich nach seinen Helfershelfern umher, diese

waren von dem handfesten Gesinde gepackt und zum Löschen und Wassertragen gepreßt worden. In solchen Augenblicken nahmen die Bedrohten in der Regel wenig Rücksicht auf Einwendungen, die beiden Spitzbuben wurden vorwärts geschoben und mußten, wenn sie sich nicht Mißhandlungen, möglicherweise sogar der Entdeckung aussetzen wollten, tapfer mitzugreifen, um das Feuer zu löschen, das sie angelegt hatten. Statt der Gesellen aber erschien der Bakkalaureus, der zu den erschrockenen Frauen zurückeilte, um sie zu beruhigen. Es war im Vorhause Licht genug, um ihm die Beiden zu verrathen, er erkannte Katharinas grünes Kleid und trat im Augenblick an sie heran, aber immer ohne das Verbrechen zu ahnen, da Lorenz die Sträubende loslassen mußte.

„Was geschieht denn?“ rief Herr Röseler, da zog Lorenz rasch den Dolch und stürzte mit einem Sprunge, wie ein Panther auf seinen Raub, auf den Bakkalaureus los, der aber dem Stoß auswich und mit der Besonnenheit, die ihm stets eigen war, nach dem Mörder faßte; Lorenz, von der Anstrengung erschöpft, sah gleich ein, daß er den stärkeren Gegner nicht niederringen könne, er machte

daher eine verzweifelte Anstrengung sich loszureißen. Katharina fing mittlerweile an mit lauter Stimme zu rufen, und als sie die Gefahr ihres Bräutigams sah, sprang sie ihm zu Hilfe. Lorenz hatte sich aber schon losgerissen und brach durch die herbeieilenden Leute mit hochgeschwungenem Dolch in's Freie. Er kannte die Gelegenheit zu genau, um nicht in einem Augenblick den Verfolgern entschwunden zu sein.

Im dunkelsten Schatten der Häuser, nachdem er ungefähr hundert Schritte gelaufen war, hielt er still und holte Athem. Seine Wuth, seine Verzweiflung war grenzenlos. So nahe am Ziel um alle seine Hoffnung betrogen, hatte er noch die Qual zu wissen, daß sein Nebenbuhler unversehrt geblieben sei. Er wollte umkehren, und wie ein wüthendes Thier unter seine Feinde stürzen, aber ein Blick nach dem Brauhause belehrte ihn, daß man, in dieser Nähe des Wassers, der Flamme bereits Meister geworden sei. Gleich darauf vernahm er auch den Signalpfiff und hörte schnelle, aber leise Schritte von oben her. Es waren seine Gesellen, die natürlich den ersten gelegenen Moment, sich loszumachen benützt und sich auf dem Sammel-

platz eingefunden hatten. Lorenz hörte ihren Reden kaum zu, sondern eilte so schnell als seine Müdigkeit nur zuließ, über die Brücke nach der Kleinseite hinüber. Das gräßliche Schauspiel, die Stadt an mehr als zwanzig Orten zugleich brennen zu sehen, war ihm gleichgiltig, er beschäftigte sich mit neuen Racheplänen, und wollte nur noch den Capitain aufsuchen.

Auf der Westseite des Prager Schlosses, auf dem Hradschin, steht das Thor, das nach der sogenannten „alten Schloßstiege" hinabführt. Der berühmte Thurm Daliborka ist durch eine Mauer damit verbunden und die kleine Platform vor demselben noch heute Allen, die Prag besucht haben, als einer der Plätze bekannt, von dem man die schönste Aussicht auf die Stadt, namentlich auf die am andern Ufer gelegenen Theile gewinnt. Dorthin hatte sich Parrol mit seinem Hauswirthe, dem Sprachlehrer begeben, der, auch reisefertig, mit ihm die Stadt verlassen sollte. Parrol wollte nur noch einen Ueberblick des Meisterstückes haben, dessen Ausführung er geleitet hatte, wenn auch das Gelingen weniger seiner Klugheit als dem Hasse seines Gehilfen zuzuschreiben war. Das Verdienst eignete er sich be-

reits ohne alles Bedenken zu. Mit der Schadenfreude eines Satans ließ er die Blicke über die Tiefe fliegen, aus der zwanzig Brandsäulen aufloderten, mit denen der rasch erhobene Sturmwind sein Spiel trieb, bis die mehresten in ein wogendes Glutmeer zusammenschlugen. Die Judenstadt und die tiefer gelegenen Quartiere der Neustadt standen in lichten Flammen, die sich in der breiten dunklen Moldau spiegelten. Von den Thürmen lärmten unausgesetzt die Sturmglocken, nur auf der Kleinseite war es finster, und die Leute rannten durch die Gassen und bereiteten sich vor, dem Elemente zu begegnen, wenn es seinen Weg auch hierher fände, denn durch die ganze Stadt ging bereits der Ruf, daß das Feuer angelegt sein müsse. Die Zeichen sprachen auch deutlich genug dafür. Parrol hatte seinen Wagen bereits vorausgeschickt; Lorenz, der ihm seine eigentliche Absicht sorgfältig verschwiegen hatte, sollte noch bei guter Zeit zum Thore hinausfahren und ihn an einer bestimmten Stelle erwarten. Es war vorauszusehen, daß die Thore bei dem Tumult gesperrt und Leute weder ein noch ausgelassen würden. So geschah es auch, aber Lorenz hatte für diesen Fall dem Sprachlehrer einen Weg durch

die Weingärten am linken Moldauufer gezeigt, der sie zur Stadt hinausführte, ohne daß sie ein Thor zu passiren brauchten. Den Wagen aber war Lorenz nicht gesonnen, dem Capitain und dem Sprachlehrer allein zu überlassen, er hatte Raum für vier, und wenigstens bis über die Grenze mußte der Capitain ihn und Katharina mitnehmen, wenn der Raub gelang. Nun aber, nachdem seine Absicht gescheitert war, lag ihm daran, sein Gepäck und sein Geld wiederzuhaben, jetzt dachte er nicht daran, zu fliehen, er wollte in Prag bleiben und eine andere Gelegenheit erlauern. Als daher der Capitain und der Sprachlehrer eilfertig durch den Weinberg schritten, wurden sie durch hastige Schritte mehrerer Menschen erschreckt, die hinter ihnen kamen. Beide glaubten sich schon verrathen und verfolgt, und sprangen instinktmäßig unter die noch blattlosen Weinstöcke. Es war Lorenz mit seinen Gesellen, die eilfertig an ihnen vorüberhuschten.

„Es war Lorenz," sagte Parrol, „er war also in der Stadt, und hat unsern Wagen außer Acht gelassen. — Am Ende finden wir ihn nicht, am Ende setzt sich der Spitzbube mit den andern Gaunern ein und fährt uns davon. Aehnlich sähe es dem

verschmitzten Hallunken! Ach mein theuerer Landsmann, welche Genugthuung werde ich empfinden, wenn ich diesen durchtriebenen Schurken hängen sehe."

Die nicht ganz unwahrscheinliche Besorgniß, Lorenz nicht mehr zu finden, beflügelte ihre Schritte dermaßen, daß sie wenig Augenblicke nach Lorenz vor dem Wirthshause anlangten. Lorenz schien nicht im Mindesten befangen durch ihre Ankunft, er holte gleichmüthig sein Felleisen vom Wagen herab und nahm es über die Schulter. Seine Gefährten hatten sich in einiger Entfernung auf den Rand der Straße gesetzt.

„Herr Capitain!" sagte Lorenz, „ich kann nicht mit Euch fort, Ihr müßt Euch selbst fahren, oder ich will dafür sorgen, daß Ihr einen Kutscher bekommt."

„Zu gütig," murmelte Parrol, „ich brauche keinen. Aber was bewegt Euch, hier zu bleiben? Bedenkt Ihr nicht, welcher Gefahr Ihr Euch aussetzt?"

„Das ist meine Sache" — war die Antwort, ich kenne Prag außen und innen, ehe sie mich fassen, wird noch einige Zeit hingehen. Hier, Herr Capi-

tain! ist Euer ganzes Gepäck, ich bitte Euch um die zehn Louisdor, die Ihr mir besonders versprochen habt. Ich werde das Geld brauchen — zudem ersuche ich Euch um ein schriftliches Zeugniß über mein Verhalten."

„Ich habe nichts als französisches Gold," sagte Parrol, „und sowohl dieses, als ein Zeugniß, könnten Euch verrathen, wenn man es bei Euch fände. In Philippsburg sollt Ihr Beides haben."

„Ich bitte Euch, mir Beides gleich zu geben — ich weiß nicht auf welchem Wege ich nach Frankreich zurückgehe, und am Ende dürfte es dort schwer halten, Euch aufzufinden. Ihr könntet zufällig wieder auf irgend einer Expedition abwesend sein und ich wüßte dann nicht, wie ich zu meinem Gelde und meinem Zeugniß komme."

„Fahrt nur in den nächsten Ort mit," sagte Parrol, „im nächsten Nachtlager sollt Ihr Beides haben!"

„Ich gehe nicht von der Stelle," sagte Lorenz, „bis Ihr mich befriedigt habt und Ihr, Herr Capitain kommt auch nicht weiter, dafür stehe ich Euch." — Er pfiff halblaut, in der Nähe wurde geantwortet.

Parrol sagte sich, in die Lippen beißend: „Ich habe weder Licht noch Schreibzeug bei der Hand.“

„Dafür ist gesorgt, hier ist meine Blendlaterne, und in dem kleinen Koffer ist das Papier und Schreibzeug, ich habe es selbst hineingepackt. Während Ihr schreibt, will ich anspannen.“

Er stellte seine Blendlaterne, die er unter dem Rocke getragen, auf den Tisch, vor dem Wirthshause wo sich vorüberziehende Fuhrleute und Wanderer mit einem Trunke zu erquicken pflegten, und hatte in einem Augenblick das Schreibzeug aus dem Koffer geholt. Der Capitain schrieb, Lorenz zog die Pferde aus dem Stalle und spannte sie mit Hülfe des Hausknechtes ein, der mit echt böhmischer Gleichgültigkeit auf der Streue lag, während der Himmel noch hell geröthet und die Luft voll vom fernen Lärm war. Die Wirthsleute waren fortgelaufen, um von einem Punkte am Ufer das Feuer zu sehen, außer dem Hausknechte und den schlafenden Kindern, befand sich Niemand im Hause.

Der Capitain, welcher wohl bemerkte, daß aus dem Wamse seines bisherigen Gesellen ein paar Pistolenkolben blitzten, und daß dieser auf Alles gefaßt war, schrieb das Zeugniß. Lorenz las es auf-

merksam durch, er hatte zu diesem Behufe die Laterne an den Wagen gehängt und stand vor dem Thürchen desselben. Es war nach seinem Wunsche Deutsch abgefaßt worden. Nun steckte er das Papier in die Katze, die er um den Leib geschnallt trug und bat um das Gold. Auch dieses mußte Parrol auf den Tisch zählen, jedes einzelne Stück ward erst beleuchtet und dann eingestrichen.

„Nun fahrt zu Herr Capitain! ich wünsche Euch eine glückliche Reise!“

Parrol stieg mit dem Franzosen ein und fuhr davon — Lorenz pfiff seinen Gesellen.

„Morgen um diese Zeit finden wir uns wieder hier zusammen,“ sagte er, „und dann wollen wir sehen, was weiter zu machen ist. Das Zeichen bleibt dasselbe. Nehmt Euch in Acht, denn nun die dummen Teufel unten den Schaden haben, werden sie sehr wachsam sein. Geht lieber nicht in die Stadt, sondern sucht Euch anderswo den Tag über zu verbergen!“

Damit blies er seine Laterne aus und entschwand ihren Blicken sogleich in der pechschwarzen Dunkelheit, durch welche nur hoch am Himmel die rothen Streiflichter des Wiederscheins zuckten.

Parrol konnte auf dem holperigen Wege und bei der Dunkelheit nur im Schritt fahren. Er mußte sogar aussteigen und die Pferde am Zügel führen. Aber auch auf diese Weise kam er nicht weiter. Der Wagen gerieth in ein Loch und alle Anstrengungen, ihn los zu machen, waren vergeblich. Fluchend mußte er sich in sein Schicksal ergeben und den Morgen erwarten. Statt einiger Stunden hatte er kaum eine halbe Vorsprung gewonnen. Der Tag brach an und seine Angst stieg. Endlich faßte er den Entschluß, den Wagen im Stiche zu lassen — die gebrochene Achse war nicht herzustellen, ohne neuen Aufenthalt und neue Gefahr. Er schirrte die Pferde aus und legte ihnen Sättel auf — auch für solchen Fall war der schlaue Mann vorbereitet — dann nahm er, was fortzubringen war und belud auch den Sprachlehrer, der auf dem Gaul wie eine Espe zitterte, mit einem Felleisen. Dieser mußte fast sein ganzes Gepäck in dem Wagen zurücklassen und bejammerte diesen Verlust sehr, der Capitain nahm jedoch keine Notiz davon, reichte ihm einen Degen und zwei Pistolen hin, und schwang sich nun auch in den Sattel. Die Sonne war schon aufgegangen, als die Flüchtlinge den Platz verließen; der Capi-

tain trieb zur möglichsten Eile und riß das Pferd seines Gefährten mit fort, dieser mochte noch so kläglich wimmern, daß ihm sein Gaul die Seele aus dem Leibe stoße!

Sie waren noch nicht hundert Schritte weit, so tauchte Lorenz aus einem wallenden Kornfelde empor, und sprang wie eine Krähe auf ein eben verendetes Wild, auf den Wagen los. Die aufgerissenen Felleisen wurden schnell zugeschnallt und eines nach dem andern in das Korn geschleppt. Er war mit seiner Beute längst in Sicherheit und viele hundert Schritte von der Straße entfernt um sie gemächlich zu durchwühlen, als die Gegend sich erst belebte. Eine Streife kaiserlicher Dragoner kam des Weges. Sie hielten bei dem umgeworfenen Wagen, und untersuchten ihn. Zwei von ihnen bemühten sich, ihn aufzuheben, die Andern, nachdem sie sich der Richtung der Spuren versichert hatten, setzten ihre Pferde in Galopp, um die Entflohenen zu verfolgen.

Lorenz hatte wie ein Falke jede ihrer Bewegungen beobachtet. Einer der Zurückgebliebenen stieg jetzt ab und hielt Wache bei dem Wagen, der Andere ritt in die Stadt zurück. Lorenz rührte sich nicht.

Er wartete den ganzen Tag, sah den Wagen fortführen und die Streife mit den Pferden des Capitains aber ohne Reiter zurückkehren. Diese hatten sich muthmaßlich von den ermüdeten Gaulen geworfen und in irgend eine Zuflucht gerettet. Lorenz blickte nur neidisch auf das schwarze Felleisen, das er auf dem Rücken des einen Rosses deutlich ausnahm, es enthielt Gegenstände von Werth und einige Beutel Geld. Diese Beute mißgönnte er den Dragonern ebenso, als er schadenfroh daran dachte, wie mühselig und gefährlich die weitere Flucht der Beiden sein würde.

„Sie werden auf jeden Fall früher gehenkt als ich“ — sagte er, „der Schuft von einem Capitain mag einsehen, was er an mir verloren hat. Ich war's, der die ganze Geschichte gemacht hat, wie weit wären diese fremden Esel ohne mich gekommen!“

Mit einbrechender Dunkelheit verließ er sein Versteck im gelben hohen Korn, bezeichnete sich sorgfältig den Weg dahin, und eilte nach dem Stelldichein, daß er seinen Gefährten gegegen hatte.

V.

Eine Stunde vor der Stadt Pisek, die ihren Namen einst vom Goldsande erhielt, der dort gewaschen wurde, heute aber nichts mehr von diesem edlen Metalle, sondern nur den einfachen Sand aufzuweisen hat, lagen zwei Männer hinter einem Busche, von dem aus man die Straße übersehen konnte. Sie trugen die einfachen Lederwämse wandernder Handwerksburschen, hatten jeder einen kleinen Ranzen neben sich und kauten an einer Schnitte Brot, auf welche sie Quark schmierten. Zu diesem einfachen Mahle tranken sie Branntwein aus einer großen Flasche.

„Wenn der Lorenz heute nicht kommt," sagte der Eine, den ruppigen stachlichten Bart abwischend, „so geh' ich meiner Wege. Das ist ein Hundeleben, ich hab's satt und wenn noch so viel dabei zu verdienen wäre! Tag und Nacht im Freien liegen, jeden Augenblick die Dragoner hinter uns her, in keiner Stadt eine Stunde sicher, nein, das hab' ich weiter satt, als bis an den Hals."

„Das soll auch der letzte Streich sein, den wir

ausführen," sagte der Andere, dann geht's zum Land hinaus, der Lorenz mag mit wollen oder nicht. Er ist ein gescheidter findiger Kerl, und wir haben ein paar Mal schönen Fang gemacht, aber ich will mein Erworbenes nun in Ruhe und Frieden genießen. Ich habe an die hundert Thaler beisammen, damit fang' ich mein Handwerk an!"

„Und ich einen Brantweinschank."

Ein Reiter kam hinter einer Staubwolke zum Vorschein, wie er an den Busch kam, pfiff er. Beide Gesellen antworteten, Lorenz ritt eine Strecke in den Wald hinein, unter einer alten Buche trafen sie zusammen. Lorenz war als anständiger Bürgersmann gekleidet und trug eine blonde Perücke. Kein Mensch hätte ihn erkannt, umsomehr als er seine dunklen Augenbraunen glatt geschoren und falsche aufgeklebt hatte. Die Garderobe des Sprachlehrers und Parrols hatten ihm diese und noch ein paar andere Verkleidungen geliefert, in die er sich sehr gut zu schicken wußte.

„Bist Du endlich da?" riefen die beiden Strolche, ihm die Hände reichend, uns ist die Zeit verdammt lang geworden."

„Was wollt Ihr? ich bin in einem Tage von

Prag hergeritten, mein Pferd kann fast nicht mehr von der Stelle."

„Nun, was bringst Du Neues?"

„In Prag geht es noch drunter und drüber — eine Menge Leute sind eingesperrt und werden peinlich verhört. Auch von uns sind Einige darunter, und wenn ihnen der Teufel nicht aus der Schlinge hilft, werden sie wohl drinn hängen bleiben."

„Den langen Nassauer, der so viel Bier gesoffen hat, sah ich selber in Ketten über die Straße führen. Das wissen sie nun, daß der Brand eine eingebrockte Suppe war, ich glaube sogar, sie haben auch den Capitain oder den Sprachmeister, denn vor ein paar Tagen soll ein Fremder in einem zugemachten Wagen und unter Eskorte von Dragonern auf's Neustädter Rathhaus gebracht worden sein. Ich sprach mit Einem, der es gesehen hat, es soll ein ziemlich alter Mann sein."

„Ja es wird immer gefährlicher," sagte der Eine, „wir müssen nun ernstlich sehen, daß wir hinauskommen. Mir gefällt's nicht mehr." —

„Mir auch nicht," fiel der Andere ein, wir werden sicher die Letzten sein, die zum Loche hinaus machen!"

„Habt nur noch heute Geduld, morgen könnt Ihr thun, was Ihr wollt. Heute kommt ein Wagen von Prag, es sitzen nur zwei Männer und ein Weib drinnen — Ihr haltet an und was ich mit Denen drinn anfange, geht Euch weiter nichts an. Zu fischen wird auch nicht viel sein, aber wir bekommen ein gutes Fuhrwerk und damit fort über die Grenze.“

„Willst Du sie alle Drei umbringen?“

„Nur den Einen, den Kutscher binden wir und schleppen ihn in den Wald, das Weib nehm' ich mit.“ —

„Bist Du toll, willst Du Dich mit einem Weib einlassen, die kann uns verrathen.“ —

„Das wird meine Sache sein, wenn Ihr nicht mit mir wollt, so sucht Euch selber ein Loch zum Entwischen. Ich habe mir in dieser Zeit alle Schliche und Wege ausgekundschaftet, wenn Ihr aber allein besser fortzukommen glaubt, so will ich Euch nicht halten.“

„Nein, wir gehen schon mit Dir, aber mit dem Weib wird es ein Unglück setzen, das sag' ich Dir im Voraus.“

„Nun, ich würde mir zu helfen wissen,“ sagte Lorenz mit der Hand an die Tasche schlagend, in der seine Gefährten eine Mordwaffe wußten, wenn

sie den geringsten Versuch macht zu entspringen oder uns zu verrathen, soll ihr Gott gnädig sein. Habt Ihr Nichts von den Dragonern gesehen."

„Heute sind wieder ein halbes Schock fortgeritten — es kamen vier oder fünf Partien an uns vorbei, sie ritten alle nach der Prager Seite zu." —

„Die Esel," sagte Lorenz verächtlich, „ich bin auch einem Commando begegnet und habe mich lange mit ihnen unterhalten. Der Offizier gab mir beim Abschied noch eine Prise Schnupftabak und ich mußte es beniesen, daß er ein dummer Kerl ist. Sie glauben noch immer, wir steckten in Prag oder in der Gegend, um auch das Schloß und die kleine Seite anzuzünden. An den Thoren ist kaum durchzukommen, ich habe mein Pferd draußen lassen und zu Fuß in die Stadt schleichen müssen."

„Das ganze Land ist auf." —

„Wir haben ihnen auch tüchtig eingeheizt. Ueber zwanzig Städte sind angezündet worden und ein Paar davon ganz und gar zusammengebrannt. Wir waren schon die rechten Kerle dafür."

„Du besonders — ich hätt' es nicht für möglich gehalten, daß wir noch mitten in dem Lärm den Streich auf das Kloster ausführen könnten."

„Aber nun will ich schlafen — ich bin verflucht müde von dem Ritt, geht wieder an Euern Posten und gebt Acht, vor Abend kann das Fuhrwerk nicht hier sein, ich hab' zu großen Vorsprung gewonnen. Wenn Ihr einen zweispännigen Wagen mit Füchsen bespannt erblickt, so weckt mich auf und gebt indessen meinem Pferde was zu fressen."

Damit ging er tiefer in's Gebüsch und nachdem er sein Felleisen abgeschnallt und sich unter den Kopf geschoben hatte, schlief er ein.

Die Beiden kehrten auf ihren Platz zurück.

„Du!" sagte jetzt der Eine, „ich hab' wirklich keine Lust zu dem Streich. Herausschaun thut nichts dabei, das hat der Lorenz selber gesagt, und ihm zu einem Weibe zu verhelfen, mag ich den Kopf nicht dran setzen. Wenn wir auch dreie gegen zwei sind, so könnten sie auch Gewehre mit haben und wer weiß, wie die Geschichte ausfällt! Man könnte einen Schuß abkriegen und liegen bleiben."

„Das meine ich auch, weißt Du was, wir machen uns in der Stille fort — wenn der Lorenz aufwacht, kann er sehen, wie er allein fertig wird, das Schießen ist weit zu hören, die Dragoner könnten uns auf den Hals kommen!

Sie standen wieder auf, nahmen ihren Ranzen über und gingen fort. In Pisek wagten sie nicht einzukehren, sie beschlossen also, die Stadt zu umgehen. Vorsichtig am Rande des Waldes hinschreitend, gelangten sie auf einen Feldweg und verloren sich dann zwischen den Hügeln, die bis nach der Stadt zu, verlaufen.

Lorenz schlief eisenfest — er war die Nacht und den halben Tag hindurch geritten, um dem Bakkalaureus zuvorzukommen.

Als er nach seiner ersten Entfernung von Prag es wieder gewagt hatte, in die nun aufmerksam bewachte Stadt zurückzukehren, hatte er zu seinem wüthenden Aerger erfahren, daß die durch den Brand gestörte Hochzeit dennoch Statt gefunden habe, wenn auch in aller Stille. Katharina war also verloren für ihn, aber seine Leidenschaft wuchs mit den Hindernissen und Gefahren, welche sie zu überwinden hatte. In dieser Zeit waren mehrere Anschläge gefaßt, aber wieder aufgegeben worden. Zuerst wollte er sich an dem Nebenbuhler rächen, ihm auflauern, ihn ermorden; bei ruhiger Ueberlegung verschob er aber seine Rache. Der Tod des Bakkalaureus verhalf ihm noch nicht zum Besitz Katharina's, im Ge=

gentheil, er konnte ihn nur hindern und erschweren, wenn er die Gefahr bedachte, welcher er sich bei der Ausführung dieses Planes preis gab. Es war auch gar nicht leicht, dem Bakkalaureus beizukommen, denn er wohnte mit seiner jungen Frau auf dem alten Ringe, in der belebtesten Gegend der Stadt, ging wenig und nur am Tage aus, und hatte Leute genug im Hause. Lorenz beschloß daher die Reise nach Pisek abzuwarten; diese bot die beste und sicherste Gelegenheit dar, sich der jungen Frau zu bemächtigen und sich zugleich an ihrem Mann zu rächen. Lorenz hatte an alle Möglichkeiten gedacht, nur an den Abscheu nicht, den er Katharina einflößen mußte, wenn seine That gelang.

Da er keine verläßlichen Gehilfen mehr in der Stadt hatte, war er genöthigt, allein auf Kundschaft auszugehen. Er unterzog sich diesem Geschäft mit der Ausdauer und Umsicht eines Diebes, mit dem Eifer eines Verliebten. Er umschlich das Brauhaus zu allen Stunden, denn er wußte, die Reise würde in dem Wagen des Brauherrn vor sich gehen. Der Wagen wurde endlich eines Abends gewaschen und in Stand gesetzt, ehe es noch Tag wurde, stand Lorenz wieder auf seinem Posten. Er sah zu, wie

angeschirrt wurde, er folgte dem Fuhrwerk bis an die Wohnung des Bakkalaureus und sah diesen und die junge Frau einsteigen. Er verfolgte sie dann zu Pferde bis zur ersten Mittagstation, er ritt ihnen indeß voraus und wartete wieder, bis sie übernachteten. Nun da er sicher wußte, daß sie den Weg nach Pisek einschlugen, eilte er zu seinen Spießgesellen. Da sie mit Waffen wohl versehen waren und auf die Ueberraschung der Angefallenen bauend, glaubte er seines Erfolges gewiß zu sein.

So groß übrigens seine Müdigkeit auch war, und so sehr er der Ruhe bedurfte, weckte ihn doch der innere Drang zeitig genug. Die Sonne stand noch am Himmel, als er aufwachte. Er gab das Zeichen, es blieb unbeantwortet; er suchte fluchend seine Gesellen an dem bestimmten Orte auf und fand sie nicht. Daß sie davongelaufen sein könnten, fiel ihm erst ein, als er sie nach einer Stunde fruchtlosen Harrens nicht wiederkehren sah. Nun tobte er wie ein Besessener, warf sich ins Gras, und stieß die wüthendsten Schimpfworte gegen die Flüchtigen aus. Nach einer langen Weile erst faßte er sich und überlegte, was zu thun sei. Da erhob sich auch von ferne eine Staubwolke. Das mußten sie sein; er

erkannte die weiße Plaue und das Gespann. Lorenz schwang sich mechanisch auf sein Pferd, aber noch war er unentschlossen, was er thun sollte. Es wäre Tollkühnheit gewesen, es allein mit zwei wohlbewaffneten Männern aufzunehmen, denn er hatte wohl bemerkt, daß Herr Röseler wie der Kutscher mit Gewehr versehen waren. Der Wagen rollte rasch heran, Lorenz sah zu beiden Seiten des Wagens die blanken Läufe zweier Büchsen schimmern. Die Reisenden waren auf ihrer Hut; Lorenz knirrschte mit den Zähnen und zog sich hinter das Gebüsch zurück. Katharina saß an der Seite ihres Mannes, der aufmerksam, das gespannte Gewehr in der Hand, nach der Gegend hinblickte, wo Lorenz hielt. Da schlug naher Hufschlag an ihr Ohr, aus dem Walde heraus brach eine Patrouille Dragoner. Sie schienen Jemand zu suchen; der Wegelagerer, von seinem bösen Gewissen geängstigt, spornte nun sein Pferd und setzte auf die Straße: das verrieth ihn den Verfolgern. Sie setzten hinter ihm her; er hatte allerdings einen ziemlichen Vorsprung, sein Pferd war auch wieder ausgeruht, aber als er an dem Wagen des Bakkalaureus vorüber wollte, stieß er auf ein unerwartetes Hinderniß. Katharina hatte Lorenz

trotz seiner Verkleidung wieder erkannt, und einen Schrei ausgestoßen, der Bakkalaureus, aufmerksam geworden, rief: „Halt!“ und hielt Lorenz die Büchse entgegen. Dieser, anstatt vom Pferde zu springen und sich zu Fuß in das Gebüsch zu werfen, wo er sich noch hätte retten können, zog mit einem gräulichen Fluch ein Pistol und feuerte es auf Herrn Röseler ab. So nahe er auch war, fehlte Lorenz seinen Feind dennoch, die Büchsenkugel des Bakkalaureus aber, der im selben Augenblick abdrückte, schlug, besser treffend, durch den Schenkel des Reiters in den Leib seines Gauls. Dieser sprang in die Höhe und stürzte dann zu Boden, seinen Reiter bedeckend, der sich vergebens emporzuarbeiten versuchte. Eine Minute später, und die Dragoner waren da! Lorenz wurde hervorgezogen und gebunden. Der Bakkalaureus war mittlerweile vom Wagen gesprungen und gab sich dem Anführer der Patrouille zu erkennen, dann trat er zu Lorenz, der blutend, von Schmerz und Wuth verzerrt, auf dem Boden lag.

„Also hier ereilt Dich die strafende Gerechtigkeit, Mordbrenner!“ rief Herr Röseler, „Du wirst für Deine Missethaten büßen!“

Katharina faltete unter Thränen die Hände gegen ihren Mann, aber der Bakkalaureus rief mit finsterer Miene:

„Wäre es nur Das, was dieser Mensch an uns verbrochen hat, so könnte ich ihm verzeihen, aber es ist gewiß, daß er Dinge verübt hat, die zu vergeben wir kein Recht haben. Er gehört vor des Königs Gericht — führt ihn nach Pisek!“

„Schießt mir eine Kugel vor den Kopf!“ wimmerte Lorenz; „oder macht mir eine Hand frei, daß ich mich selber umbringe, nur führt mich nicht in die Stadt! Junge Frau, bittet für mich“ —

Der Bakkalaureus war wieder in den Wagen gestiegen, der Kutscher hieb in die Pferde und Katharina's Thränen und Bitten mit ernsthaften, strengen Worten abweisend, fuhr der unerbittliche Gatte zuerst vor das Rathhaus, ehe er zu seinen Schwiegereltern ging. Eine Weile darauf brachte man unter großem Zulauf des Volkes den Gefangenen dahin. Als er die Treppe hinaufgeschleppt und in's Vorgemach niedergelegt wurde, sah er seine beiden Spießgesellen in Ketten geschlagen in einem Winkel stehen. Sie waren den Dragonern während der

Flucht in die Hände gefallen und hatten ihren Führer verrathen.

Lorenz wurde, nachdem er auf der Folter seine Verbrechen eingestanden hatte, auf offenem Markte verbrannt, seine Spießgesellen gehenkt. Die Aussagen des Mordbrenners hatten den ganzen Plan enthüllt und Capitain Parrol, wie sein Gefährte, die unterwegs aufgefangen und nach Prag gebracht wurden, aber bisher durch standhaftes Läugnen sich durchgeholfen hatten, waren durch dieselben ihrer Schuld überwiesen worden. Auch sie ereilte trotz mehrfacher Verzögerungen, die der gewandte Parrol herbeizuführen wußte, am Ende die verdiente Strafe. Parrol wurde enthauptet, der Sprachlehrer aber zu lebenswierigem Gefängniß verurtheilt.

1756.

Der Eremit von Skalitz.

Wollt Ihr den schönsten Punkt der schönsten Gegend Böhmens finden, so fragt in Leitmeritz, der reizend gelegenen Elbestadt, an der die Dampfboote anhalten, nach dem Wege zur Einsiedelei von Skalitz. Ihr werdet auch, wenn Ihr viel in der Welt herumgekommen seid, wenig Schöneres, ja wenig so Schönes gesehen haben. Gefällt es Euch, so wandert mit mir bis auf den Boden unserer Erzählung. Wenn der Schlott des Dampfbootes sich unter dem mittelsten Bogen der Elbbrücke umlegt, das Schiff seine pfeilschnelle Wendung vollbracht hat und an das Ufer streicht, seht Ihr auf einer mäßigen Anhöhe die Stadt mit ihren alten Thürmen und hohen Gebäuden vor Euch liegen. Zu beiden Seiten steigen schön geformte Berge in die Höhe,

an deren Fuße sich grüne Weingelände hinziehen, und die beinahe so tiefblau und veilchenblau aussehen wie die weltberühmten Berge um den Golf von Neapel. Wir steigen die schöne Freitreppe an der Jesuitenkirche, eines der großartigsten Denkmale dieses Ordens in Böhmen, empor, und gehen über den breiten von alterthümlichen Gebäuden eingefaßten Platz. Da steht die Domkirche mit ihrem bizarr aussehenden Schieferdache, das alte Rathhaus und das Gebäude mit dem grünen kupferbeschlagenen Thurm, der die Form eines riesigen Kelches hat und aus den Zeiten der Hussiten stammt. Was sahen diese alten Patrizierhäuser mit ihren gothisch geschweiften Giebeln und Fenstern, den abgebröckelten Zierrathen und verwitterten Wappenschildern an sich vorübergehen.

Die Stadt war seit Alters her berufen eine große Rolle in der Geschichte des böhmischen Landes zu spielen.

Zwischen duftigen, blühenden Anlagen die den morschen Rest der alten gezackten Stadtmauer, dem Auge so weit sichtbar lassen, als er dazu beiträgt, dem Bilde einen so romantischen Anstrich zu verleihen, durch weinbegränztes Saatland gehen wir

dem Gebirge zu. Erst kommt ein Dorf, das sich die Höhe hinaufzieht, dann ein baumbewachsener wiesengrüner Thalgrund, durch den ein Bach schießt, dann wieder ein Berg, auf dessen Rücken sich um Tausende schlanker Stangen der edle Hopfen windet, der hier die Stelle des Weinstocks einnimmt, welcher die niederen südlichen Gebäude bedeckt.

Nun treten wir in ein Wäldchen von Kiefern und Tannen, in dessen Mitte sich ein kahler von Regen und Schnee vielfach ausgewaschener Sandsteinfelsen erhebt. Darauf steht ein steinernes Kirchlein, zu dem zerbröckelte Stufen führen, durch deren Ritzen und Spalten, Gras und Mauerwurzeln wuchern — gegenüber ein dürftiges Häuslein, wo nun ein Förster wohnt, und Bier geschenkt wird. Dieses heißt die Einsiedelei von Skalitz!

Aber nun blicket hinaus in die wunderbare Natur, über die reiche Ebene, durch welche die Elbe strömt, bis an den weit sichtbaren Gorgenberg vor Raudnitz. Wie eine Nadel steigt der Kirchenthurm des fernen Melnik empor; wohin Ihr blickt, grüßen Euch blaue Bergkuppen, die Ruinen von Kostjal und Hasenburg, der stolze Cobosch, der Radobil mit seinem Riesenkreuz, der lange Bergrücken des

Hradischken, und hinter Euch, hundertkuppig, sich verengend und wieder breit spaltend, das Farben- und metallreiche Erzgebirge. Es würde zu weit führen, wollt' ich Euch alle die Spitzen, um die eine volle dichte Wälderpracht sich breitet, die Kirchenthürme, Städte und Dörfer nennen, die Ihr liegen seht — aber das glaubt mir, daß man selig und trunken wird von diesem Anblick!

Denkt Euch nun neunzig Jahre zurück, und die sonnigen Plänen, die heute der Kultur gewonnen sind, noch mit dichtem Nadelwald bedeckt; denkt Euch statt der steinernen Kapelle eine hölzerne mit Stroh gedeckt, in deren Thürmlein eine grün angelaufene Vesperglocke hängt und statt dem Försterhause, einen Vorbau von Stämmem, Planken und Stroh und dahinter die noch heut sichtbare Höhle, die in den Sandsteinfelsen gewühlt ist und Ihr habt die Wohnung des Einsiedlers zu jener Zeit.

Es ist ein Herbsttag; noch ist die Luft nicht völlig rein, die Sonne zuckt noch hinter den Wolken und in der Tiefe wogt ein grauer Nebel. Der Einsiedler, der eben seine Morgenandacht vollendet, öffnet die Thür seiner Klause, und blickt in die Landschaft hinaus. Es ist ein alternder Mann, dessen

Haare und struppiger Bart schon in's graue spielen, dessen kräftig aufrechte Haltung aber der beugenden Zeit noch lange trotzen wird. Unter den grau-buschigen Brauen blitzt ein scharfes, fernsichtiges Auge, über das gefurchte, wetterbraune Gesicht läuft eine dunkelrothe Narbe, und auch der starke feste Hals, den die zurückgeschlagene Kapuze sehen läßt, trägt eine ähnliche.

Die Haltung des Einsiedlers und seine Narben passen gut zusammen; sie verrathen seine Vergangenheit. Sie sind Kennzeichen, daß er ein wilder, trotziger Soldat gewesen, der hier in der Waldeseinsamkeit, in Gebet und Entbehrung Buße thut für die herben Erinnerungen aus alter Zeit.

Aber was begiebt sich heute in der Ebene? Es raucht und klirrt, wenn ein Windstoß herüberkommt — jetzt ein Schlag, dann noch einer und immer mehrere und heftigere, bis es scheint als brüllte die Luft und krachten die Berge. Schwarze Wolken drängen sich aus dem weißen Nebel und wirbeln in die Höhe, wie ein zerstiebenes Krähenvolk über einem Schneefelde.

„Sie sind an einander" — murmelte der Eremit

vor sich hin — „sie schießen schon von allen Seiten; es wird ein heißer, blutiger Tag werden!“

Ein Seufzer drang aus seiner Brust, und er schlug die Arme krampfhaft fest übereinander. Zu sehen war noch immer nichts, aber ein tosender Schlachtlärm zu hören. Da kam eine braune Bräcke an ihn herangesprungen und leckte seine Hände, dazwischen laut und fröhlich bellend. Eine Minute später lief auch klaffend und wedelnd ein Dachshund herbei, dem sein langbeiniger Genoß den Vorsprung abgewonnen hatte, und zuletzt erschien auf der Höhe ein Jägersmann, der sich, auf den Stock stützend, von der Anstrengung erholte, die ihm die schlechten Stufen gemacht hatten, auf denen man zum Kirchlein emporsteigen mußte. Der Einsiedler ging ihm einige Schritte entgegen.

„Bum, das läßt sich gut an“ — rief der Waidmann — „guten Morgen, Bruder Servaz! die Brummer haben uns heute frühzeitig aufgeweckt.“

„Leider ja, Herr Förster! es giebt gar keinen Ort mehr, wo der wüste Kriegslärm nicht hindringt! Wie viele Tausend Menschen werden heute wieder um's Leben kommen, oder ihre gesunden Glieder einbüßen, und für's ganze Leben unglücklich sein!“

„Ja es ist traurig, daß es so sein muß!“

„Warum muß es sein? für was bringen sich die Menschen da unten um? Für Nichts, Herr Förster! das sie bekümmert und angeht, blos um eines Gelüstes willen, das ein junger König nach dem Lande einer jungen Kaiserin trägt, deren Verlassenheit er benützen möchte!“

„Ihr seid aber doch ein wunderlicher Mann, Bruder Servaz, wenn die Kaiserin kein Recht auf das Land hat, wer soll es denn haben? Und am Ende ehe ich einen solchen König haben möchte, lief ich meiner Seele! mit meinen Hunden hinunter und raufte mit, so lange meine alten Knochen halten! Ich weiß nicht, aber ich hab' halt einen Haß auf die Lutherischen und wundere mich nur immer, wie Ihr als ein so frommer Mann immer vom christlichen Frieden und vom allgemeinen Reiche Gottes sprecht!“

„Wißt erst, was ich weiß, und Ihr würdet anders denken, Herr Förster! Gott verzeihe uns unsere Sünden, unsern Haß und unsere Wildheit! Es ist viel Elend und Unglück dadurch in die Welt gekommen!“

Die Kanonade donnerte so ununterbrochen und heftig fort, daß die beiden Männer die Stimmen, die hinter ihren Rücken laut wurden, ganz überhörten. Es waren mehrere Bauernweiber und Mädchen, die, von dem Schlachtlärm aufgeschreckt, hastig und ängstlich zur Kapelle heraufstiegen, um zu beten.

Der Einsiedler, der sie zuerst gewahr wurde, winkte dem Förster zu, und ging durch die ehrerbietig knixenden Weiber in die Kapelle. — Der alte Waidmann, Büchse, Rock und Tasche unter der Obhut seiner Hunde zurücklassend, folgte ihm nach. Er machte zuerst den Glockenstrang, der an der Außenseite der Kapellenwand niederhing, los und läutete eine Weile. Der helle, friedliche Klang des Glöckleins verhallte in dem wüsten Schlachtlärm in der Tiefe, einer ungehörten Mahnerstimme gleich.

Der Förster kniete am Eingang der Kapelle nieder, welche von den Beterinnen ganz angefüllt war. Bruder Servaz hielt einen kurzen Gottesdienst, der in einem lautgesprochenen Gebete und in einer Litanei bestand, und entließ dann mit einem segnenden Kreuzzeichen die kleine um ihn versammelte Gemeinde. Ehe jedoch die Beterinnen das morsche

Kirchlein wieder verließen, um beruhigt und getröstet an ihr Tagewerk zu gehen, war ihre Zahl durch ein schönes, blondhaariges Mädchen vermehrt worden, deren schlanke, jugendlich frische Erscheinung sie vor allen Uebrigen auszeichnete. Sie war die Treppe hastig heraufgelaufen und hatte sich eiligst neben dem Förster auf's Knie geworfen. Ihre starken Athemzüge zeigten, daß sie noch immer nicht erholt von dem raschen Gange war, aber sie betete das wiederkehrende: „Bitt' für uns" laut und eifrig mit, ob auch Wange und Stirne von der erneuerten Anstrengung in dunkler Röthe glühten. Dabei hatte sie die Hände inbrünstig gefaltet und in der That wäre es unmöglich gewesen, die inbrünstige katholische Andacht unter einem schönern Bilde darzustellen. Erst als Bruder Servaz segnend die Hand erhob und die Beter entließ, stand sie auf und holte tief Athem, aber nur um augenblicklich wieder fortzuspringen und den Glockenstrang zu ziehen, bis der Einsiedler, aus der Kapelle tretend, ihr ein Zeichen gab, es sei genug.

„Was willst Du, Maria?" fragte der Förster nun, seine Rüstung wieder aufnehmend, „hast Du mich gesucht?"

„Ja, Vater!“ antwortete das schöne Kind, „die Leute warten schon auf Euch.“

„Sind die andern Jäger schon hinaus?“

„Der Waidjunge sah sie nach Pischta zu in die Weinberge gehen.“

Der Förster drückte die dargebotene Hand des Eremiten und ging, Marie aber blieb bei ihm zurück. Sie holte einen Besen aus der Hütte und fing mit rüstigen Händen an, die Kapelle zu säubern, nahm dann die welken Blumen und Laubgewinde herab, und verschwand im Gebüsche, um neue zu holen. Nach einer Weile kehrte sie mit einer Schürze voll zurück, und während der Eremit die blitzenden Augen nach der Gegend des Schlachtfeldes richtete und die Nebel durchdringen zu wollen schien, setzte sie sich ruhig und harmlos auf einen Stein und fing an, aus dem mitgebrachten Vorrathe Kränze und Gewinde zum Schmucke der alten Heiligenbilder zu winden, welche auf dem Altar der Kapelle standen. Sie schien nicht einmal zu ahnen, welche große That sich zu ihren Füßen, im Sehkreis ihrer Augen begab, und nur wenn der Donner bis zur betäubenden Heftigkeit wuchs, ließ sie die Hände

in den Schooß sinken und blickte in das wirre, weißgraue Gewölk.

„Wird das noch lange dauern, Herr Vater?“ fragte sie jetzt, als der Eremit sich langsam in ihrer Nähe niederließ.

„So lange, bis die Tausende da unten schwach und müde vom Morden und Blutvergießen geworden sind.“

„Sind denn die Lutherischen auch Christen? der Vater sagt immer, Gott behüt' uns;“ dabei schlug sie ein Kreuz vor dem bösen Feinde und vor ihnen.

„Was der Vater sagt, Marie, wird er immer vor unserm Herrgott vertreten müssen, Du aber, Kind, halte Dein Gewissen rein und fluche Niemandem.“

Das Mädchen war offenbar überzeugter von den milden Worten des Einsiedlers, als von den rauhen ihres Vaters, denn als sie in die Kapelle ging und die Laubgewinde aufsteckte, betete sie dabei für die armen Seelen Derjenigen, die an diesem Morgen zum letzten Male die Sonne gesehen hatten. Der Einsiedler entließ sie nun mit einem freundlichen Gruße und Marie schritt den schönen Waldweg hinab, der zum Försterhause von Mentau, ihrer

Wohnung, führte. Unterwegs schrak sie noch ein Paar Mal zusammen, wenn der Kanonendonner mit erneuerter Heftigkeit losbrach, aber der Lärm, der auf der Höhe so hörbar gewesen, verlor sich immer mehr und mehr in dem dichten, dunklen Wald. Zu Hause angekommen, fand sie Alles leer, nur ihre Mutter saß beim Gebetbuche und zitterte jedes Mal, wenn das freie, auf der Höhe stehende Haus bei den nun wieder deutlich vernehmbaren Schlägen zu wanken schien.

„Was macht denn der Herr Vater Servaz?“ fragte die Försterin, die Quetschbrille abnehmend und sie in das Buch legend, „ist er nicht auch über das grausame Schießen erschrocken, das die Lutherischen angefangen haben? Du mein Gott, man sollte denken, der Welt Untergang wäre vor der Thüre!“

Damals hatte das Volk in dieser Gegend von den Feinden, die es nun lange Jahre hindurch überfielen und plagten, nur den einen Begriff, daß sie lutherisch seien — der preußische Name wurde hier, wo die Landschaft von dem Kriegslärm, der Schlesien und den Osten des Königreichs schon lange erfüllte, bisher verschont geblieben war, erst bekannt

und gehaßt nach Jahren der Kriegswuth und furchtbarer Drangsale. Damals war der Haß hier noch ein rein konfessioneller, bald wurde aber ein recht bewußter, nationaler daraus.

Marie enthielt sich, der Worte des Einsiedlers eingedenk, jeder Bemerkung, als die Försterin in ihrem frommen Eifer die schweflige Hölle als den rechten Ort bezeichnete, wohin die Preußen gehörten, und ihre Phantasie malte sich bereits eine ganze Legion bockbeiniger Teufel vor, die mit Spießen und Haken die Seelen der Gefallenen in den brodelnden Pechpfuhl zögen, während die lieben Engel sich mit denen der braunen Croaten und Panduren beluden, die als gute Katholiken geradezu in's ewige Leben kommen mußten.

Marie hatte im Hause was zu schaffen und ging dann vor die Thüre, um nach ihren Ziegen zu sehen. Sie hatte einige solche weiße neckische Thiere, die ihr viele Freude machten, und war nicht wenig geärgert, als sie die Thür des Stalles offen und seine Bewohner verlaufen fand. Aergerlich lief sie um das Haus herum, dann klopfte sie an das Fenster, wo ihre Mutter saß und wieder betete.

„Gebt Acht derweil, Mutter!“ rief sie, „ich muß

die Ziegen suchen, es hat Jemand den Stall aufgemacht!“

„Marie!“ Die Alte klopfte nun ihrerseits an's Fenster, als sie sah, die flinke Tochter wende sich zum Fortgehen, aber ihre gutgemeinte Warnung war umsonst, denn das Waldkind lief wie eine Rehkitz in das dichte Tannicht, allenthalben umherspähend, ob sie die Flüchtlinge nicht irgendwo im jungen Anflug oder unter den Ginster- und Himbeersträuchen erblicke. Die Thiere mußten sich nach einer andern Seite, vielleicht nach dem Thalgrunde zu verlaufen haben; sie blieb unschlüssig und ärgerlich stehen, als im Walde ein Schuß fiel. Der Kanonendonner war hier nur gedämpft zu vernehmen, und sie hatte sich den ganzen Morgen schon so daran gewöhnt, daß sie es genau unterschied, der Knall rühre von einer nahen Büchse und nicht von einem fernen Geschütze her. Sonst war ihr dieser Laut nichts Neues, aber heute fiel er ihr auf — es dauerte nicht lange, so fielen noch ein Paar hintereinander, dann entstand eine lange Pause. Sie wollte eben umkehren, als es unweit von ihr in den Zweigen zu rauschen begann. Das Waldkind, in der Meinung, es werde ein angeschossener Hirsch aus dem Dickicht brechen,

trat hinter einen Baumstamm und blickte nach der Gegend hin, aber statt des erwarteten Zehnenders sprang ein Mensch aus dem Gebüsch heraus und blieb tief athemholend stehen.

Marie blickte ihn voll Erstaunen an — sie hatte noch niemals eine solche Tracht gesehen, wie sie der junge Flüchtling an sich hatte, der nun mit einem Seufzer sich an eine Tanne lehnte und dann langsam umfiel, ohne ein Lebenszeichen mehr von sich zu geben. Marie, als sie ihn so zusammenbrechen sah, wollte laut aufschreien, aber die Stimme versagte ihr. Das mußte einer von den lutherischen Soldaten sein, denn die Kaiserlichen hatte sie schon gesehen. Die Kaiserlichen hatten alle weiße Röcke, der im Busche lag aber einen blauen mit rothen Aufschlägen. Sie blickte über ein Gestrüpp vorsichtig weg; er war mit dem Rücken an die Tanne gelehnt, den Kopf an die Brust senkend, halb sitzend, halb liegend, von seinem Gesichte konnte sie fast nichts sehen, aber über die weißen Beinkleider rieselte das rothe, warme Blut. Sie wäre gern noch näher gegangen, aber er hielt einen langen, blanken Degen in der Hand, und sie wußte ja doch nicht recht, ob er sich nicht rühren und aufrichten werde.

Da glitt er langsam von der Tanne ab, der Hut fiel ihm vom Kopfe und er legte sich auf die Seite. Nun konnte sie auch sein Gesicht sehen. Er war jung und hübsch, hatte sauber gepudertes Haar und einen schönen, schwarzen Schnurrbart, aber sein Gesicht war leichenblaß und seine Augen geschlossen. Den Degen hielt er zwar noch immer in der Hand, aber die Spitze hatte sich in den weichen Waldboden gebohrt und blieb darin stecken.

Ein innerer Drang trieb sie an, dem Verwundeten beizuspringen, aber sie fürchtete sich jetzt beinahe noch mehr, mit dem Todten allein im Walde zu sein, als früher mit dem Lebendigen. Während sie noch sinnend und zögernd hinter dem Baume stand, kamen die Hunde des Försters hervorgesprungen, und den Gefallenen umschnopernd, fingen sie an zu bellen.

Dem Mädchen wurde nun klar, daß die Kugel, die den schönen, jungen Mann gefällt, aus dem Rohre ihres Vaters entsendet worden — und obwohl sie ihn bereits für todt hielt, trat sie doch hervor und rief die Hunde beim Namen, um sie vom Bellen abzuhalten, das die Jäger auf die Spur bringen mußte. Die Hunde erblickten kaum ihre

Pflegerin, als sie auch freudig an ihr hinaufsprangen.

Marie ging dem Forsthause zu, die Hunde liefen ihr voran und sprangen dann mit ihr zugleich in die Umzäunung, deren Lattenthür sie zusperrte, und dann, wie von einem glücklichen Gedanken erfaßt, lief sie den Weg nach der Einsiedelei zurück, den sie heute schon einmal gegangen war. Der Förster kehrte nach einer Stunde, die er im Walde geharrt und gelauert, mit seinen beiden Revierjägern und dem Waidjungen zurück. Er war überrascht, die Hunde, auf die er so lange gewartet, schon im Hofe zu finden, sonst aber sehr übel aufgelegt. Die Försterin trug gleich zu essen und zu trinken auf, denn der Alte schnurrte sie an, daß sie gleich wieder fort müßten.

„Wo ist die Marie?“ fragte er, als die Alte selber Bier brachte.

„Sie sucht die Ziegen im Wald!“

„Verfluchter Kerl!“ brummte nun der Förster und goß einen halben Krug hinunter, „daß er uns auskommen mußte! Aber getroffen habe ich ihn, es riß ihn eine Elle in die Höhe nach dem Schuß.“

„Ja, ich hab's auch gesehen, daß er umschlug,“

bekräftigte der ältere Jäger, „finden werden wir ihn schon!“

„Es wundert mich nur, daß die Hunde die Spur verloren haben und nach Hause gelaufen sind, — na, wir lassen sie hernach an der Leine suchen!“

II.

Marie war athemlos bei dem Einsiedler angelangt und hatte ihm in fliegenden Worten das Begebniß mitgetheilt. Bruder Servaz war sogleich bereit, den Verwundeten aufzusuchen, und da es bergab ging, hatte er und Marie in einer Viertelstunde den Ort erreicht, wo der preußische Soldat liegen sollte. Aber als sie an die Tanne kamen, neben welcher er hingesunken war, fanden sie den Platz leer. Der Boden war mit Blut gefärbt, der Verwundete aber verschwunden. Der Einsiedler blickte verstört und mit sichtbarer Aengstlichkeit umher, da gewahrte er, daß die Zweige des Dickichts zum Theile geknickt waren, und als er näher hinzutrat, zitterten auch frische Blutstropfen daran. Er machte sich sogleich Bahn durch das verwirrte Ge-

strüpp und sah nach kurzem Suchen den Jüngling abermals niedergesunken, halb von Farrenkraut bedeckt, auf dem Boden liegen. Auf das nahende Geräusch hob er mit Anstrengung das Haupt und blickte den Eremiten mit matten, erlöschenden Blicken an. Der Degen, auf den er sich gestützt, stak in der Erde, der Flüchtling war nicht mehr stark genug gewesen, ihn herauszuziehen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte, sich über ihn beugend, der Einsiedler, „fürchten Sie nichts, Herr Offizier, ich will Sie retten!“

Der Verwundete neigte das Haupt und seufzte tief, als ihn Bruder Servaz mit kräftigem Arme aufhob und aus dem Dickicht auf den Weg trug, wo Marie mit klopfendem Herzen wartete. Mit geübtem Auge hatte er bald die Stelle in der Seite gefunden, wo die Kugel eingedrungen war. Der Blutverlust des jungen Mannes mußte sehr bedeutend gewesen sein. Bruder Servaz verband die Wunde, so gut es ging, dann gab er Marie Hut, Degen und Ringkragen des Verwundeten, der bereits wieder bewußtlos geworden, und trug ihn die Höhe hinan. Es dauerte lange, ehe er mit seiner Bürde die Einsiedelei erreichte und den Leblosen auf

seinem Lager niederließ. Von Zeit zu Zeit hatte er still gehalten, und Marie mußte dann immer die Blutspuren sorgsam austreten, die an solchen Ruhepunkten zurückblieben.

„Nun geh' Kind zur Quelle und wasche Dir selbst alles Blut von den Händen und vom Kleide," ermahnte sie der Einsiedler, „dann bringe mir beide Krüge herauf!"

Marie gehorchte und brachte Wasser.

„Man wird Dich zu Hause vermissen, Kind," fuhr Bruder Servaz fort, „ich habe auch Deiner Hilfe nicht mehr von nöthen. Gott wird Dein gutes Herz belohnen, Du hast gut und recht gethan, daß Du mich und nicht Andere zur Hilfe gerufen hast. Schweige aber gegen Jedermann von dem armen Jüngling, und wenn Du morgen wiederkommst, so bringe mir etwas alte Leinwand mit. Gott behüte Dich, meine Tochter."

„Wird der Offizier aber auch nicht sterben bis morgen früh?" fragte sie erröthend.

„Wie Gott will, mein Kind! aber ich hoffe, daß es noch nicht zu spät ist! Nun geh', geh' und komm' morgen wieder!"

„Soll ich Euch die Leinwand nicht noch heute

bringen, oder" — sie hielt inne und wurde wieder blutroth, „ich habe ja Leinwand an mir, ich möchte gern das Hemde vom Leibe geben, wenn es nöthig ist!"

Der Einsiedler betrachtete das Mädchen mit einem milden Lächeln und winkte ihr mit der Hand, sie sprang die Stufen hinab und verschwand im Walde. Kaum war sie fort, so eilte Bruder Servaz, den Bewußtlosen zu entkleiden. Er wusch die Wunde und fühlte nach der Kugel. Er fand sie bald, da sie, von einem Knopfe abprallend, nicht mit ganzer Gewalt eingedrungen war. Mit Hilfe eines Messers brachte er sie auch in kurzer Zeit heraus, aber nun strömte das Blut wieder heftiger, und er hatte alle Mühe, den Verband anzubringen. Der Jüngling hatte bei der Operation, die, obwohl mit aller Vorsicht unternommen, doch eine äußerst schmerzliche sein mußte, leise gestöhnt und ein paar Bewegungen gemacht, jetzt lag er wieder steif und regungslos, und die Farbe seines Gesichtes wurde fahler und fahler. Bruder Servaz ließ ihn nun eine Weile liegen und reinigte sich selbst von dem Blute, mit dem sein rauhes härnes Gewand überströmt war. Dann bückte er sich zu dem Munde des Jünglings

nieder, horchte, legte ihm die Hand auf's Herz und fing an, ihm die Stirn zu reiben und zuweilen mit kaltem Wasser zu bespritzen. So gering seine Heilmittel waren, hatte er doch die Freude nach langer Bemühung Lebenszeichen wahrzunehmen, und es gelang ihm, dem Verwundeten einige Tropfen kalten Wassers einzuflößen. Er schlug auch die Augen auf, aber sein Blick war stier und die müden Augenlider schlossen sich bald aufs Neue. Indeß konnte Bruder Servaz den Schlag des Herzens, wenn auch schwach und unregelmäßig, wiederkehrend, fühlen und hören. Die Wimpern zuckten zuweilen, die Lippen bewegten sich. Der Arme lebte — aber die Schwäche und Erschöpfung waren zu groß, als daß er zu vollständigem Bewußtsein kommen konnte. Eine Stärkung that hier vor Allem noth, aber außer dem kalten frischen Wasser seiner Quelle hatte der Einsiedler nichts bei der Hand. Schon bedauerte er, daß er Marie nicht um Branntwein nach Hause geschickt, da hörte er rauhe Stimmen näher kommen und erkannte aufhorchend den Förster, der seinen Leuten Befehle ertheilte. Rasch drückte er die Thüre seiner Hütte hinter sich zu, und nun fiel ihm erst wieder ein, das Auge nach dem Schlachtfeld zu wenden. —

Es erhob sich unten eine blutige Röthe, die sich weit in der Elbe spiegelte, und der graue Dampf verwandelte sich in einen dunkelschwarzen. Der Schießlärm hatte merklich nachgelassen und das grobe Geschütz war beinah gänzlich verstummt. Lobositz, das freundliche Städtchen, war von den Preußen nach heftigem Widerstande genommen und in Brand gesteckt worden.

Zu der Zeit, die der Einsiedler bedurft hatte, den Verwundeten in seine Klause und in's Leben zurückzubringen, war das Schicksal zweier großen Heere entschieden, eine Hauptschlacht geschlagen und von den Kaiserlichen verloren worden. Der Förster wischte sich die Stirne, und setzte sich erschöpft auf einen Stein, wobei er grimmig durch die Zähne murmelte.

„Lobositz brennt, die Kaiserlichen reteriren," — sagte er endlich. — „Alles geht in's Land hinein und wir haben die ketzerischen Schufte nun auf dem Halse!"

„Die Schlacht ist also verloren?"

„Man sieht nichts als Flucht und Zerstörung, wir haben über der Elbe ein ganzes Regiment auseinander laufen sehen. Aber ich lasse mir's nicht

nehmen, der Teufel selber ist mit den Lutherischen! Ich hab' heute einem auf fünfzig Schritt eine Kugel durch den Leib gejagt, und er ist doch davon gekommen! Ein Hirsch hätt' umschlagen müssen auf den Schuß und so ein —"

„War't Ihr denn mit im Gefecht?"

„Nein, Bruder Servaz! hier im Wald. Das Amt hat uns heute aufbieten lassen und wir haben mit den Kroaten an unserem Ufer gestreift. Hinter dem Dorfe stöberten wir einige von den Dragonern auf, die des Nachts über den Fluß geschwommen waren, und die sich ergaben, als wir zwei von den Pferden geschossen hatten. Es war auch ein Offizier dabei, aber der hatte sich bei Zeiten vom Gaule geworfen und in's Gebüsch geflüchtet. Während die Kroaten die Gefangenen fortführten, suchten wir nach dem Entlaufenen, und über dem Weinhügel dort" — er zeigte nach der Tiefe gegen den Radobit — „bekamen wir ihn wieder zu Gesicht. Es war nicht weit und wir schossen nach ihm, da er beim Anrufen nicht stille hielt. Ich hab's gesehen und der Franz auch, daß es ihn umriß, aber als wir an den Ort kamen, wo wir glaubten, daß er liegen müsse, war er uns doch ausgewischt, und wir haben

ihn auch nicht mehr gefunden! Weit kann er aber mit der Kugel im Leibe doch nicht gelaufen sein, und ich denke, daß er irgendwo im Gestripp liegt und alle Viere von sich streckt!"

Bruder Servaz hatte die Branntweinflasche an der Hüfte des Försters bemerkt und während der Erzählung desselben nachgedacht, wie er einen Schluck des Trankes, dessen er für seinen Schützling so dringend bedurfte, erhalten könne. Die strenge Regel des Einsiedlers erlaubte ihm nicht, den Waidmann darum anzusprechen; indeß war ihm ein Zufall günstig. Er hatte sich Mittags, als er den Verwundeten aus dem Gebüsche trug, an einem Dornstrauche die Hand geritzt, und obwohl er die Wunde gewaschen und Spinngewebe darauf gedrückt hatte, fing sie, bei dem kräftigen Willkomm des Waidmanns vorhin, auf's Neue zu bluten an. Der Förster wurde den Riß gewahr und sagte: „Ihr habt Euch ja an der Hand beschädigt, Bruder Servaz?"

Der Einsiedler wies ihm die verletzte Rechte.

„Ein paar Tropfen Branntwein darauf, das ist das beste Mittel. Habt Ihr nicht einen Fetzen bei der Hand? das ist gleich geschehen!"

Der Einsiedler zuckte lächelnd mit den Achseln;

Leinwand gehörte nicht zu den Bedürfnissen eines Waldbruders, der die rauhe Kutte auf dem bloßen Leibe trug. Der Waidmann langte in seine Tasche und zog einen Fetzen heraus, der bestimmt war, zu Kugelpflastern zerschnitten zu werden. Er legte ihn zusammen, goß Branntwein darauf und drückte den improvisirten Verband auf die Wunde.

„Wißt Ihr was, ich lasse Euch die Flasche da, — er schüttelte sie vor dem Ohre — es ist noch ein Rest darin, den könnt Ihr vollends aufgießen!"

Der Einsiedler langte nach der Flasche, mit einer gewissen Hast, besann sich aber sogleich und sie langsam in seinen Aermel steckend, sagte er: „Es hat zwar nichts zu bedeuten und heilt wohl von selber."

„Ja, aber so wird's geschwinder!" meinte der Förster und stand auf, seine Büchse wieder aufnehmend. „Es wird dunkel und ich muß nach Hause sehen! Wer weiß, was es morgen wieder zu thun giebt!"

„Geht Ihr nicht in die Stadt?"

„Ich will hinuntersehen und fragen, was es Neues gibt! Sie werden unten in der Angst sein, daß die Lutherischen über die Elbe gehen!"

„Laßt mir sagen, was vorgegangen ist.“

„Ich komm’ schon selber herauf; indeß die Sonne ist unter, wollt Ihr noch nicht Ave Maria läuten?“

Der Einsiedler hatte unausgesetzt an seinen Pflegbefohlenen gedacht, und darüber auch sein Vesperläuten und Abendgebet vergessen.

„Ich habe heute die Ohren von dem Schießen so voll,“ antwortete er, „daß ich es gar nicht gehört habe, ob sie auf dem Dom unten schon geläutet haben oder nicht?“

Der Förster horchte einen Augenblick. „Man hört zwar nichts, aber Zeit ist es!“ Er ging auf die Kapelle zu, und während der Einsiedler läutete, nahm er demüthig den Hut ab und betete knieend ein Ave Maria. Die Büchse, die heut’ die mörderische Kugel entsendet, hielt er dabei im Arm, dann bespritzte er sich mit dem Weihwasser, das an der Kapellenwand in einem kleinen Kupferkessel hing, und ging murmelnd die Treppe hinab. Der Einsiedler kürzte sein Gebet ab, erhob sich, als die Schritte verhallt waren, von der Stufe, und eilte schnell seiner Hütte zu. Der Verwundete lag unbeweglich da und seine Athemzüge waren so schwach,

daß der Einsiedler besorgt sein Ohr an den Mund des Liegenden hielt, um sich zu überzeugen, daß er noch lebe. Er zog nun die Flasche hervor und hielt sie ihm hin. Der Verwundete besaß augenscheinlich nicht die Kraft, den stärkenden Geruch einzuziehen. Nun fing Bruder Servaz an, ihm auf's Neue die Schläfe zu reiben und setzte seine Bemühungen so lange fort, bis Jener die Augen aufschlug, hörbar Athem holte, und endlich mit schwacher Stimme frug: „Was ist mit mir?"

Der Einsiedler rief: „Gottlob!" und hielt ihm die Flasche an die Lippen, einige Tropfen des starken Getränks darauf träufelnd, dann öffnete er die Thür seiner Hütte, durch die der letzte Schein des Tages fiel und noch so viel Licht in dem Raume verbreitete, daß der Verwundete erkennen konnte, er sei in einer menschlichen Wohnung, und unter Obhut eines Menschen, wenn ihn auch der Anblick des ernsten bärtigen Gesichtes und der langen dunklen Kutte zu verwirren schien.

„Mag mir Gott die Sünde vergeben!" murmelte nun Bruder Servaz vor sich hin, und entfernte sich, aber nur um nach einer Weile mit der ewigen Lampe wiederzukehren, die er aus der

Kapelle geholt hatte. Er besaß kein anderes Licht, denn er ging mit der Sonne schlafen und stand mit ihr auf — und die Zeit, wo ihm die frommen Leute aus den Dörfern Oel und Fett brachten, um in den langen Winterabenden eine Lampe zu unterhalten und in seinen alten Gebetbüchern lesen zu können, war noch nicht da. Er hing sie an einem Sparren des Daches auf und ihre blassen Strahlen fielen auf das bleiche Gesicht des Jünglings, der almählig die Gegenstände um sich her deutlicher unterscheiden, und das wiederkehrende Bewußtsein sammeln konnte.

„Bin ich gefangen?" fragte er endlich mit schwacher Stimme.

„Nur Ihre Wunden und Ihre Schwäche halten Sie fest, Herr Offizier," sagte der Einsiedler, „sonst sind Sie in guten Händen, und haben nichts zu befürchten!"

Der Verwundete warf nun einen langen Blick auf den Waldbruder, dessen Tracht ihm noch immer befremdlich erschien, denn er kam aus einem Lande, wo es seit Jahrhunderten derlei Erscheinungen nicht mehr gab. Bruder Servaz, fürchtend, die Anstrengung könne seinem Schützling schädlich sein, bat ihn, sich ruhig zu verhalten, und der Jüngling fiel,

von der Schwäche übermannt, wieder in einen Zustand, der bald Schlaf und bald wieder gänzliche Bewußtlosigkeit schien. Der Eremit aber verwendete kein Auge von ihm, bis die Nacht vorüber war und der Herbstmorgen roth über den Gebirgen emporstieg, den weißen Nebel in die Ebene drückend, welche die gräßlichen Spuren der gestrigen Schlacht noch bedeckten. Ueber Lobositz lag noch eine dunkle Rauchwolke, das Feuer hatte nichts mehr als die schwarzen Trümmer davon übrig gelassen.

III.

Marie konnte die gewöhnliche Stunde der Morgenandacht kaum erwarten. Sie suchte in allen Kästen und Schränken nach alter Leinwand, und brachte ein hübsches Bündchen davon zusammen, das sie flink unter den Arm nahm und damit nach der Felseneinsiedelei lief. Sie mußte an der Stelle vorbei, wo gestern der arme junge Mann gelegen war, und blieb nachdenklich bei dem Tannenbaum stehen. Die Blutspur war nur noch für ein aufmerksames Auge erkennbar, aber in dem Laube,

das der Herbst bereits von einzelnen frühgrünenden Büschen streifte, funkelte etwas und neugierig bog sie sich darnach. Es war eine silberne Hutschlinge mit einer schwarzen Schleife — sie war losgerissen und der Knopf verloren, der sie befestigt hatte. Mit einer Beklommenheit, die sie sich selbst nicht erklären konnte, verbarg sie das Feldzeichen mit den feindlichen Farben an ihrem Busen. Als sie den Felsen der Einsiedelei aus dem Gebüsch emportauchen sah, vernahm sie auch die Töne des Kapellenglöckleins, das zur Morgenandacht rief. Sie beeilte sich, so sehr sie konnte, und kam auch athemlos und glühend auf dem Gipfel an, ehe noch Jemand Anderer da war. Bruder Servaz, der vor der Thüre des Kirchleins stand, empfing sie mit freundlichem Lächeln und nahm das schon von Weitem gezeigte und dargebotene Bündel aus ihren Händen.

Marie athmete frei auf, als sie das zufriedene Gesicht des Einsiedlers erblickte, denn nun hatte sie gute Hoffnung, daß der verwundete Jüngling dem Tode nicht erlegen sei, wie sie die ganze Nacht gefürchtet hatte.

„Wie geht's ihm denn?" fragte sie schüchtern.

„Er lebt, und wird wohl auch nicht sterben, aber

er ist so schwach, daß er kein Glied bewegen kann. Es wird lange dauern, bis er wieder hergestellt sein wird, und ohne Deine Hilfe, liebes Kind! müßte ich an seiner Heilung verzweifeln!"

Marie wußte nicht, was sie dazu beitragen könne und solle, aber es ging ihr warm und freundlich über das Herz, als ihr Bruder Servaz diese Versicherung gab. Er ging nach seiner Hütte und ließ die Thüre offen stehen. Marie konnte ungehindert den innern Raum übersehen. Der Waldbruder beugte sich zu dem Verwundeten herab, der heute bereits im Stande war, zusammenhängende Antworten zu geben und eine deutliche Vorstellung von seiner Lage hatte. Er sah noch leichenblaß aus, doch sein Gesicht hatte den unheimlichen Ausdruck der Starrheit verloren, und Bruder Servaz hatte auf die frische Jugendkraft seine beste Hoffnung.

„Komm' nur herein, Marie!" rief er jetzt mit erhobener Stimme, und der Verwundete blickte sichtbar betroffen auf das schöne Mädchen, das bei diesen Worten in die Thüre trat, und dort stehen blieb. Erst als ihr der Waldbruder nochmals zuwinkte, trat sie tieferröthend bis an das Krankenlager hin.

„Sehen Sie hier ihre Retterin, Herr Offizier!

sie war es, die sie fallen gesehen, und mich zur Hilfe herbeigerufen hat!"

„Ich danke Ihnen," antwortete mit leiser Stimme der Verwundete, und machte einen Versuch, ihr die Hand zu bieten, aber seine Schwäche ließ es noch nicht zu und er sank auf das Lager zurück, das Bruder Servaz nach Möglichkeit weich und bequem gemacht hatte.

„Eine Suppe wäre jetzt heilsam," sagte er halblaut zu Marie, „Du mußt versuchen, eine zu bereiten."

„Ich will gleich nach Hause gehen und Alles mitbringen," antwortete sie bereitwillig, und verschwand. Dem Kranken, der sie in die Thüre treten sah, durch die der helle Sonnenschein fiel, kam es vor, als flammte eine Glorie um die davon eilende Gestalt; und in der That hätte man sie auch für einen jener guten Engel halten können, die uns in Menschengestalt so oft an die Seite treten, wenn uns Alles verlassen hat, an das wir geglaubt haben.

„Wer ist denn das Mädchen?" fragte er.

„Eine Försterstochter und heißt Marie, das frömmste beste Kind, das mir vorgekommen ist, sie hat ein Herz, das für diese schlechte und erbärmliche Welt viel zu gut ist!"

„Wird sie wiederkommen?“

„Sie ist nach Hause geeilt, Ihnen eine Stärkung zu bereiten, denn es würde lange dauern, ehe Sie bei der schmalen Kost, die ich mir bereite, zu Kräften kämen. Sie werden diesem Kinde nicht nur Ihre Rettung, auch Ihre Herstellung zu danken haben!“

Der Verwundete schloß die Augen. Der Waldbruder meinte, er wolle schlafen und blieb ruhig bei ihm sitzen, aber nach einer Viertelstunde blickte er wieder auf und fragte: „Ist sie noch nicht hier?“

„Sie kann noch nicht hier sein — es ist eine gute Strecke Weges bis zum Försterhause! Ich will Ihnen indeß etwas Branntwein auf die Lippen träufeln, wenn Sie sich so matt fühlen?“

„Nein! Nein! ich will warten!“

Marie blieb lange. Ueber das bleiche Gesicht des Offiziers zuckte es jedesmal, wenn er die Augen aufschlug und sie noch nicht erblickte. Sonst schien er zu träumen, und wahrhaftig nicht unangenehm, denn es spielte öfters wie ein süßes verklärtes Lächeln um seine Lippen.

„Wird es noch lange dauern?“ fragte er endlich mit überraschend lauter Stimme.

„Nun könnte sie schon da sein! Ich will einen Augenblick vor die Thüre gehen und horchen!“

Bruder Servaz ging hinaus, aber nicht ohne einen forschenden Blick auf den Kranken geworfen zu haben.

Diese Ungeduld, die sich so lebhaft aussprach, während noch der Körper erschöpft und niedergeworfen war, dieses Pulsen und Aufblitzen, in Aug' und Herzen, während Arme und Beine noch kraft- und bewegungslos waren, entging dem vielerfahrenen Waldbruder nicht.

„Das ist das rechte Soldatenblut!“ sagte er vor sich hin, aber das taugt besser in die Welt da unten, als in meine stille Klause. Ich fürchte, daß es kein gutes Ende nehmen wird!“

Er lehnte sich nachdenklich an einen Stein und blickte in die Landschaft hinaus. Waren es die Wolken, denen er nachsah, oder die Erinnerungen, die über den Horizont seiner Vergangenheit zogen? Er murmelte in den Bart und fuhr schmerzlich seufzend über Stirn und Augen.

Da rauschte es unten am Fuße des Hügels, und eine Minute später erschien Marie mit einem Topfe in der Hand. Sie nahm den Deckel ab und

zog einen Löffel aus der Tasche, mit dem sie etwas von der Brühe herausschöpfte, und dem Waldbruder hinhielt.

„Fast zu stark für einen, der alle Stunden das Wundfieber zu erwarten hat,“ sagte Servaz, „und viel zu viel auf einmal. Stell' den Topf nur dort in die Ecke, Marie, wir werden wohl bis morgen damit auslangen!“

Marie that wie ihr geheißen, und der Einsiedler machte ihr ein Kreuzzeichen auf die Stirne.

„Soll ich heute noch wiederkommen?“

„Nein, meine Tochter, bis morgen! Gott behüte Dich!“

Es kam ihm vor, als ob sie nur zögernd ginge. Als Bruder Servaz, Gefäß und Löffel in der Hand, an das Lager trat, fragte der Kranke:

„Ist sie denn nicht mitgekommen?“

„Nein Herr Offizier! ihr längeres Verweilen würde zu Hause auffallen, und wir haben alle Ursache es geheim zu halten, daß Sie sich hier befinden. Wenn Ihnen Ihre Freiheit lieb ist, so theilen Sie meine Vorsicht. Aber nun stärken Sie sich!“

Er flößte ihm mehrere Löffel voll ein, der Kranke war sichtbar erquickt nach dieser einfachen Mahlzeit.

Bruder Servaz ließ sich durch dieses scheinbare Wiederaufleben nicht kirren, und erwartete nun das Eintreten des Wundfiebers, das auch mit dem Abende kam. Mehrere Tage lang verfiel der verwundete Offizier wieder in Bewußtlosigkeit, indeß tobte das Fieber in dem erschöpften Körper nicht mit der gewöhnlichen Heftigkeit und Bruder Servaz hoffte bald mit Bestimmtheit auf die Genesung seines Schützlings.

Während dieser Tage hatte Marie die Pflege des Kranken mit Bruder Servaz getheilt, ihm hilfreiche Hand beim Verbinden der rasch zuheilenden Wunden geleistet und mit seltsamer Beklemmung auf die abgerissenen Worte gelauscht, die der Jüngling in seinen Fieberstunden vor sich hinsprach. Sie hatte ihren Namen zum öftern nennen gehört und ein paar Mal seine Augen auf sie gerichtet erblickt, so seltsam schauend, als wollten sie ihr Innerstes erforschen. Während sie an dem Krankenlager saß, hatte Bruder Servaz seinem erschöpften Körper Ruhe gegönnt, aber er wachte, wie von einer unsichtbaren Hand geweckt, jedesmal auf, ehe der Paroxismus vorüber war, und dann mußte ihm Marie ihren Platz räumen.

Nach einer Woche sagte Bruder Servaz:

„Gottlob! wir haben ihn ohne Doktor und Apotheker gerettet!“

Seit dem Tage aber hielt er Marie von dem Krankenlager des jungen Mannes entfernt, und nahm ihr die Speisen, die sie täglich heraufbrachte, ab, ohne sie mehr in die Klause zu lassen. Der Genesende unterließ ebenfalls nicht, nach seiner Retterin zu fragen, aber er erhielt nur ausweichende Antworten.

Noch erlaubte seine Schwäche ihm nicht, vor die Thüre zu treten, aber sein scharfes Ohr hörte jedesmal, wenn Marie auf den Berg kam, und er bestürmte dann den Waldbruder auf's Neue, ihm den Anblick des Mädchens zu gönnen, um ihr danken zu können. Bruder Servaz wurde dann stets ungewöhnlich ernst. Sowohl Marie als der Offizier konnten sich das Betragen des alten Mannes nicht erklären, der von Tag zu Tag unruhiger wurde.

IV.

Es waren nun beinahe drei Wochen seit dem Tage vergangen, an dem Bruder Servaz den ver-

wundeten Offizier in seine Klause brachte. Noch hatte kein böser Zufall seine Anwesenheit verrathen, denn die morsche Hütte war Allen, die heraufkamen, ein unzugängliches Heiligthum, das Niemand ohne die besondere Aufforderung des Waldbruders zu betreten gewagt hätte. Nun aber konnte das Geheimniß leichter verrathen werden, als früher, da die Zahl der Frommen, die hier ihre Andacht verrichten wollten, nach bestellter Feldarbeit größer wurde, und es bedurfte der ganzen Vorsicht des Waldbruders, den Verborgenen wie bisher vor der Entdeckung zu bewahren. Der alte Förster kam ebenfalls häufiger, als sonst, und er war es besonders, vor dem Bruder Servaz seinen Schützling hüten mußte.

Die unglücklichen Ereignisse, mit denen der siebenjährige Krieg begonnen hatte, die Niederlage der Kaiserlichen und Sachsen hatten des Försters Haß gegen die Preußen bis zum Fanatismus gesteigert, und wenn er auch den Gefangenen nicht mit seiner Kugel bedroht hätte, wie ehemals den Wehrhaften, so würde eine lange und schwere Gefangenschaft das sichere Loos des Jünglings gewesen sein, vor dem ihn auch die Fürbitte des Klausners nicht geschützt hätte. Aber noch größere Gefahr, als von den

scharfen Augen des Försters, drohte von dem Leichtsinne des Schützlings selbst, der mit den wachsenden Kräften auch in jenen Uebermuth verfiel, welcher stets der stolzen Jugend nach glücklich überstandenen Gefahren eigen ist. Er vernachlässigte alle Vorsichtsmaßregeln dergestalt, daß Servaz nicht mehr wagte, ihn einen Augenblick allein zu lassen. Die nothwendige Folge der überaus einförmigen Lebensweise — die Langeweile — plagte den jungen Krieger den ganzen Tag. Bruder Servaz brauchte zwar die Vorsicht, seit der Kranke aufgestanden war, Marie schon unten am Fuße des Hügels zu erwarten, aber er konnte nicht verhindern, daß der Dragonerlieutenant, der seine Glieder allmählig wieder brauchen lernte, ihm nachschlich, und sie von weitem sah. Er fand es unleidlich, daß ihm der Waldbruder das einzige Mittel, in seine peinliche Einsamkeit eine angenehme Abwechslung zu bringen, hartnäckig verwehrte, und unbeschadet der Dankbarkeit, welche er gegen seinen Retter hegte, sann er doch fortwährend darüber nach, wie er dessen Aufmerksamkeit täuschen und Marien sprechen könnte. Dem Waldbruder entgingen diese, wenn auch weit ausgeholten Versuche nicht, und er wünschte im Stillen sehnlich die Zeit

herbei, wo der junge Mann zu den Seinen zurückgehen könne. Er hatte sich vorgenommen, seinem edlen Werke die Krone aufzusetzen, und ihn selbst in Sicherheit zu bringen; bis dahin ließ er ihn jedoch nicht aus den Augen, und so sehr der Lieutenant auch die seinigen anstrengte, gelang es ihm nicht, das schöne Mädchen wieder zu Gesicht zu bekommen. Bruder Servaz, von den Landleuten reichlich mit Brod versehen, hatte die Hilfe Mariens nun für überflüssig erklärt, und der Lieutenant, dem die schmale Kost übrigens vortrefflich bekam, denn er wurde von Tag zu Tag frischer und kräftiger, entbehrte nun auch des letzten Rapports mit dem Waldfräulein, wie er Marie zu nennen pflegte. — Der Waldbruder erklärte ihn nun für sattsam hergestellt, um ohne Gefahr die Reise antreten zu können.

Es war Abend geworden, und ein tiefer Friede lag auf der Welt, als die Beiden der untergehenden Sonne von der Bank vor der Klause nachsahen. „Morgen, Herr Baron!“ nahm Bruder Servaz das Wort, „endigt Ihre Haft, morgen werden wir unsern Weg antreten, und in wenig Tagen werden Sie in der Mitte der Ihrigen sein!“

Der Offizier hatte dem Waldbruder längst sei-

nen Namen genannt und von seinen Familienverhältnissen so viel mitgetheilt, daß er der einzige Sohn eines reichen Hauses aus der Kurmark sei, und ohne die rettende Hand des frommen Mannes nun sein altes angesehenes Geschlecht erloschen wäre. Der Waldbruder hingegen hatte dem jungen Offizier bei vielen Gelegenheiten gezeigt, daß die Einfachheit seines Wesens nur eine angeeignete sei und daß ein an Erfahrungen jeder Art reiches Leben hinter ihm liege. Dabei aber verharrte er in jenem brütenden Wesen, das eine Folge schwerer Thaten und eines schuldigen Gewissens zu sein pflegt, und hatte über seine eigenen früheren Verhältnisse nichts Bestimmtes gesprochen.

„Ich habe für Kleider zur morgenden Reise gesorgt,“ fuhr der Waldbruder fort, „und nach dem Wege gefragt. In dieser Uniform könnten Sie ohne Gefahr nicht aus dem Walde gehen! Auch mußte ich genaue Erkundigungen über die Stellung der Armee Ihres Königs einziehen, damit wir nicht zu lange wandern müssen. Wenn Sie nur meinen guten Rath, zu Ihrer Familie zurückzukehren und dort Ihre vollständige Genesung abzuwarten, annehmen wollten!“

„Das ist unmöglich, mon père!“ antwortete der Lieutenant, „ich habe das Malheur gehabt, gleich Anfangs hinter dem Busche blessirt zu werden, und an den Siegen meines Königs nicht theilnehmen zu können. Sie werden begreifen, daß ich nicht genug eilen kann, das Versäumte nachzuholen.“

Der Waldbruder zuckte mit den Achseln.

„In welcher Verkleidung wollen Sie mich denn über die Grenze spediren? Suchen Sie nur eine passende aus, das sage ich Ihnen gleich, daß ich, so groß mein Respekt vor Ihrer Kutte ist, mich doch nicht entschließen könnte, in eine solche hineinzukriechen! Mein Bart ist zwar dem Ihren ziemlich ähnlich geworden, aber für Geld und gute Worte wird sich wohl Jemand finden, der wieder einen civilisirten Menschen aus mir macht.“

„Dieses Gewand wäre das sicherste gewesen, aber ich meine selbst, Sie würden nicht recht hineintaugen. Ich will Ihnen einen Bauernanzug besorgen, den Sie tragen können, so lange Sie in Ihrer Uniform nicht sicher sind.“

„Das ist aber Alles Nebensache — ich habe noch zwei Fragen und Bitten an Sie und erkläre Ihnen, daß ich nicht früher von hier fortgehe, werde auch

was da will, bis ich darauf Antwort habe. Zürnen Sie mir nicht, mon père! aber Sie haben mich auf ein Paar harte Proben gestellt! Vorerst sagen Sie mir, haben Sie einen Mann, dessen Wesen und Geist unmöglich in dieser — nun in dieser Einsamkeit Beruhigung finden kann, wirklich die Idee, hier zu bleiben, hier zu wohnen — hier zu sterben?"

„Ja!" antwortete der Waldbruder mit festem Tone.

„Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Meine Familie hätte sich ein Vergnügen daraus gemacht, den Retter ihres einzigen Sohnes wie einen Freund aufzunehmen. Sollten Sie einmal den Geschmack an dieser Einsamkeit verlieren, und wieder unter Menschen, statt unter Füchsen und Dachsen leben wollen, so vergessen Sie nicht auf den Freiherrn v. Bredow auf Prittwitz in der Mark! Ihre Hand darauf!"

„Darauf kann ich es wagen," sagte er, seine Rechte hinreichend mit einem trüben Lächeln.

„Und meine zweite Bitte ist, lassen Sie mich meiner Retterin, dem schönen Mädchen, danken, dessen Anblick Sie mir mit einer Umsicht entzogen

haben, die selbst unserm alten Pagenhofmeister alle Ehre gemacht hätte!“

„Sie werden mir Dank wissen, Herr Baron, für die argwöhnische Strenge, mit der ich jede Annäherung zwischen Ihnen und dem guten, reinen Kinde des Waldes zu verhüten wußte. Ihr habe ich Reue und Leid für's Leben, Ihnen, Herr Baron, eine Sünde der fürchterlichsten Art — einen Undank erspart!“

„Merci!“ antwortete betroffen nach seinem Schnurrbart langend der Baron, „aber mir kommt es vor, als hätten Sie das Kind mit dem Bade verschüttet, und mir es ebenso unmöglich gemacht, dankbar zu sein. Sie scheint vom Hause arm, was meinen Sie, mon père, sollten nicht die Friedrichsd'or in meiner Börse da hinreichen, uns über die Grenze zu bringen, und bliebe für sie nicht noch genug zu einem petit souvenir an mich? Es müssen über hundert Stück sein, denn ich weiß mich nicht zu besinnen, in dieser Solitude Geld ausgegeben zu haben!“

Bruder Servaz schüttelte das Haupt. „Sie würden das gute Kind nur kränken und nicht erfreuen. Wollen Sie ihr ein Andenken hinterlassen, so sei es

das Bewußtsein, eine edle That an einem edlen Manne verübt zu haben!"

„Aber mon père, das Kind hat meinetwegen viele Mühe gehabt, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich das von dem armen Mädchen ohne allen Rekompens annehmen müßte. Muthen Sie mir das nicht zu!"

„Sie werden in meiner und Mariens Erinnerung fortleben, und oft der Gegenstand unseres Gespräches und Gebetes sein."

„Das wird ebenso heilsam als schmeichelhaft für mich sein, aber sehen möchte ich das Mädchen doch! Lassen Sie mich wenigstens Abschied von ihr nehmen! Ich habe sie nur in Momenten gesehen und erblickt, wo ich meiner Sinne nicht ganz mächtig war; es ist doch gewiß kein unbilliges Verlangen, daß ich mir meine Retterin ansehen will, wäre es auch nur, um mir sie merken zu können."

Der Klausner schüttelte das Haupt. „Ich will Sie vor einem Undank bewahren, der einen Fluch über Ihre Zukunft bringen würde."

„Nun, auf Ehre!" rief der Baron, „darüber kann ich Sie wieder beruhigen. Dieser Fehler ist in meiner Familie nicht erblich und ich werde mich

wohl hüten, die Zahl unserer Hauptlaster um dieses zu vermehren.“

„Vorsätze sind Staub, ich habe sie auch gefaßt und gewiß aufrichtiger, als Sie es in diesem Augenblicke thun, und habe sie doch nicht gehalten. Ich büße dreißig Jahre schon für eine undankbare Stunde, ich habe Namen, Rang, Vermögen von mir geworfen, gebetet, mich kasteiet, um mein schweres, schuldiges Gewissen zu erleichtern, und noch immer bin ich nicht ruhig.“

„Diable!“ dachte sich der Baron, „das muß eine Ingratitüde gewesen sein, gegen welche die des Absalon eine misère ist,“ aber drang in den Alten nicht weiter und folgte ihm, da es nun kalt und feucht wurde, in die Klause, in welcher er zum letztenmale ruhen sollte.

V.

Früh nach der Morgenandacht, welcher viele Leute aus den Dörfern beigewohnt, trat der Klausner mit einem Sack Kleider in die Hütte. Er hatte sie von frommen Leuten erbeten, unter dem Vorwande, einen Bedürftigen für den Winter zu beklei-

den. Der Lieutenant, dessen Haar keine Spur von Puder und Brenneisen mehr aufwies, sondern lang und schlicht über die Schultern fiel und dessen Bart wirklich ein ungermanisches Aussehen erlangt hatte, zog die Kleider, die freilich von verschieden gewachsenen Besitzern und ziemlich abgetragen waren, mit komischer Resignation an. Seine Uniform hatte zwar die Zeit über auch sehr gelitten und war voll Risse und Löcher, aber er hatte sie wenigstens rein erhalten und viele seiner zahlreichen Mußestunden damit zugebracht, sie mit einem feuchten rauhen Lappen, den der Klausner von seiner Kutte abgerissen, zu bürsten und zu putzen. Als er fertig war, sagte er: „Nun sehe ich gewiß wie ein recht liederlicher, betrunkener Bursche aus, nicht wahr? Nun wollen wir aber gehen, ich habe wirklich Lust, dieses Prunkgewand länger auf dem Leibe zu tragen, als unumgänglich nöthig ist."

Er langte nach seinem Degen. „Den müssen Sie hier zurücklassen, es würde auffallen, wenn man uns mit einer Waffe sähe."

„Das thue ich eigentlich ungern" — antwortete der Baron, „er ist ein Erbstück und mein Vater hat ihn lange Zeit rühmlich geführt, auch sieht es aus,

als käme ich aus der Gefangenschaft, wenn ich ohne meine Waffe zur Armee zurückkehre, aber es wird nichts Anderes übrig bleiben. Bewahren Sie mir ihn auf, mon père, vielleicht findet sich eine Gelegenheit, ihn zu holen; jedenfalls ist er in Ihren Händen besser aufgehoben, als in denen eines Kroaten. Nur meinen Ringkragen will ich mitnehmen, zum Andenken an diese Zeit und als einen Talisman, der mich aus künftigen Gefahren so glücklich führen soll, wie aus dieser."

Er verbarg den Ringkragen an seiner Brust und knöpfte die schmutzige rothe Weste darüber zu. Nun fand sich aber, daß der Klausner, der an alles Uebrige gedacht, auch einen Hut vergessen hatte. Der Baron wußte schnellen Rath.

„Ich werde den meinigen nehmen, die Treffen und den Aufputz herabreißen und einige Male darauf treten, damit er zu meinem übrigen Aussehen paßt."

Er holte den Hut aus der Felsspalte, in welcher der Waldbruder die Uniform verborgen hatte, und riß die schmale Silbertresse ab.

„Sieh da, die Hutschleife fehlt! Ei, das ist ein übles Omen! Sie wurde mir von schönen Händen aufgesteckt, als ich in's Feld zog, und sollte mich

hieb- und stichfest machen. Ich muß sie im Walde verloren haben, denn meinen Hut habe ich nicht aufgesetzt, so lange ich hier bin — am Ende soll mir das Anzeichen sein, daß mir Fräulein Rosamunde untreu geworden ist? nun — das wird auch zu ertragen sein."

Der Waldbruder hörte diese leichtfertigen Worte mit einem schmerzlichen Lächeln an, dann faßte er nach seinem Stocke und reichte auch dem Baron einen hin.

„Ich muß deliziös aussehen," sagte dieser, den Knittel nehmend, „wie einer von den wilden Männern auf unsern brandenburgischen Thalern. Wenn wir nur an irgend einem Bache vorbei kämen, daß ich mich darin besehen könnte, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wie ich aussehe."

„Wir werden viele Tage zu wandern haben."

„Ei, warum nicht gar, mon père! wir nehmen auf der ersten Meile einen Wagen, und wenn es eine Leiterfuhre wäre, warum sollen wir denn zu Fuß gehen?"

Der Eremit schloß nun seine Klause zu und die beiden Männer machten sich auf den Weg. Der Baron blickte noch einmal flüchtig umher und folgte

dem Waldbruder die Treppe hinab. Unten angelangt wollte Servaz sich nach der Stadt zu wenden, aber ein Ausruf des Barons bewog ihn, stille zu stehen. Marie war nämlich in selbem Augenblick mit dem Baron aus dem Gebüsch auf den Kreuzweg getreten. Sie schrak vor dem bärtigen Manne in Bauerntracht zurück und blieb unschlüssig stehen, aber der Baron hatte sie im Augenblick erkannt und ging auf sie zu.

„So bin ich doch so glücklich, meine Retterin noch einmal sehen und ihr danken zu können," begann er, „ich hatte mich schon darein ergeben, ohne Abschied von Ihnen fortzugehen."

Marie war erschrocken über die Veränderung, die mit dem Manne vorgegangen war, seit sie ihn nicht mehr gesehen hatte. Um das noch immer blasse Gesicht lag ein schwarzer, struppiger Bart, und das Haar ringelte sich wirr und zottig um die hohe, weiße Stirne. Auch sah er in dem Bauernkittel kleiner und unansehnlicher aus, als in der schmucken, knappen Uniform.

„Ich bin es, erschrecken Sie nicht vor mir" — fuhr, ihre Gedanken errathend, Baron Kurt fort, und faßte ihre Hand, „seien Sie überzeugt, meine

schöne Freundin, daß ich Ihre Ansicht über diese Toilette und mein Gesicht vollkommen theilte, aber bedenken Sie, daß ich vier Wochen in einer Eremitage zugebracht habe, die ihrem Wesen nach weder eine Barbierstube, noch eine Puderkammer sein kann.“ —

„Das Mädchen versteht Sie nicht, Herr Baron,“ sagte ihm halblaut der Waldbruder, „Sie müssen sich herablassen, in ihrer Weise mit ihr zu sprechen, wenn Sie ihr danken wollen — aber vergessen Sie auch nicht, daß wir Eile haben.“ —

„Ich bin in Verzweiflung, mein schönes Kind, daß ich Ihnen durchaus keinen Beweis meiner Dankbarkeit hinterlassen darf — Sie werden meiner vergessen und ich habe nicht einmal den Trost, daß Sie durch irgend ein Andenken zuweilen an mich erinnert werden.“

Er betrachtete dabei das Waldkind mit so feurigen, durchdringenden Blicken, daß Marie erröthend das Auge zur Erde schlug. Da gewahrte er seine Hutschleife, die sie stets an ihrer Brust trug, und die nur, von dem wallenden Busen gehoben, über dem rothen Mieder zum Vorschein kam.

„Que diable!“ rief er plötzlich,“ das ist ja ein

königl. preußische Kokarde — wie kommen Sie denn dazu, schönes Kind. Sie sind also eine heimliche Anhängerin meines großen Königs? haha!"

„Ich — ich habe sie hier im Walde gefunden" — stotterte in blutiger Verlegenheit Marie.

„Hier im Walde, das könnte am Ende gar die Meine sein — erlauben Sie, schönes Kind!" — und mit keckem Finger zog er, ehe Marie sich abwenden konnte, die Kokarde aus dem Mieder hervor, das Mädchen wurde blutroth, der Waldbruder furchte finster die Stirne.

„Vraiment! das ist ja süperbe gerathen" — lachte der Baron, „so wahr ich lebe, das ist die nämliche Kokarde, die mir Fräulein Rosamunde an den Hut steckte, als ich Abschied von ihr nahm. Sehen Sie auf der Rückseite den Lorberkranz gestickt und die schöne Divise: au dieu ton âme, ton coeur aux dames — das Erstere wäre bei einem Haare eingetroffen, und das Zweite geht soeben in Erfüllung!"

„Es wird spät, Herr Baron!" mahnte der Waldbruder.

„Ach, was liegt daran, ob wir eine Stunde früher oder später ankommen — sehen Sie mein schönes

Kind! diese Schleife behalte ich — nun, werden Sie nur nicht ungeduldig mon père. Sie sind so acharnirt gegen jede Sorte von Undank, und wollen mir nicht einmal Zeit lassen, meine Sentiments auszusprechen, die ohnehin nur eine ganz geringe Recompense sind! Also, liebstes Kind! Sie erlauben mir, daß ich mich zu gelegener Zeit nach Ihnen erkundige, und versprechen mir, das Souvenir freundlich anzunehmen, daß Ihnen der Freiherr Kurt von Bredow auf Prittwitz vom Dragonerregiment der Königin, bei nächster Gelegenheit zuschicken wird!“

„Das kannst Du versprechen Marie!“ sagte der Waldbruder, dem man die Ungeduld deutlich ansah, das Gespräch zu beendigen.

Marie schlug in die dargebotene Hand ein, der kecke Dragonerlieutenant aber zog sie rasch an sich und gab ihr einen Kuß. Marie schrie auf, und sich losreißend verschwand sie im Gebüsch, der Lieutenant sah etwas verdutzt nach, dann fing er aber, trotz des ernsthaften und mißbilligenden Gesichtes, das Bruder Servaz zog, helllaut zu lachen an.

„Ich habe ganz auch meinen Bart vergessen,“ sagte er, „der hat dem armen Kind das Gesicht zerstochen!“

„Kommen Sie, Herr Baron! wir haben die höchste Zeit.“

„Nun denn, allons! aber ich versichere Ihnen, daß die Kleine so schön ist, daß ich sie nie vergessen werde — parole d'honneur! niemals, auch nicht, wenn ich meine Cousine, Baronin Rosamunde auf Frisach in der Kurmark wiedersehe, dann schon gar nicht!“

„Sie haben das arme Kind erschreckt —“

„Bedauere! aber Sie haben Recht, wir sollten sie zurückrufen und ihr begreiflich machen, daß das nicht so böse gemeint war!“

Der unverbesserliche Freiherr hatte wirklich Lust, seinen Vorsatz auszuführen, aber der Waldbruder nahm ihn mit düsterem Ernste unter den Arm und zog ihn fort.

Ihr Weg ging durch die Stadt Leitmeritz, welche diesmal mit dem Schrecken davon gekommen war, denn der siegreiche König hatte sich nach Sachsen gewendet, und dort die bei Pirna und Königstein eingeschlossene Armee zur Kapitulation genöthigt, während andere Heeresmassen in das Innere des Königreichs eindrangen. Der Baron bestand darauf, sich in der Stadt den Bart abnehmen zu lassen, und

nur die eindringlichen Vorstellungen des Waldbruders vermochten ihn, seine Sicherheit höher anzuschlagen, als seine Eitelkeit. Eben so viele Mühe kostete es ihn, ihn abzuhalten, in eine der Weinschanken zu gehen und sich für die lange Diät auf dem Felsen, schadlos zu halten. Nur die bestimmte Versicherung des Waldbruders, daß er seines Gelübdes wegen ihn nicht begleiten könnte, fruchtete etwas, denn seine diätischen Einwendungen, daß der Wein dem kaum Genesenen schädlich werden könne, beantwortete dieser mit einem lustigen Gelächter, und der Versicherung, er habe sich niemals wohler befunden, als eben jetzt.

Auch die Leitmeritzer Mädchen erregten die Aufmerksamkeit des Barons, in einem größeren und auffallenderen Grade, als es dem Waldbruder lieb war. Er, von der ganzen Gegend gekannt, erschien nur sehr selten in der Stadt, und wenn es geschah, war der fromme Mann stets der Gegenstand vielfacher Beachtung. Nun paßte der quecksilberne kecke Soldat, der sich in den Bauernkittel gar nicht hineinfinden konnte, der alle Augenblicke sich umdrehte und einem hübschen Gesichte nachsah, nicht recht zu dem ernsthaften würdigen Gefährten, und mußte

öfter ermahnt werden, stille zu sein, damit sein schar=fer fremdländischer Dialekt die Leute nicht stutzig mache, um so mehr, als er seine weltlichen Bemer=kungen sehr laut und unbekümmert von sich gab.

Als die Stadt hinter ihnen lag, athmete der Waldbruder auf, und machte seinem Gefährten den Vorschlag, statt über das Gebirge, auf einem Elb=kahn nach Sachsen zu gehen. Die Schifffahrt war die letzten Wochen her ganz unterbrochen gewesen, da die Preußen jeden Versuch, Lebensmittel auf der Elbe hinabzuschaffen, auf das wirksamste zu verhin=dern wußten. Dem Baron war Alles recht, was ihn flinker von der Stelle und zu den Seinigen brachte, als die Stadt einmal im Rücken lag. Der Wald=bruder hatte einen Kahn, der mit Frucht nach Sach=sen ging, ausfindig gemacht und auf diesem schiffte er sich mit seinem Gefährten ein. Sie hatten guten Wind und schon den ersten Tag legten sie die Strecke von Leitmeritz nach dem Schlosse Tetschen zurück, an dessen steiler Felswand die Bootsleute anlegten. Der Baron war, als sie auf dem Elbspiegel dahin=zogen, mehreremal ungeduldig geworden, die rei=zende Natur hatte ihn nur an einer Stelle zu einem Ausrufe der Bewunderung hingerissen, als sie um

den Felsen bogen, auf dem die herrliche Ruine des Schreckensteines liegt. Die stolze Burg, damals noch viel erhaltener als heute, sah von ferne aus, als ob sie noch bewohnt und unberührt von der bröckelnden Hand der Zeit sei. Erst wenn man in ihre Nähe kam, gewahrte man, daß die Dächer zerklüftet und zum Theile herabgefallen seien, gewahrte man die Risse und Sprünge in den stolzen Mauern.

„Gott! was muß das für ein Leben auf dem Schlosse da gewesen sein," rief der Baron, „ich begreife gar nicht, wie es die Leute hier oben so lange Zeit aushalten konnten!"

„Damals waren die Menschen genügsamer als heute!"

„Wir haben auch so ein altes Nest, daß der Papa als unser Stammschloß sehr in Ehren hält, aber ich komme nur zur Jagdzeit hin und benutze es als Absteigequartier für die paar Wochen. Sie haben keine Idee, mon père, wie man sich dort langweilt, wenn schlechtes Wetter eintritt und man nicht auf die Jagd gehen kann. Alles ist so eng und niedrig dort, ich habe jedesmal Noth, mich in meiner Stube umzudrehen! Wenn ich einmal Herr sein werde, so laß ich es von Grund aus niederreißen

und baue mir ein Schloß im französischen Styl! Die Lage ist süperb und weil die Spree hart am Schloß vorbeifließt, so werde ich auch einige Wasserkünste anbringen lassen!"

„An dieses alte Stammschloß würde ich nicht rühren," bemerkte der Waldbruder, „es ist ein Talisman für das Glück und die Fortblüthe Ihres Geschlechtes. Die Zeit legt selber rasch genug an solche Häuser Hand, und zerstört sie unaufhaltsam. Sehen Sie diese feste Burg noch einmal an, sie schien für die Ewigkeit gebaut, und doch hat sie ein einziger Blitzstrahl in ihren Grundfesten erschüttert. Alles Menschenwerk ist eitel, aber der Mensch ist doch zum Bauen und nicht zum Zerstören da!"

„Ich möchte nur wissen, wo unsere ersten Vorposten stehen?" unterbrach der Baron die Rede des Waldbruders, „wenn es wahr ist, daß mein großer König noch in Dresden ist, so müssen wir bald auf eine Abtheilung unserer Armee stoßen!"

Diese Hoffnung ließ aber noch einen Tag lang auf Erfüllung warten. Der Wasserstand der Elbe war in der vorgerückteu Jahreszeit so niedrig geworden, daß der beladene Kahn nur langsam vorwärts kommen konnte. An der Grenze erst sahen die bei-

den Wanderer preußische Uniformen. Das Schiff mußte anlegen, und der Baron, der sich dem Commandanten des Postens sogleich zu erkennen gab, erfuhr hier mit Bestimmtheit die Gefangennehmung der sächsischen Armee unter dem Feldmarschall Rutowsky, nach dem Uebergange beim Lilienstein. Bruder Servaz hörte mit traurigem Schweigen die übermüthige und prahlerische Schilderung des preußischen Offiziers an, der mit allem Hochmuth des Siegers die Sachsen und Oesterreicher verhöhnte. Der Freiherr von Bredow hatte nichts Eiligeres zu thun, als in diesen Ton einzustimmen, und erst nach einer halben Stunde fiel es ihm ein, seines Retters gegen den Offizier zu erwähnen und ihm einige Worte des Dankes zu sagen.

„Sie sind nunmehr in Sicherheit, mein Herr Baron!“ antwortete der Waldbruder ernst und traurig, „ich habe Sie bis hierher gebracht und kehre nun in meine Klause zurück.“

„Nun so grüßen Sie die schöne Waldnymphe von mir — und kommen Sie glücklich nach Hause. Der Herr Kamerad wird so gütig sein, Ihnen eine Eskorte mitzugeben, wenn Sie den Rückweg über das Gebirge antreten wollen.“

„Ich danke Ihnen, dieses Kleid beschützt mich besser, als die Bajonette Ihrer Soldaten, Herr Baron! Leben Sie wohl!“

Der Waldbruder ging seinen Stab erhebend, ruhig durch die preußischen Soldaten, die ihn nur deßhalb unverspottet ziehen ließen, weil sie ihn längere Zeit in Gesellschaft ihrer Offiziere gesehen hatten, und verschwand bald in einer der waldbewachsenen Schluchten, die aus dem Gebirge zur Elbe führen.

„Auf Ehre, ein sehr wackerer Mann!“ sagte der Baron, ihm flüchtig nachblickend, „ich habe ihm hundert Louisd'or geben wollen, er hat sie nicht angenommen!“

Mit diesem Lobe war auch seine Dankbarkeit erschöpft, und wichtigere Sorgen nahmen ihn nun in Anspruch. Was sollte er anfangen, wohin zuerst gehen? für den Augenblick hatten alle Projekte ihre Schwierigkeiten; er nahm daher das Anerbieten des preußischen Offiziers, so lange hier zu bleiben, bis von Dresden aus das nothwendige Gepäck und eine neue Uniform herbeigeschafft werden konnten, nothgedrungen an. In seinem jetzigen Aufzuge sich in der galanten Hauptstadt weiland Friedrich August

des Starken sehen zu lassen, widerstrebte seiner Eitelkeit viel zu sehr; es wurde daher schleunigst ein Soldat mit den nöthigen Aufträgen abgeschickt, und dann ein zweiter herbeigerufen, der die Künste des Bartscheerens und Frisirens, nach der Versicherung des Offiziers, gründlich verstand. Der Baron konnte sich erst mit dem sinkenden Tageslichte von dem Spiegel losreißen, in dem er sein glattes, nun wieder sorgsam frisirtes und gepudertes Haupt betrachtete, er konnte sich an seinem Gesichte gar nicht satt sehen, und murmelte dabei zum öftern: „Wenn mich das schöne Waldkind nun erblicken könnte, sie würde gewiß nicht ausreißen!“

VI.

Der Waldbruder hatte schon am zweiten Tage seine Klause wieder erreicht. Der Weg über das Gebirge war beschwerlich, aber kurz: er fand sich bald zurecht in dem Gewirr von Bergen und Schluchten, und ehe er noch zur Ruhe ging, läutete er das Sanktusglöcklein, und dankte Gott, daß er ihn sein gutes Werk so vollständig zu Ende führen ließ. Als

er Morgens gestärkt und beruhigt erwachte und an die Kapelle trat, um die Gläubigen der Umgebung zur Andacht zu laden, erfreute ihn das muntere Hundegebell im Walde, das die Ankunft des alten Försters ihm anzeigte. Der Mann kam auch alsbald den Berg heraufgestiegen, aber nicht, wie Bruder Servaz gehofft hatte, in Begleitung seiner Tochter, sondern allein und mit bekümmerten Mienen.

Dem Waldbruder ging eine schwere Besorgniß über das Herz und er sah dem Vater forschend in das gefurchte Antlitz.

„Fehlt Euerem Kinde etwas?“ fragte er.

Ach Gott, Bruder Servaz, ich weiß mir keinen Rath mehr, und habe die Stunden gezählt, die Ihr abwesend waret. Meiner Marie fehlt was. Sie sagt nichts, sie ißt nichts und trinkt nichts, und sitzt den ganzen Tag auf einem Flecke — da hab' ich halt gedacht, weil sie zu Euch ein so großes Vertrauen hat, daß Ihr sie ernstlich befragen möchtet, was ihr fehlt! Sie wird hernach heraufkommen, ich bin früher fortgegangen, daß ich zuerst mit Euch reden kann.“

„Ja man hat jetzt wenig Gutes zu befahren, Herr Förster, Unglück in der Welt und dazu auch Leid im eigenen Hause!“

„Wir sind nur froh, Bruder Servaz, daß die Preußen aus der Gegend sind, aber sie stehen noch im Lande und werden wohl den Winter über drinnen bleiben! Die Sächsischen haben auch großes Unglück gehabt, die sind Alle gefangen worden. In der Stadt unten hört man schreckliche Sachen, aber wir versehen uns doch alleweile, daß unser Herrgott die Kaiserin nicht verlassen und sie am Ende doch sieghaftig machen wird."

„Habt Ihr nichts weiter von dem preußischen Offizier in Erfahrung gebracht, auf den Ihr am Schlachttage geschossen habt?" fragte der Waldbruder mit einiger Beklemmung.

„Nicht das Geringste, Bruder Servaz! er muß mit Hilfe irgend eines Teufels davon gekommen sein, denn wir haben trotz alles Suchens nichts weiter finden können. Vielleicht liegt er auch noch in irgend einem Loche unter dem welken Laub, und die Würmer fressen sich den Tod an seinem ketzerischen Leichnam!"

Der Waldbruder beruhigte sich bei diesen Worten, und der Waidmann, nachdem er sein Gebet an der Kapelle verrichtet, ging wieder seines Weges, nachdem er Servaz noch einmal dringend gebeten hatte,

seine Tochter zu trösten. Servaz blieb eine lange Weile in brünstiger Andacht auf den Stufen des Altars knieen, und aus seiner narbigen Brust stiegen leise ängstliche Seufzer auf.

Als er sich nun erhob und dem Ausgang zuwandte, sah er Marie mit gefalteten Händen in der Thüre stehen. Sie machte eine rasche Bewegung, als wollte sie dem Waldbruder zu Füßen fallen. Servaz reichte ihr die Hand, die sie hastig an ihre Lippen drückte. Servaz fühlte die siedend heißen Thränen, die aus den blauen, klaren Augen quollen. Marie sah krank aus — ihre Wange war minder frisch als sonst, trotz des scharfen Morgenwindes, der über das Gebirge streichend, den nahen Schneefall verkündigte. Der Waldbruder winkte ihr, sie gingen in seine Klause, wo sie vor dem kalten Zuge geschützt waren. Servaz deutete auf den Stein neben dem Tische, und als Marie sich gesetzt hatte, fragte er sie mit bewegter Stimme: „Was fehlt Dir mein Kind?“

Statt der Antwort schoß ein dicker Thränenstrom über ihre Wangen, sie legte die Hände zusammen, wie zum Gebet und schüttelte das Haupt.

„Du bist krank, meine Tochter!“ fuhr der Wald-

bruder fort, „ich weiß wohl, was Dir fehlt und schelte Dich darum nicht. Solches Schicksal mußte über Dich kommen, und ich beklage nur, daß es so früh und so traurig über Dich hereinbricht! Von jetzt an wirst Du nie wieder ganz zur Ruhe kommen, von diesem Leid bleibt eine so unvergängliche Spur in der Seele zurück, als wie die Narbe auf meinem Gesicht mein ist! Es sind viele Jahre seither vergangen, aber man sieht sie doch, und wenn mir der kalte Wind in's Gesicht schlägt, oder wenn der Schnee schmelzen soll, fühle ich sie auch! Erleichtere getrost Dein Herz, mein Kind! ich habe noch nicht vergessen, was Fühlen und Lieben heißt, wenn ich auch alt und starr geworden bin. Laß Dich von meinem Ernst und dieser rauhen Kutte nicht abschrecken, ich gehöre nicht zu denen, die selbst verwittert und verhärtet, der Jugend zum Verbrechen anrechnen, daß sie thut, was sie nicht lassen kann. Dir thut Mittheilung Noth, Du hast Dich noch Niemand anvertrauen können — darum sprich meine Tochter, ohne Hehl und ohne Furcht; Dein Geheimniß wird gut aufgehoben sein bei mir!"

Marie war immer noch unvermögend zu antworten. Sie weinte still, aber heftig, und der Waldbruder

wartete ungeduldig noch eine Weile, ehe er ihre Hand ergriff und mit mildem Tone sprach: „Du liebst den Offizier, meine Tochter! dem Du das Leben gerettet hast! Sei ruhig Marie, und weine nicht.“ —

Ach! es ist eine große Sünde,“ schluchzte sie.

„Nein, das ist keine, der uns erschaffen hat, wollte, daß wir uns lieben!“

„Er ist ein Preuße, ein Lutherischer.“

Der Waldbruder seufzte nun seinerseits schmerzlich auf und schwieg eine Weile. Es war zu betrübend, daß schon in diesem jungen reinen Gemüthe der Schierling des Hasses neben den Rosen der Liebe wuchern sollte.

„Wäre es eine Sünde, mein Kind, einem Menschen, der andersgläubig ist, als wir, Gutes zu thun, so hätte ich die allergrößte begangen, denn ich erhielt ihm nicht nur das Leben, sondern führte ihn auch zu den Seinigen zurück. Darum sei ruhig, was Du an ihm gethan hast, wird Dir der Herr im Himmel hoch anrechnen, als ein gutes Werk, und er wird Dir auch nicht zürnen um Deiner Liebe willen!“ — hier stockte Servaz, und ein kundigeres Auge, als das seiner Zuhörerin, hätte ihm die Verlegenheit angemerkt, in der er sich befand. Es war

nun nicht leicht, eine Wendung zu finden, die ihn seiner eigentlichen Absicht näher brachte, Marie zu überzeugen, daß sie diese Liebe, auch wenn sie keine sündhafte sei, doch nicht in ihrem Herzen hegen und pflegen dürfe. Hätte ihm nur seine Gewissenhaftigkeit erlaubt, die Anklagen, die Marie gegen den Gegenstand ihrer Zuneigung selbst erhoben hatte, nämlich, daß der Offizier ein Landesfeind und ein Ketzer sei, zu benützen, so wäre das ein Leichtes gewesen, aber der wackere Mann verzichtete unbedenklich auf solchen zweideutigen Vortheil, und beschloß, lieber seine Tröstung heute abzubrechen und auf morgen zu verschieben. Er entließ Marie, die träumend und seltsam bewegt nach Hause ging. Die Worte des Waldbruders hatten sie aufgerichtet; die Liebe macht glücklich und duldsam, und sie gab sich zum erstenmale wieder den grübelnden Gedanken hin, mit denen sie so viele Tage unausgesetzt gekämpft hatte. Der Waldbruder hatte sich sein Werk selbst erschwert, denn die Rosenknospen der Liebe blühten in ihrem Busen immer mehr und mehr auf, je hastiger und stürmischer er wogte. So hatte sie das väterliche Haus beinahe erreicht, als sie seitwärts im Gebüsche ein Geräusch vernahm. Sie blieb stehen

und horchte, aber Alles war wieder still. Von einer ungewohnten Angst durchrieselt, flog sie dem Försterhause zu und warf die Thüre der Umzäunung hinter sich in's Schloß. Sie zog die Kokarde, die der Lieutenant, nachdem er sie aus dem Mieder gezogen, wieder hatte fallen lassen, aus einer Ecke ihrer Truhe hervor und legte sie vor sich hin auf den Tisch.

Indessen hatten sich aus dem Gebüsch vorsichtig drei Männer mit konfiscirten Gesichtern auf den Weg geschlichen, und sahen sich, wie die Habichte, nach allen Seiten um. Sie steckten zwar in langen Bauerkitteln, hatten große Pudelmützen auf und schwere kothige Stiefeln an den Beinen, aber ihre Haltung war viel eher soldatisch als bäuerlich, und die ruppigen Schnauzbärte gehörten ebenso wenig zur Tracht der Gebirgsbewohner, als die langen Zöpfe, die unter den Mützen zum Vorschein kamen. Als der Eine seinen Rock aufknöpfte, um eine kurze Pfeife aus der Hosentasche zu ziehen, kam sogar ein breiter lederner Schnallgurt zum Vorschein und der messingene Griff eines jener kurzen breiten Säbel, wie die preußische Infanterie sie damals führte.

„Gott verdamme mich, Herr Korporal! „fing

der Eine an, „ich wollte, wir wären wieder in unserem Quartier, als in der Kälte und dem Schmutze hier im Walde zu liegen. Wo werden wir denn diese Nacht kampiren?“

„Halte Er das Maul, Lübecker!“ brummte der Angeredete, „wenn Er die Courage schon im Rocke hat, so schäme Er sich, aber sage Er's nicht. Ich werde schon zusehen, wohin wir uns mit einiger Sicherheit verstecken können — vor Allem ist es nothwendig, daß wir das Terrain vorerst des genauesten rekognosciren!“

„Ja, Herr Korporal,“ stimmte der Lübecker wieder bei, „damit wir Bescheid wissen, wenn es an die Retirade gehen soll.“

„Er ist ein Sakermenter!“ fuhr nun der Korporal auf, „der preußische Musketier denkt nicht an die Retirade, sondern an seine Schuldigkeit! Da ist ein schöner Haufen Waldstreu, in den Ihr Euch alleweile verkriechen könnt, bis ich wieder komme. Ich rekommandire Euch insonders, Euer Maul zu halten und auf Euerer Hut zu sein!“

Damit ging der Korporal fort, während die beiden Andern sich in die Waldstreu hineinwühlten, daß von ihnen nichts zu sehen war. Nur der blaue

Rauch aus den Tabakspfeifen hätte sie verrathen können, aber der ganze Wald lag still und leblos.

„Hörst Du 'mal, Stettiner!" sagte nun, den Kopf aufstützend, der Lübecker, „wie kommst Du Dir vor in dem verdammten Loche hier?"

„Wie eine Sau in der Waldstreu," war die gleichmüthige Antwort.

„Es ist doch eine rechte Schande für königlich preußische Soldaten, hier im Walde zu liegen und auf den Jungfernraub auszugehen. Wenn sie uns erwischen, sie hängen uns ohne alle Faxen auf."

„Man muß sich nicht erwischen lassen — davor ist mir nun gar nicht bange, unser Korporal ist ein Luderskerl, der den Teufel über's Ohr barbiert, und wenns am Ende gerathen ist, so haben wir Jeder zehn Dukaten in der Tasche, und ehe das Frühjahr angeht, unsern Abschied. Wenn man sich nicht durch so was bei den Sakermentern, den Offizieren, insinuirt, kommt man im Leben nicht davon. Je besser man seinen Dienst thut, desto schwerer kommt man los!"

„Ich bin doch neugierig auf das Mensch," meinte nun der Lübecker, „der Lieutenant muß höllisch auf sie gebrannt sein — es ist doch ein

verfluchtes Stück, eine Jungfer so wegstehlen zu lassen.“ —

„Sie wird schon was davon wissen — gieb Acht, Lübecker, die läßt sich fangen, wie eine zahme Henne! Ich kann's ihr auch nicht verdenken, die Soldaten haben immer Glück bei dem Weibsen. Aber ich hab' auch eine Spekulation. — Die Geschichte wird nicht lange dauern, so ein Lieutenant ist wie ein Haase, der die Kohlköpfe immer nur anfrißt, ehe die Campagne losgeht, hat der von Bredow die Jungfer satt, und da meld' ich mich zu ihr. Der Lieutenant läßt sich's gewiß was kosten, wenn ihm einer die Plag' abnimmt, und da komm' ich zum Abschied und auch noch zu einem Pachtstück auf seinem Gut.“

Der Lübecker lachte höhnisch. „Da wirst Du wohl große Freude über den ersten Jungen haben.“

„Du bist ein Esel,“ antwortete der Stettiner, „ein abgelegter Junkerpelz ist immer noch mehr werth, als eine neue Bauernjuppe — es ist am Ende noch besser, man kennt ein Kukkuksei, als man brütets für sein eigenes aus! Der kleine Junker wird so zusagen mein Vater dafür werden, daß ich den seinigen abgebe! Alles dummes Zeug, wenn es Einem nur gut geht!“

Der Lübecker that zwar, als lachte er über seinen Kameraden, aber im Herzen beneidete er ihn um den klugen Einfall, und dachte darüber nach, wie er sich diesen Vortheil zueignen könne. Wunderbarer Weise hatte aber auch der Korporal diesen Gedanken, und während er den Felsen des Waldbruders von allen Seiten umschlich, und sich den Weg zum Flusse, wo ein bedeckter Kahn lag, auf dem die Drei ihre Beute unbemerkt fortzuschaffen dachten, mit Steinen und abgebrochenen Zweigen bezeichnete, sah er sich bereits als Hausvogt oder Gerichtsschreiber auf Prittwitz in der Mark, denn ein geringerer Lohn konnte ihm füglich nicht zu Theil werden. Nachdem er ein paar Stunden mit dieser Wanderung zugebracht, kam er wieder auf den Platz, wo seine Gesellen lagen. Diese hatten indeß in der warmen Streu sich's bequem gemacht, und schliefen wie die Säcke. Er kitzelte sie daher etwas mit der Spitze seines Knittels, und als sie auffuhren und ihn anglotzten, zog er ihnen ein mordbeißiges Gesicht und pustete wie ein zorniger Kater.

„Das ist Alles schlecht eingerichtet," sagte er, „hier nach dem Flusse zu, können wir sie nicht fortbringen, ohne die allergrößte Gefahr. Wenn das

Weibsbild sich nicht gutwillig giebt und mit uns geht, so müssen wir sie knebeln und irgendwo den Tag über versteckt halten, bis es Abend wird. Es ist partout unmöglich, mit ihr am lichten Tage durch die Weinberge durchzukommen."

Der Lübecker kratzte sich hinter dem Ohre, aber auch der Stettiner sah viel dümmer aus als vorhin.

„Da steht nicht gar weit von hier eine Hütte im Weinberg, die hab' ich mir angesehen und da wär's wohl den Tag über auszuhalten, da wollen wir jetzund hin und auf dem Ohr liegen bis morgen früh. Das Andere wird alleweil sich finden."

Damit ging der Korporal und die Beiden ihm nach. Vorsichtig schlichen sie, soweit es ging, durch den Wald, dann durch die allmählig aufsteigenden Weinberge bis zu der Hütte, die der Anführer ausgesucht hatte. Ein Fensterladen wurde ohne Mühe aufgedrückt, das Schloß an der Thüre von innen aufgemacht, und Alles wieder so gut verwahrt, als möglich. Des Abends schlich der Lübecker zu dem Kahne hinab und holte Mundvorrath, Schnapps und Tabak. —

Der Korporal ging den Weg trotz der Dunkelheit noch einmal hin und zurück, um seiner Sache

ganz gewiß zu sein, und Marie drückte beim Einschlafen die Kokarde des Mannes noch einmal an ihre Lippen, dessen Helfershelfer bereit waren, sie dahin zu entführen, wo sie Freiheit, Ehre und Glück mit einem Male eingebüßt hätte.

VII.

Als die Frühglocke von der Einsiedelei rief, begaben sich der Förster und Marie nach der Kapelle. Sie langten an, verrichteten ihr Gebet, und dann machte der Waldbruder Marien den Vorschlag, die Verzierungen vom Altar in der Kapelle abzunehmen, und bei sich den Winter über zu verwahren. Die künstlichen Rosen und Goldflitter konnten von der Kälte Schaden leiden. Marie aber meinte, man sollte den Altar seines Schmuckes nicht berauben, sie werde zum nächsten Frühling schon wieder Andere und noch viel schönere herbeischaffen. Der Förster, der heute in voller Rüstung war, sprach von einem Achtender, der herübergewechselt habe und auf den heute von seinen Leuten gejagt werden sollte. Er nahm daher bald Abschied und verlor

sich mit seinem Hunde seitwärts im Walde, wohl bemerkt von den drei Strolchen, die, wie gestern in die Waldstreu gewühlt, den Zugang zur Einsiedelei schon seit Tagesanbruch bewachten. Der Waldbruder setzte heute gesammelter und gefaßter seine Bekehrungsrede fort.

„Sag mir offenherzig, Marie, hast Du denn schon darüber nachgedacht, ob der Offizier es auch werth ist, das Du Dich seinetwegen also grämst. Vielleicht ist er ein wüster, gottloser Mensch, dem es nicht darauf ankommt, eine große Sünde auf seine Seele zu laden, um einer weltlichen Lust und Freude willen. Du hast in Deinem Mitleide nur den unglücklichen Verwundeten gesehen, ich aber habe kummervoll nachgedacht, wie ich ein großes Unglück verhüten könnte."

Marie sah den Waldbruder mit fragenden Blicken an. Sie hatte in ihrer Befangenheit wirklich nicht daran gedacht, ob ihr schöner Schützling gut oder schlecht sei, und sich lediglich darüber gegrämt, daß er ein Feind der Kaiserin und ihres Vaters und ein Lutherischer sei. Auch wußte sie eigentlich nichts von schlechten Menschen, und galten ihr höchstens die Holz- und Walddiebe als solche, mit denen der

Förster und seine Leute in fortwährendem Streite lagen. Man könnte sagen, daß es für sie gar kein anderes Laster gab als den Diebstahl, was im Katechismus sonst von Sünden stand, war ihr beinahe unverständlich. Sie glaubte, alle diese Missethaten würden nur in fernen fremden Ländern und von fremden Menschen begangen. Sie hatte dem geistlichen Lehrer die Todsünden hundertmal aufgesagt, ohne zu wissen, wie man sie begehen könne. Dem Waldbruder war dieses reine Gemüth wie ein klarer Bach — er konnte bis auf den Grund sehen. Die Unerfahrenheit des Mädchens brachte ihn auf's Neue in Verlegenheit. Nachdem er eine Weile hin und her gesonnen hatte, begann er ihr folgende Geschichte zu erzählen:

„Es war einmal ein Offizier bei den Kaiserlichen, ein wilder Mensch, der voll sündhaften Stolzes und Dünkels war, und über Alles spottete, was die Andern für Recht und heilig hielten. Damals war ein großer Krieg im Reiche, der Vater unserer Kaiserin sollte König in einem fremden Lande werden, und es waren viele tausend und tausend Soldaten beisammen, um ihm zur Krone zu verhelfen. Eine große Schlacht, noch viel blutiger, als die wir da

unten erlebt haben, wurde geliefert, und der Offizier lag mit unter den Verwundeten. Das Alles war in Feindes Land geschehen, und die verwundet oder gefangen wurden, hatten ein trauriges Schicksal vor sich. Da wurden ihrer viele, die noch hätten durch Pflege gerettet werden können, für todt in die große Grube geworfen, in der Freund und Feind zusammen lagen, und wenn auch einer dabei ein Lebenszeichen von sich gab, da wurde nicht darauf geachtet, namentlich, wenn er ein feindlicher war." —

Marie schauderte zusammen.

„Der Offizier lag hinter einem Busche, eine Nacht und einen ganzen Tag, ohne einen Tropfen Wasser und von den fürchterlichsten Schmerzen gequält. Da bewegte sich am Abend des zweiten Tages eine Laterne über das Schlachtfeld, gerade auf ihn zu. Er hob mühsam den Kopf und sah einen Bauer mit einem Mädchen herankommen. Er wollte rufen, aber die Kräfte versagten ihm, er konnte nur wimmern: aber zu seinem Glücke hörten ihn die Beiden und fanden ihn auch, nachdem sie eine Weile nach ihm gesucht hatten. Es waren Leute aus der Umgegend, aus einem Dorfe, das die Kaiserlichen vor der Schlacht inne gehabt und gräulich verwüstet

hatten. Sie sahen an seinem Kleide, daß er von denen sei, die gegen ihr Haus und Gut wie unchristliche Mordbrenner verfahren und wie eine Gottesstrafe in's Land gefallen waren. Sie konnten ihn liegen lassen und seinem Schicksale anheimgeben, er hätte es reichlich verdient um seiner Grausamkeit willen, und weil er auch nichts geschont und geschützt hatte; aber sie hoben ihn auf und brachten ihn in ihr halbzerstörtes Haus. Der Bauer war nun fortwährend bemüht, den Schaden auszubessern, den die Feinde ohne Noth angerichtet hatten, denn im Dorfe selbst war nicht gekämpft worden, und hatten die Kaiserlichen nur aus Muthwillen und gottloser Freude am fremden Unglück das Feuer angelegt. Nun waren aber nicht alle Leute im Dorfe so gute und versöhnliche Menschen wie der Bauer, der den Verwundeten in einer Dachstube verborgen hatte, und tobten gegen die Kaiserlichen. Er durfte sich's ebenso wenig merken lassen, daß einer unter seinem Dache sei, als wir es sagen durften, da wir den preußischen Offizier gerettet hatten. Die Andern hätten ihn mit Dreschflegeln erschlagen, wenn sie etwas erfahren hätten. Während nun der Kranke in seinem Stüb-

chen lag, pflegte ihn des Bauers Tochter, ein so gutes und harmloses Kind, wie Du, Marie."

Der Waldbruder schwieg einen Augenblick — es schien, als überfluthete ihn der heiße Strom von Erinnerungen — und als Marie das Auge zu ihm erhob, sah sie eine Thräne an den grauen Wimpern zittern. „Daß ich Dir's kurz sage, Marie! der Offizier ward gesund und der Bauer ließ ihn bei der Nacht aus seinem Hause. Er wollte nichts nehmen für die Mühe und die Gefahr, der er sich ausgesetzt, nur das Versprechen ließ er sich geben, daß der Offizier es nicht dulden wolle, daß seine Leute so gottlos gegen ihre Mitmenschen verführen. Der Offizier versprach's und die Tochter des Bauers führte ihn auf Schleichwegen bis in eine Stadt, wo eine Besatzung von den Kaiserlichen lag. Beim Abschiede wünschte der gute Mann ihnen noch einen glücklichen und sicheren Weg — aber er hat seine Tochter nicht wieder gesehen."

„Nicht? warum denn nicht? fragte sichtbar ängstlich Marie.

„Der undankbare Soldat beredete sie, mit ihm zu gehen und ihren Vater zu verlassen. Während sie ihn pflegte und seiner wartete, hatte er sich in

ihr Herz gestohlen und das gute arglose Kind liebte ihn über alle Maßen. Er versprach ihr, sie nach beendigtem Kriege in seine Heimath zu führen, schleppte die Arglose ein paar Wochen mit sich herum, durchs wüste Lagerleben, dann verließ er sie mitten im fremden Lande und kümmerte sich nicht weiter um sie."

„Den muß Gott strafen dafür," — rief Marie mit entflammender Entrüstung.

„Er hat ihn schon gestraft," — sagte eintönig Servaz vor sich hin, und ließ das Haupt auf die Brust sinken, „der böse Mensch hat nachher erfahren, wie sie eines kläglichen Todes gestorben sei unter dem gottlosen Kriegsvolk und hat seit der Stunde nicht Rast und Ruhe gehabt! Gott sei ihm gnädig Marie, und stoße ihn nicht in die ewige Verdammniß." —

Beide schwiegen nun eine lange Weile, endlich sagte Servaz: „Wie der kaiserliche Offizier an seiner Retterin, so hätte auch der preußische Offizier an Dir gethan, wenn Du ihm vertrautest und ich Dich nicht bewacht und bewahrt hätte. Darum durftet Ihr Euch nicht sehen und sprechen."

„Aber wißt Ihr das gewiß, Vater?" fragte ihn

großansehend Marie, „daß die Soldaten alle so sind, wie der Offizier, von dem Ihr sprecht.“ —

„Gott verzeihe mir's, wenn ich ihm Unrecht thue, Marie! aber er schien mir so wie der Andere, in seinem Wesen und seiner Ungläubigkeit! Gott hat Dich behütet, Kind, und Du magst ihm danken, daß er Dich aus einer solchen Gefahr durch mich, sein unwürdiges Werkzeug, gerettet hat!“

Er stand auf und ging hinaus — Marie folgte ihm und nahm in einer seltenen Stimmung Abschied von ihm. Sie sprang nicht wie sonst, einer muthwilligen Rehkitz gleich, über die Stufen in den grünen Wald hinein — sondern ging langsam und sinnend ihres Weges. Der Waldbruder sah ihr nach und wollte dann in die Kapelle treten, da schlug es wie ein schrillender Nothschrei an sein Ohr — er horchte einen Augenblick, das war Mariens Stimme.

Mit jugendlicher Raschheit eilte er in seine Klause und im nächsten Augenblicke blitzte auch der aus der Scheide gerissene Degen in seiner Hand, den der Baron hatte zurücklassen müssen. Marie rief auf's Neue um Hilfe, Bruder Servaz horchte mit hochaufgeworfenem Kopfe, woher der Schall komme, dann brach er geraden Weges durch das Gestrüpp,

das blätterlos und durchsichtig, ihn bald die Stelle finden ließ, wo sich Marie in den Armen zweier Männer wand. Ein dritter stand lachend vor ihnen und rief: „fürchte sich doch die Jungfer nicht, und mache Sie keinen Lärmen, sonst muß ich Ihr das Maul zustopfen lassen.“ —

„Laßt sie los, Räuber!“ rief mit Löwenstimme Servaz, zwischen sie springend, laßt sie los.“ —

Die Erscheinung des bärtigen Waldbruders mit dem Degen in der Faust, machte die Drei stutzen. Sie wichen einen Schritt zurück, so daß Marie sich losreißen und an die Seite ihres Beschützers flüchten konnte.

„Flieh', meine Tochter“ — rief Servaz, auf die Drei eindringend, dem Mädchen zu, das auch sogleich im grünen Dickicht verschwand.

„Sie läuft davon“ — schrie jetzt einer von den Dreien und sprang ihr nach, während die beiden Andern die Seitengewehre blank zogen, die sie unter den Kitteln verborgen hielten und den Waldbruder mit dem Rufe angriffen:

„Mach' Platz, Pfaff — oder wir hauen Dich nieder!“

Die Säbel klirrten an die kunstgerecht vorge-

haltene Klinge des Waldbruders, er führte die Waffe mit eben so viel Geschick als Schnelligkeit. Bereits blutete einer der beiden Angreifer aus einer Armwunde und dem zweiten flog die Mütze zerhauen vom Kopfe, als der Dritte athemlos zurückkehrend, seinen Säbel dem muthigen Vertheidiger Mariens in den Leib stieß. Stöhnend brach Servaz zusammen und die Drei wandten sich zur Flucht. Es war auch die höchste Zeit, denn man konnte deutlich die Schritte hastig heranlaufender Männer hören. Kaum waren die drei Räuber verschwunden, als auch die beiden Jägerbursche des Försters auf dem Kampfplatze anlangten. Beim Anblick des blutenden Einsiedlers blieben sie unschlüssig stehen. Marie jedoch, hochroth von der Anstrengung des Laufens, warf sich mit einem herzzerreißenden Angstschrei auf den Körper ihres Beschützers und suchte nach der Wunde, aus der das Blut bereits durch die Oeffnungen seines Gewandes quoll. Servaz schien, obwohl bleich und halb gebrochenen Auges, doch wie verklärt, und eine schöne edle Ruhe lag auf seinem Antlitz. Marie hielt ihr Tuch an die Wunde. Die Jäger trugen ihn langsam in seine Klause hinauf. Man legte ihn auf sein Lager, Marie kniete neben ihm. Einer

der beiden Bursche sollte in die Försterei laufen, aber der Einsiedler verbat es.

„Mir ist nicht mehr zu helfen, gutes Kind,“ sagte er mit schwacher Stimme, „und nun mich Gott begnadigt hat mit einer zeitlichen Strafe, wird er mich nicht zur ewigen verdammen! Begrabt mich hier unter den Tannen, und betet für mich — ich war ein großer Sünder im Leben, aber ich durfte den Tod des Gerechten sterben!

Marie schrie laut auf vor Leid und Angst — die Stimme des Verwundeten wurde immer schwächer, aber seine Miene immer freundlicher und klarer.

„Möge es Dir gut gehen, Marie“ — sagte er nun, sich mit Anstrengung dem weinenden Mädchen zuwendend, „so gut, als Du es verdienst! — Du solltest geraubt werden, zum Dank, daß Du dem Offizier das Leben gerettet hast — die Räuber waren von ihm geschickt! — ich konnte Dich retten mit meinem Leben, und das ist eine Gnade von Gott! denn der Offizier, Marie, der seine Retterin verderben ließ — war ich!“

Mit diesen Worten sank er zurück, und die Anwesenden überzeugten sich bald, daß er aufgehört habe, zu leben. Die beiden Jäger mußten Marie

fast mit Gewalt von der Leiche weg nach ihrem Vaterhause führen.

VIII.

Ueber dem Grabe des Waldbruders, der nach einem alten Brauche an der Wand der Kapelle beerdigt worden war, lag eine grüne Decke vom Waldmoos, mit unterschiedlichen Blumen geschmückt und geziert, wie der kunstreichste Teppich. Eine kräftige Frauengestalt begießt das Grab und durch die offene Thüre kann man einen Blick in die Kapelle werfen. Sie hat sich in den sieben Jahren, die Servaz todt ist, nicht merklich verändert, nur an der einen Wand hängen der Rosenkranz und das Handkruzifix, die er im Leben trug, und ihnen gegenüber ein verrosteter Degen. Ein eisgrauer Waidmann sitzt auf einem Stein und sieht dem Weibe zu, das nur die Gießkanne schwenkt und umdreht.

„Ja, so geht's, mein Kind," brummte der Greis seiner Tochter, der nun zwar herangereiften, aber noch immer schönen Marie zu, „es ist gar keine Frömmigkeit mehr unter den Leuten. Sieben Jahre

ist der gute Bruder Servaz todt und hat noch keinen Nachfolger. Wenn wir nicht die Kapelle und die Klause hüteten, es wäre schon Alles drunter und drüber und zu Grunde gegangen."

„So lange ich hier bin, Vater," antwortete Marie, „soll Alles bleiben, wie es war. Der gute Servaz hat es um mich verdient, daß ich sein Andenken in Ehren halte," — sie wandte sich bei diesen Worten nach der Treppe, die den Felsen heraufführte und schrie laut auf: „Jesus Marie!"

„Was ist denn?" fragte der Förster, nun gleichfalls hinsehend, aber er verstummte ebenso, wie seine Tochter, und fuhr mit der Hand aus, als wollte er ein Kreuz schlagen. Auf der obersten Stufe stand ein Mann, auf einen Stock gestützt, und ruhte von dem beschwerlichen Wege aus. Als er Marien rufen hörte, that er schnell einige Schritte näher und rief: „Marie, bist Du's?"

„Alle gute Geister," — stöhnte sie und sank, wie zum Tode erbleichend, in die Arme des fremden Mannes. Der Förster sah halb verdutzt, halb erschrocken auf das Paar. Der Zuruf hatte den Fremden als einen Preußen verrathen. Der siebenjährige Krieg war zwar beendigt, in allen Kirchen für

die glückliche Wiederkehr des Friedens gebetet worden, aber in dem Herzen des Försters loderte der alte Haß fort, und war durch das beim te deum in der Bischofskirche gesprengte Weihwasser nicht gelöscht worden. Er sah den Ankömmling, aus dessen Armen Marie nun hocherröthend sich loswand, mit finstern Blicken an. Er mußte allerdings ein ansehnlicher Mann sein, denn er trug ein feines Jagdkleid mit goldner Stickerei, und ein Diener mit betreßter Livree kam nun ebenfalls keuchend und schwitzend seinem Gebieter nachgestiegen, aber das hielt den alten Mann nicht ab, vor sich hin zu brummen, und trotzig vom Herrn auf den Diener zu schauen.

Marie hatte ihren Schützling augenblicklich wiedererkannt, und ihr hochaufschlagendes Herz verrieth auch ihm, daß sie ihn nicht vergessen habe. Aber ehe sie ihn ein Wort weiter sprechen ließ, deutete sie auf den grünen Grabeshügel an der Kapellenwand und bedeckte dann, bitterlich weinend, ihr Haupt mit beiden Händen.

Der Fremde, den wir nun auch als den leichtfertigen Dragonerlieutenant v. Bredow erkennen müssen, nahm mit einem Seufzer den Hut ab, als

er an den Grabeshügel trat, und sein Diener folgte dem Beispiele. Marie hatte nicht ohne tödtlichen Schrecken einen jener drei Männer erkannt, aus deren Händen sie Bruder Servaz rettete, aber der war es nicht, der ihm die Todeswunde schlug. Es war nämlich der kluge Korporal, der jetzt als friedlicher Diener den Mantel seines Herrn auf dem Arme trug.

Nach einer langen, feierlichen Pause, die nur das Schluchzen der armen geängstigten Marie unterbrach, endete der Freiherr die Stille. Er war ernster, mannhafter, so zu sagen würdiger geworden in der Zeit, daß ihn Marie nicht gesehen hatte, und sein Wesen hatte nichts mehr von jener wilden Leichtfertigkeit, die sie meist so sehr erschreckt hatte.

„Am Grabe meines Retters finde ich Dich wieder, Marie," sagte er, „das ist eine gute Vorbedeutung für mich. Ich weiß Alles — leider erfuhr ich im Drange der Kriegeszeit das Unglück zu spät, das ich, ohne an die Möglichkeit eines solchen Ausgangs zu denken, heraufbeschworen habe. Marie, ich habe den Frieden der Fürsten benutzt, um auch den meines Herzens herzustellen. Ich habe keine Ruhe ohne Dich, Marie, und glaube, daß, wenn der fromme

Bruder Servaz noch lebte, er mein Fürsprecher bei Dir sein würde."

Marie war wie im Taumel, der Freiherr mußte es ihr mehrmals und auf's deutlichste wiederholen, daß er gekommen sei, sie zu holen und als seine Frau nach Prittwitz zu führen. Der alte Förster hörte das Alles mit einer gewissen Angst an, die der Stolz und die Freude, daß seine Tochter eine Edelfrau werden solle, nicht ganz verdrängen konnte. Seine Gattin, Mariens Mutter, war mittlerweile auch gestorben, und er hatte Niemand, bei dem er Rath und Trost suchen konnte, es plagte ihn vom ersten Augenblicke an, daß seine Tochter in dem fernen, fremden Lande leben solle. Zum Glücke für den Freiherrn hatten die milden und versöhnenden Worte des Waldbruders in Marie ein sicheres Gedächtniß und treuliche Beherzigung gefunden, sie willigte ein, und bestimmte auch durch Bitten und Thränen den Vater, zu dem Bündniß seinen Segen zu geben.

Der Freiherr erzählte, wie der Lübecker, der den Bruder Servaz zum Tode getroffen, nicht gewagt habe, zurückzukehren, und wahrscheinlich dem verdienten Galgen nicht entronnen sei. Der Korporal

schützte damals das Entweichen des Lübeckers als Ursache des Mißglückens vor, und da der Freiherr gleich darauf zu seinem Regimente berufen wurde, erfuhr er lange nichts von dem traurigen Vorfall. Erst nachher gestand der Korporal, den es wie der Alp drückte, die Wahrheit ein, und nun hatte auch der Freiherr weder Rast noch Ruhe mehr. Nach beendigtem Kriege nahm er seinen Abschied und eilte, in Begleitung seines nunmehrigen Dieners, um Marie aufzusuchen — er glaubte nur auf diese Weise den Schatten seines ermordeten Wohlthäters versöhnen zu können.

Ueber das arg angegriffene Vorurtheil seiner Familie und seiner Standesgenossen setzte er sich mit einem, für seine Zeit gewiß anerkennenswerthen Muthe, hinweg, und er sowohl als Marie segneten noch lange das Andenken des Waldbruders, über dessen Grabe sie sich vereinigt hatten.

Der alte Förster war übrigens nicht zu bewegen gewesen, seinen Kindern in das Land, dessen König seine Kaiserin feindlich bekriegt hatte, zu folgen. Er blieb zurück und als der Krieg neuerdings ausbrach, wurde er vollends betrübt und tiefsinnig. Eines Morgens hörten die Leute in den Dörfern

erstaunt das Glöcklein der Einsiedelei läuten — und durch die ganze Gegend lief die Kunde, der alte Förster habe die Büchse abgelegt und das Siedlergewand angethan. Er betete bis an sein Ende um Verzeihung seiner Sünden und für das Seelenheil seiner Tochter und Enkel.

1844.

Der Aufstand in Wallis.

I.

Der Courier du Simplon hielt an dem sardinischen Grenzposten Jsella.

Es mochte bereits nahe an Mitternacht sein. Die eingeschlummerte Reisegesellschaft ermunterte sich, als der Wagen stehen blieb, und einer nach dem andern steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Die Aussicht lohnte solche Mühe nicht. Ein Paar Laternen warfen trüben dürftigen Schein auf zwei Reihen niederer steinerner Gebäude, die Gensdarmen und Soldaten fröstelten, ungeduldig trippelnd, in ihren Mänteln, es wurde in allseitiger übler Laune durcheinander geflucht und gescholten. Endlich wurden die visirten Pässe zurückgebracht, die frischen Pferde kamen aus dem Stalle, und der Kondukteur trieb die verdrossenen Postillone zur Eile an.

Zwei junge Männer, die aus dem Hauptwagen

gestiegen waren, verständigten den Posttyrannen nun, daß sie vorausgehen würden, bis er sie mit dem Wagen einholte. Nachdem sie die steifgewordenen Glieder etwas gerüttelt, die Cigarren angebrannt, und die Kapuzen ihrer Tüffelröcke über den Kopf gezogen hatten, machten sie sich auf den Weg. Beide waren, so viel man in der Dunkelheit ausnehmen konnte in jenem glücklichen Alter, wo man die Kraft eines Mannes noch mit der Gelenkigkeit eines Jünglings verbindet, und der Frohsinn, selbst wenn er übermüthig wird, ebensowenig das Aussehen eines Gecken als der Ernst das eines Pedanten verleiht.

Sie reisten bereits vierzehn Tage zusammen.

In Mailand an der table d'hôte des Hotel Reichmann, hatten sie sich gefunden, gefallen, und waren mit einander an den Ufern des lago di Como und dann auf den Inseln des maggiore umhergeschweift. Sie hatten ein frisches, poetisches Leben geführt, zwei Engländerinnen über den lago begleitet, die waldigen Höhen hinter Baveno und die Wendeltreppe erstiegen, die aus dem Fußgestell der Borromäostatue zu Arona in den Kopf des Heiligen führt. Wahrscheinlich hatte der fromme Car-

dinal im Leben nie so lasterhafte Gedanken, als dermal in seinem ehernen Haupte gedacht wurden, denn anstatt fromme, dankbare Bewunderung auszusprechen, zankten sich die jungen Leute wegen einer Lombardin, die nicht weit am Fuß der Säule nach Blumen suchte. Beide waren übrigens lebhaft und gebildet, den Künsten, wie der Natur mit gleicher frischer Theilnahme zugewendet, es fehlte ihnen also selbst bei langem und unausgesetztem Zusammensein nie an der nöthigen Abwechselung in Form und Stoff. Sie bemühten sich sogar ihren Verkehr nach Möglichkeit zu verlängern, indem sie sich mit gegenseitiger Nachgiebigkeit über die Reiseroute verständigten, welche sie am längsten beisammen hielt.

Der Aeltere, oder vielmehr scheinbar Aeltere weil er brünett und schwarzlockig war, hieß Louis Biard und war ein junger Advokat aus Martigny in Wallis, der Andere stand in seinem Passe als „Viktor von Labin," k. k. öster. Gubernial-Concipist eingeschrieben, eine Würde von welcher Louis bis zur Stunde keinen rechten Begriff hatte. Er wußte allenfalls was ein Gubernium sei, und muthmaßte was ein Concipist sein könnte, aber selbst Viktors gründliche Auseinandersetzung vermochte

nicht, ihn darin etwas Anderes sehen zu lassen, als einen Cantonschreiber. Viktor war empfindlich über diese Unterschätzung seiner Amtswürde, aber Louis schwur ihm bei allen Heiligen Italiens, daß er das nur relativ gemeint habe, und daß er einen Cantonschreiber ebenso tief unter einen österreichischen Gubernialconcipisten setze, als die ganze Schweiz überhaupt unter das Kaiserthum. Viktor brach nun ab, er fühlte die Mißlichkeit seines Titels. Diese räthselhaften Bezeichnungen sind aber noch zur Stunde nicht ausgerottet in dem mittlerweile konstitutionell gewordenen Oesterreich: es gibt auch Ingrossisten, Diurnisten, Conceptsoffiziale, Arrondirungskommissarien und systemisirte Praktikanten. Diese werden noch lange Zeit die Erinnerung an die Tage der lateinischen Tyrannei erhalten, wie die Gerippe der Ichtiosaurier an die der vorsündfluthlichen Thierwelt.

Viktor von Labin war ein Deutscher aus Böhmen, wie man heute sagt, — ein Deutschböhme, wie es damals hieß. Sein Geburtsort lag an den reizenden Ufern der Elbe, da wo sie in den Bereich des Erzgebirges tritt. Er war mit dem Vorsatz, einen Römerzug zu unternehmen, von Hause aufgebrochen,

aber nicht über die Lombardei und Venedig hinausgekommen. Die Schweiz zog ihn mächtiger an, als das stickluftige Italien, der Instinkt der Freiheit, die Tradition derselben hatte daran zwar geheimen, aber nicht geringeren Antheil als die Gletscher und Katarakte. Alte Herrlichkeit inmitten trauriger gedrückter Gegenwart brauchte er nicht erst außerhalb seines eigenen Heimatlandes zu suchen. Aber er würde doch länger geschwankt, und die Madonna des Rafael, die Göttinnen des Guido Reni nicht so leichten Sinnes aufgegeben haben, wenn ihn nicht ein wirkliches Götterweib, eine inkarnirte Madonna nach dem Westen gezogen hätte.

In Mailand hatte Viktor eine junge Dame kennen gelernt, in welche er sich vehement verliebte — sie wohnte im Wallis, und sein Entschluß war bald gefaßt, lieber diese Venus am Fuß des großen Bernhard, als die marmorne zu Rom aufzusuchen.

Der Umstand, daß Louis auch ein Walliser also ein unmittelbarer Landsmann der schönen Dame war, hatte Viktor von vornherein bestimmt, sich dem jungen Manne zuvorkommender und eifriger anzuschließen, als es seine, sonst ziemlich zurückhaltende Natur gestattete.

Die sogleich hervorgetretene satyrische Ader des Wallisers hatte ihn aber vorsichtig gemacht und bisher von einer direkten Frage nach ihr abgehalten. Er nahm indeß das dringende Anerbieten, einige Zeit zu Martigny, im Vaterhause des jungen Advokaten zuzubringen, ohne viel Bedenken an, indem er hoffte, von dort aus, auch ohne dessen Hilfe die nöthigen Aufschlüsse einzuziehen. Louis, welcher erst nach der Abreise der Dame nach Mailand gekommen war und von dieser Episode nichts wußte, nahm die freundliche und anschließende Weise Viktors getrost als den Effect seiner eigenen Liebenswürdigkeit hin und sah darin einen Ausdruck von jener berühmten deutschen Gemüthlichkeit, die übrigens weit mehr in der Meinung der andern Völker als in der Wirklichkeit existirt. Indessen hatte ihn Viktor wirklich für sich eingenommen, und der Walliser freute sich ernstlich darauf, seine Familie mit diesem liebenswürdigen Gaste zu überraschen.

Der Mond ging endlich auf. Er warf grade so viel Licht, daß die Reisenden hoffen konnten, die gepriesenen Parthien des Simplon leidlich auszunehmen. Schon nach den ersten hundert Schritten

ihres Weges bog sich die Straße, die flimmernden Laternen in der Tiefe verschwanden, und die beiden jungen Männer standen in der großartigen Wildniß allein. Der Weg, immer in gleicher regelmäßiger Breite verlaufend, geht durch wildes Bergland von Gießbächen durchrauscht und von gezackten Felsenwänden eingeschlossen. Man sieht wenig Gesträuch, fast gar keine Bäume, nur hie und da steigt aus den Ritzen des kahlen Steinbodens eine einzelne Tanne oder Fichte empor.

„Die Landschaft kann sich übrigens am Tage unmöglich besser ausnehmen als jetzt beim Mondschein," sagte Viktor, nachdem er eine Weile geruht und umgeblickt hatte — „sie stimmt eigenthümlich poetisch. Die einsame Tanne in jenem Winkel die nach Süden zu in die Tiefe sich neigt, erinnert mich an ein schönes Gedicht eines deutschen Poeten!"

Er bemühte sich Heine's:

„Ein Fichtenbaum stand einsam
Im Norden auf kahler Höh'"

in's Französische zu übersetzen, denn der Walliser verstand nur nothdürftig deutsch.

„Träumende Fichtenbäume," lachte Louis, „kommen nur in Deutschland vor, dieser da hängt fühl=

los über der Tiefe, in welche ihn der nächste Sturmwind schleudern kann, aber Sie haben Recht, Labin, daß die Landschaft beim Mondlichte gewinnt! Ich habe sie auf meiner Hinreise bei Tage gesehen, aber sie gefällt mir jetzt um vieles besser!"

„Einen heitern ansprechenden Charakter kann sie nicht haben, und die beiden Farben, dunkelbraun und silbergrau, vertheilen sich so wirksam und malerisch, daß es mir bei jedem Wechsel der Scene leid thut, sie nicht fixiren zu können. Aber hören Sie? da stürzt irgendwo ein Wasser!"

„Das Rauschen eines Gießbachs, den man nicht sehen kann, macht allemal einen unheimlichen Eindruck; er muß hier im Westen fallen — da!"

Ein kurzer weißfunkelnder Katarakt wurde in einer fernen Ecke sichtbar: das Mondlicht spielte auf dem obersten Absatz, alles andere verbrauste in der finstern undurchdringlichen Tiefe.

Louis blieb vor einem einzelnen Steine halten, auf den ein Lichtstreifen fiel und ihn mit der Hand berührend sagte er: Nun sind wir auf Walliser Boden — dieser ist der Grenzstein. Willkommen in meiner Heimath, Labin!"

„Ich wollte liebster Louis! ich könnte Ihnen

ein Gleiches zurufen, aber Sie werden eher nach dem Nordpol oder nach China gehen als nach Böhmen.“ —

„Ei warum? ist es nicht sehr leicht möglich, daß mich die Gicht oder eine Leberverhärtung dahin führt? dann besuche ich Ihr berühmtes Carlsbad und halte meine Nachkur bei Ihnen, wenn Sie nicht mittlerweile an eine andere Ecke ihres Kaiserreichs versetzt sind!“

„Ich versichere Ihnen Louis,“ antwortete Viktor mit raschem fast heftigem Ausdruck, „es ist ein schönes interessantes Land! Sie würden ihre hochmüthigen Worte zurücknehmen, wenn Sie es erst gesehen hätten.“ —

„Ich bitte Sie cher Viktor! seien Sie gegen mich nicht patriotisch. Bei Euch Oesterreichern ist das ohnehin eine eigene Sache. Man hat für Euch nur dann Sympathie, wenn Ihr Euch eben nicht als Oesterreicher, sondern als Polen, Ungarn oder Italiener gebt. Man fürchtet sogar, daß Ihr die Tugenden dieser Nationen nicht so lange bewahren werdet, bis die Zeit da ist, in der alle unterjochten Völker ihre Freiheit wieder erlangen. Wenn Ihr Euch Oesterreicher nennt, hält man Euch in der

Welt für abtrünnig und demoralisirt, gegen Euern Collektivnamen streitet die Antipatie der ganzen Welt!

„O wann wird diese Zeit kommen!“ seufzte Viktor, „vielleicht spät, sehr spät! die Zeit rennt — in Italien, wo ich mit vielen Patrioten verkehrte, hofft man auf diese Wendung in kurzer Zeit.“

„Die Italiener sind sanguinisch, und genießen weder Achtung noch Vertrauen bei den übrigen Völkern des Kaiserstaates. Wenn einer seiner Stämme im Stande ist, für die Rettung der übrigen aus den eisernen Banden der Despotie wirklich und erfolgreich zu wirken, so sind es die Ungarn. Aber diese sind beschränkte egoistische Menschen, die über die Grenzen ihrer Heimath nicht hinaussehen und fühlen. Diese allein sind stark genug, um der Regierung zu imponiren, aber sie werden im besten Falle nur an sich und nicht an uns denken!“

„Viktor, wie sprechen Sie? wie kommen Sie mir vor? Könnt ihr Andern nicht um Eure Freiheit kämpfen, so gut wie jene? Fühlt Ihr Euch so schwach, so erbärmlich und degenerirt, daß ihr Hilfe und Rettung nur von Fremden erwartet?“

„Nun,“ antwortete Viktor etwas gereizt, „Sie sind, lieber Louis, in Ihrem eigenen Lande, in einem

Theile der freien Schweiz, auch nicht besser daran? das französische Wallis steht unter der Botmäßigkeit des Deutschen, warum tragt ihr eure Bande so geduldig, und schüttelt sie nicht ab? die Kräfte sind gleicher vertheilt wie bei uns!"

„Es wird nicht lange dauern," rief der Walliser und eine flammende Röthe zog über sein Gesicht, „so wird die Freiheit siegen vom Fuße des Simplon bis an die Ufer des Léman, wie in Bern, wie in Zürich! wenn Sie nur einige Zeit hier verweilen, Viktor! so werden Sie hier vielleicht eine kleine Vorschule machen können für die künftige Revolution in Ihrer Heimath!"

Viktor hatte bei diesen Worten eine Empfindung, zugleich des Schreckens und der Freude. Im Herzen ein Freisinniger, der es hundertmal beklagt hatte, daß er 1830 ein Kind und unfähig gewesen sei, nach Polen oder Belgien zu gehen und dort den Kampf der aufgebäumten Völker mitzuschlagen, hatte die Idee, plötzlich in solche Zustände versetzt zu werden, wie sie ihm seit früher Jugend vorgeschwebt, frei athmen, kämpfen, sterben zu können, etwas Berauschendes für ihn. Er dachte nicht daran, daß er kaiserl. königl. Gubernialconcipist sei und

solcher Gedanke schon ein Majestätsverbrechen involvire, er vergaß, daß er wenige Minuten zuvor wegen des Spottes über diese mysteriöse Titulatur verdrüßlich geantwortet habe. Seine Augen blitzten, und er hob die Hand, als wollte er einen Streich führen, aber schon im nächsten Augenblick ließ er sie wieder sinken, und seufzte traurig: „das kann noch lange dauern, noch so lange bis dieser Arm schwach und steif geworden ist!"

Sie schritten schweigend eine Strecke neben einander her, dann fragte Labin: „Sie wohnen in Martigny, nicht wahr? die Stadt wird jetzt zum öftern in den Zeitungen erwähnt, als der Hauptsitz der sogenannten jungen Schweiz?"

„Martigny ist keine Stadt lieber Freund! ein Dorf oder wenn Sie höflich sein wollen, ein Flecken, aber der Ort sieht ziemlich anständig aus, und wir wollen uns ein paar Wochen lang recht gut amüsiren. Einem Freunde schöner Natur soll die Zeit bei uns nicht lang werden. Wir liegen mitten inne zwischen den berühmtesten Parthien der Schweiz. Es ist nicht weit bis an den Lac Léman, Sie können in einem Tage auf dem großen St. Bernhard, in ebenso kurzer Frist im Chamounythale sein!"

„Sie leben in einem glücklichen Winkel der Erde!„

„Nun die Natur hat freilich viel gethan um uns her, aber die Menschen und die Verhältnisse sind häßlich wie anderwärts, vielleicht auch häßlicher. Erst wenn diese reizenden Landschaften frei sein werden von dem Drucke einer selbstsüchtigen Adels- und Pfaffenherrschaft, werden sie auch des Namens würdig sein, den Sie ihnen beilegten!"

Während dieses Gespräches waren sie bis an die berühmte Brücke über den Sempione gekommen, unmittelbar vor jener Gallerie del Gondo, jenem vielberufenen Werke, das nun neben den kühnen Tunnels vieler Eisenbahnen als ein kleines und dürftiges erscheint, während es zur Zeit seiner Erbauung, für ein Weltwunder galt.

Labin bewunderte den silbernen Wassersturz, über dem unbegreiflich kühn und schlank die Brücke hängt. Der tobende Gebirgsbach stürzt von einer senkrechten Felsenwand durch ein schmales ausgewaschenes Rinnsel hinab und zerstäubt unterhalb der Brücke in der Tiefe. Ein eiskalter Wind bläßt fortwährend aus dem finstern Schlunde der Gallerie, in welche sie eintraten.

Nach wenigen Minuten umfing die Wanderer

tiefe Dunkelheit, sie wateten im feuchten klebrigen Sande eine lange Weile fort bis ein dünner Lichtstrahl durch eine ausgebrochene Felsenkluft fiel und mit dem Lichte der tosende Wasserlärm von unten. Endlich gelangten sie durchnäßt und durchfröstelt wieder in's Freie.

Der Mond war blaß geworden und eine ferne Röthe stieg am Himmel auf. Nach einer Stunde war die kahle Region überwunden und die Höhe hinter ihnen. Bereits stießen ihnen wieder Spuren der Cultur, kleine Grasflecke mit Steinen umfriedet, und geschützt vor dem Nordwinde auf.

In der Tiefe rauschte ein dunkler langgezogener Tannenwald, die Alpennatur wurde mit jedem Schritte nach der Tiefe reicher und farbiger. Vor ihnen lag ein Dorf, bestehend aus einer kleinen altergrauen Kirche, einem halbverfallenen Thurm aus dem Mittelalter und einem Dutzend Hütten, die alle wie geschunden aussahen, mit Ausnahme des grün angestrichenen hôtel du Simplon, das ein Stockwerk hoch über alle hinausragte.

„Der Wagen muß noch weit hinter uns sein!"

„Mindestens eine halbe Stunde, wir können indeß mit aller Gemüthlichkeit frühstücken!"

Sie traten in den Speisesaal. Während das Frühstück herbeigeschafft wurde, blätterte Labin in dem Fremdenbuche, das aufgeschlagen auf dem Tische lag. Es enthielt fast lauter gleichgiltige Namen, in der Mehrzahl englischer Touristen, die in dem frommen Glauben leben, man halte sie in der Schweiz für Gentlemen. Aber zwischen den Smiths und Taylors, wie zwischen Disteln und Veilchen, blühte unerwartet ein bekannter Name auf. Da stand mit fester Hand geschrieben: „Monsieur Jonville rentier de Saint Maurice.“

Eine jähe Röthe schoß über Labins Gesicht.

„Sehen Sie doch, sagte er zu Louis, da steht ein Landsmann von Ihnen!“

„Das muß ein sehr abgeschmackter Mensch sein, der als Walliser sich in das Fremdenbuch des Simplon-Hotels einschreibt. Wer ist denn der Vortreffliche?“

Labin schob ihm das Buch hin — Louis fing unbändig zu lachen an.

„Das sieht dem alten Windbeutel ähnlich! den Mann werden Sie übrigens kennen lernen. Er ist zwar ein Narr, mit dem nur so lange erträglich zu verkehren ist, als er Gelegenheit giebt, sich

über ihn lustig zu machen, aber er hat eine Nichte, die schöner ist als die Jungfrau und der Monte Rosa zusammen. Aber — unterbrach sich der Walliser — die sind ja erst vor Kurzem hier durch? da fällt mir ein, daß Oheim und Nichte in Mailand waren — richtig! Am Ende kennen Sie die Beiden schon?"

„Wir wohnten acht Tage zusammen im Hôtel Reichmann," antwortete Victor etwas kleinlaut.

„Labin," rief lustig aufspringend der Walliser und blitzte seinen Gefährten mit einem durchdringenden Blicke an, „Labin ich merke Unrath. Beichten Sie — am Ende ist es mehr das schöne blaue Auge der Mlle. d'Avry, das Sie nach dem Wallis zieht, als der Spiegel des Lac Léman, den Sie zum Vorwande ihrer Phantasien nehmen." —

„Das Mädchen gefiel mir allerdings sehr."—

„Natürlich, wem würde sie nicht gefallen? Aber da kann ich Ihr Figaro sein und Gelegenheit machen. Unsere Familie ist sehr intim mit dem alten Vormund des Fräuleins, mit dem würdigen Mr. Jonville, rentier, obwohl er ein Erzaristokrat und ein Hauptgegner unserer jungschweizerischen Tendenzen ist. Ich will gleich in den ersten Tagen mit Ihnen nach

St. Maurice fahren, um Sie in seinem Hause einzuführen. Sie sind ja von Adel Labin?"

Labin erröthete wieder.

„Ich habe allerdings ein Wörtchen vor meinem Namen," stotterte er, „aber ich habe geglaubt, daß gerade die freie Schweiz der unpassendste Ort dafür sei, es geltend zu machen!"

„Durchaus nicht mein Herr von Labin — wenigstens bei uns im Wallis nicht. In der Basellandschaft würden Sie allerdings weniger Effect damit machen, als in einem der alten Cantone, die zwar demokratisch heißen, aber in Wahrheit die Hauptfesten des stolzesten Patriziates sind. Basellandschaft aber ist, wie das Waadland ein neuer Canton, bei uns im Wallis hat dieses kleine von auch seinen ganzen Werth. Unsere Courtre und Planta halten sich für die Montmorencys der Schweiz. Besonders vortheilhaft wird Sie aber Ihr von bei dem Onkel der Mlle. d'Avry empfehlen. Er hat zwar nur das Glück, mit einer adeligen Familie verwandt zu sein, aber er zählt sich ohne Bedenken zu den Vollblutaristokraten. Da er selbst kein Wappen hat, so tragen seine Leute das der Mlle. d'Avry auf den Knöpfen, trotzdem daß diese sogleich dagegen pro-

testirt hat. Ich stehe Ihnen für den besten Empfang Seitens des Herrn Onkels und Vormundes!"

„Lassen Sie doch dem Manne solches unschädliche Vergnügen." —

„Unschädlich? der Teufel auch — seine Nichte ist eine der reichsten Erbinnen im Canton, und wir würden es sehr ungern sehen, wenn ihr Vermögen einem unserer Aristokraten zufiele. Geld ist eine große Macht in der ganzen Welt, aber in unserem armen Bergland die größte. Das „point d'argent, point des Suisses" gilt heute noch wie vor dreihundert Jahren. Aus den schönen Napoleons, die das Mädchen den Reaktionären zubrächte, würde nur ein neuer starker Ring zu der Kette geschmiedet werden, die wir um jeden Preis zu brechen bemüht sind. Labin," rief Louis, die Stimme hebend und ein seltsames Lächeln zuckte über sein Gesicht, „versuchen Sie Ihr Glück bei dem Mädchen! Es mag eine solche Partie gegen die Nationalökonomie verstoßen, zudem seid ihr Oesterreicher ohnehin reich, sehr reich, aber es ist am Ende besser, Sie kaufen fünfprocentige für dieses Geld, und Champagner für die Coupons, als daß unsere Adelspartei in Sion dafür Stimmen kauft oder Messen bezahlt oder

gar Flinten, um ihre Schergen gegen uns zu bewaffnen!“

„Warum machen Sie ihr nicht den Hof, Louis?“ fragte nun Labin und verzog seinerseits den frischen gemüthlich lächelnden Mund. —

„Ich? daß ich ein Narr wäre, mir einen Korb zu holen! Ich will gerade nicht behaupten, daß Mlle. d'Avry eine Aristokratin ist, im Gegentheil, ich habe sie schon früher als ein kluges vernünftiges Mädchen bezeichnet, aber sie hat doch so viel romantische und mittelalterliche Ideen, daß wir nicht zehn Minuten lang zusammen verkehren können, ohne uns zu zanken.“

Der Wagen kam herangerasselt, die Peitsche des Postillons unterbrach mit lautem Knallen das Gespräch. Der Condukteur fragte nach unseren Reisenden, und als ihm Louis aus dem Fenster zurief, ließ er sich in ein mühsames Zwiegespräch mit dem Priamos der englischen Familie ein, die das coupé des Wagens inne hatte. Labin, der leidlich englisch sprach, trat jetzt zu ihnen, um seine Vermittlung anzubieten, denn der Condukteur, des Radebrechens müde, fing im kernigsten Französisch zu fluchen an. Die Britten wollten nämlich eine Aenderung mit

ihren Plätzen vornehmen, auf die der Barbar nicht einging. Labin trat nun seinen Platz im Cabriolet an den Priamos ab, der nach freier Aussicht verlangte, und nahm, über seine Höflichkeit seufzend, dessen Stelle im Wagen ein und zwar zwischen der Hekuba der Familie und der ältesten Tochter, die ihn bereits gestern als Schlafkissen benutzt und von Baveno bis Domo d'Ossola auf seiner Schulter sanft geruht hatte. Diese älteste Tochter war häßlich und hatte eine lange Nase, Louis lachte Viktor für seine Gefälligkeit aus, und schwang sich wieder in sein Cabriolet.

Den Berg hinab ging es mit frischen Pferden ebenso rasch, als es langsam bergauf gegangen war. Viktor, dem seine Nachbarinnen beide Fenster versperrten, dachte über das eben mit seinem Freunde geführte Gespräch und über die schöne Mlle. d'Avry nach. Die Aussicht, die ihm Louis eröffnet hatte, ließ ihn allerdings die auf die Landschaft weniger vermissen, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Die Reisenden flogen durch die immer milder und freundlicher aussehende Gegend, bis sie zu Brieg anhielten, dem ersten Städtchen des deutschen Oberwallis, das jenseits des Simplon liegt.

Hier begegnete Viktor dem germanischen Typus mit aufrichtiger Freude wieder.

Die Landschaft sah deutsch aus, wie die Gesichter der Leute, die sich um den stillhaltenden Wagen drängten. Vor dem Gasthofe stand ein hölzerner Wassertrog, von einer alten Linde beschattet, blökende Kühe drängten sich um denselben, der Hirte blies einen langgezogenen Ton auf seinem Horn.

Ueber die Häuser wegschauend, stieg der spitze Kirchthurm mit grauem Schiefer gedeckt, patriarchalischen Aussehens in die blaue Luft, den Sehkreis begränzte eine Reihe rothangeglühter Schneegipfel. Jenseits dieser Berge liegen die Landschaften des grauen Bundes, vor den Reisenden dehnte sich der lange Thalstreifen von Wallis aus!

II.

Die Aufnahme, die Viktor im Vaterhause des jungen Wallisers fand, war eine so freundliche und zuvorkommende gewesen, daß er sein Bedenken, ob er das Anerbieten, hier längere Zeit zu verweilen, auch annehmen solle, gänzlich aufgab.

Der Vater war ein vielgereister und erfahrener, aber immer noch lebhafter und lebensfroher Mann, Amélie die Schwester seines Freundes, schön, liebenswürdig und geistreich. Sie hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, welche die Eigenschaften, die alle Welt an den Töchtern der französischen Schweiz zu rühmen weiß, bis zur Bewunderung erhöhte. Viktor, dem diese schwarzen langen Locken, und brennenden Augen, diese graziöse Tournüre, dieses glatte reine Französisch nicht eben häufig vorgekommen waren, hätte die blonde Claire d'Avry, seine Flamme von Mailand her, schon in den ersten vierundzwanzig Stunden vergessen, wenn er nicht durch Louis absichtlich und unausgesetzt an sie erinnert worden wäre.

Louis plagte Viktor und seine Schwester stets mit allerhand Bemerkungen, wenn er sie beisammen fand.

„Du sollst nicht stehlen Amélie!" sagte er einmal, „unser Freund, der Herr von Labin" — dabei betonte er das „von" möglichst nachdrücklich, „ist so gut wie verkauft an Herrn Jonville und seine schöne Nichte. Ich bestehe darauf, daß er sie heirathet, und Du sollst ihn mit Deiner Liebenswürdigkeit nicht konfus machen!"

„In der That mein Herr," antwortete Amélie, Sie müssen nach St. Maurice fahren, es ist die höchste Zeit; Sie riskiren sonst Ihren Platz durch das junge Patriziat von Genf oder Sion, wo nicht gar durch einen rothhaarigen Engländer besetzt zu finden. Fräulein d'Avry hat stets mehr Anbeter, als der Mond Trabanten, im vorigen Sommer waren die Herren gar nicht zu zählen, die zu ihren Füßen lagen!"

„Wir wollen morgen hinabfahren," fiel der unerbittliche Louis ein, „und Amélie soll Sie nach Kräften protegiren. Sie hatte bisher die Ehre, die Vertraute der Mlle. d'Avry zu sein, und wird nun um Ihretwillen Alles aufbieten, sich in dieser schmeichelhaften Stellung zu behaupten!"

„Dann muß ich mich wirklich beeilen," sagte Viktor mit etwas säuerlichem Gesicht auf den Scherz eingehend, der ihn verdroß, „denn wenn ich diese Eroberung nicht in den nächsten Tagen gemacht habe, werde ich die Waffen strecken und die Flucht ergreifen müssen!"

„O!" lachte Amélie, „das findet sich. Da war im vorigen Jahre ein sehr pressirter Engländer hier, der anfangs auch nur acht Tage Zeit hatte, die

gerade zur Partie nach Chamouny und auf den Mont Saint Bernard ausreichen sollten, und dann hielt ihn der Zauber des Fräulein d'Avry den ganzen Sommer, bis spät in den Herbst hier zurück! Sie haben in Mailand das schöne Mädchen nicht im vollen Lüstre gesehen. Dazu die tausend Zerstreuungen auf der Reise, und vollends in einer großen Stadt — hier wird Alles anders werden!"

„Ein Wagen!" rief Louis vom Fenster, „und wenn mich nicht Alles trügt, so ist es die Equipage des alten Jonville. — O Sie Glückskind," wandte er sich zu Viktor, „das Mädchen kommt Ihnen entgegen! das heiße ich Sympathie." —

Viktor wurde wieder roth, Amélie warf einen Blick zum Fenster hinaus und rief lustig auflachend: „Aber sie kommt nicht allein! Sir John Buckley steigt mit aus dem Wagen, da können Sie sich auf einen zähen Rivalen gefaßt machen!"

Eine Minute später flog Mademoiselle Claire d'Avry herein und Amélie an den Hals, hinter ihr mit demselben würdevollen Wesen, das er im Hôtel Reichmann zu Mailand an der table d'hôte zur Schau getragen, trat Herr Jonville ein und zuletzt ein langer Herr in einem graugelben Rocke, roth

und blau karrirter Weste, grau und grün karrirten Beinkleidern, und wildledernen Stiefeln mit lackirten Spitzen und großen Knöpfen von Perlmutter, der sehr ehrenwerthe Sir John Buckley Baronet. Er hielt einen grauen Hut in den buttergelb behandschuhten Händen, und steckte ein spitznasiges Gesicht aus einer lichtgrünen Kravatte und den steifen Vatermördern seines bunten Hemdes. Seine Busennadel stellte eine Riesenfliege, seine Uhrkette eine Schlange vor, auf dem Knopf seines Stockes sprang ein englischer Vollbluthengst aus oxidirtem Silber.

Vorgestellt wurden sich nur Labin und der Baronet, als die Einzigen, die sich noch nicht kannten — wobei Louis, der diese Function mit großer Würde versah, abermals das Monsieur de Labin mit besonderer Bedeutsamkeit aussprach. Der Engländer schien sich zwar nicht zu viel daraus zu machen, aber Herr Jonville horchte mit freudiger Genugthuung auf. Es war ihm bereits in Mailand nicht recht gewesen, daß der junge Edelmann sich niemals als solchen geben mochte. Nach einer Weile bat er sich sogar den Siegelring Viktor's aus, um, wie er vorgab, seine heraldischen Kenntnisse zu bereichern.

Die beiden Fräulein wisperten und flüsterten

im Fenster, die Herren unterhielten ein wenig zusammenhängendes und gleichgültiges Gespräch über Mailand, österreichische Paßplackerei und italienische Küche. Der Eintritt des alten Hausherrn brachte etwas mehr Gang und Zusammenhang in die Conversation, aber Labin fiel ein Stein vom Herzen, als Amélie den Vorschlag machte, die Gesellschaft aus Saint Maurice bis über den Wasserfall hinaus zu Fuß zu begleiten. Er hatte während des Gespräches, so oft es nur anging, seine Blicke zu den Fräulein hinüberschweifen lassen, welche sich ihrerseits auch Bemerkungen über ihn zuflüsterten. Es war wirklich schwer, sich für eine der beiden Damen zu entscheiden, wenn man sie nebeneinander sah, jede repräsentirte ihr Genre so brillant, daß man immer unentschiedener werden mußte, je länger man sie verglich.

Der Kutscher erhielt den Auftrag, nachzukommen und seine Gebieter am Wasserfalle abzuholen. Unter dieser Bezeichnung wurde nämlich die weltberühmte pisse-vache verstanden, jener seltsam eigenthümliche Wassersturz, der, eine halbe Stunde von Martigny entfernt, unweit der nach Saint Maurice führenden Straße, die Bewunderung aller Reisenden erregt.

Louis hatte seinem Freunde einen Wink gegeben, und dieser bot beim Hinausgehen dem Fräulein d'Avry den Arm, Amélie fiel dem Baronet zu, und Louis hing sich an den würdigen Onkel und machte mit ihm den Schluß der kleinen Karavane.

„Sie sind schon mehrere Tage in Martigny," begann Fräulein d'Avry das Gespräch, „und haben sich bei uns noch nicht sehen lassen, aber ich finde das begreiflich, in der Nähe einer so liebenswürdigen Dame, wie meine Freundin Amélie, kann man leicht auch seine ältern Bekannten vergessen!"

„Wir wollten morgen nach Saint Maurice fahren, mein Fräulein; wenn ich es nicht für indiskret gehalten hätte, Louis schon in den ersten Tagen seiner Familie zu entziehen, nachdem er so viele Monate abwesend war, würde ich schon längst mein in Mailand gegebenes Wort eingelöst haben."

„Sie hätten ja allein kommen können — mein Onkel hat sie täglich erwartet, und wenn Sir John nicht die Gefälligkeit gehabt hätte, schon den Tag nach unserer Ankunft sich von Genf herüber zu bemühen, so wären wir ganz und gar einsam geblieben."

„Sir John hat ohne Zweifel nur auf die Nachricht ihrer Wiederkehr gewartet.“ —

„Es hat fast den Anschein, aber ich rechne ihm auch die Geduld sehr hoch an, die er während unsrer zehnwöchentlichen Abwesenheit bewiesen hat. Wie er uns erzählte, war sein Leben in Genf ziemlich einförmig — er wagte keine Tour zu machen, die länger als einen halben Tag dauerte, um ja nicht zu spät zu kommen. Solche Aufopferung darf schon ihrer Seltenheit wegen nicht unbelohnt bleiben. Blieben Sie noch lange nach uns in Mailand?“

„Vierzehn Tage — ich erwartete Nachrichten von Hause und lernte in der letzten Woche Louis kennen, dem zu Gefallen ich noch ein Paar Tage zugab.“

„Louis ist ein sehr amüsanter Mensch, so lange er nicht von Politik spricht — wenn er aber damit anfängt, so fürchte ich mich vor ihm. Er hat eine gräßliche Manier zu drohen und zu prophezeihen, man fährt ordentlich todesängstlich nach dem Halse, um sich zu überzeugen, daß er noch festsitzt. Sein drittes Wort ist Rache und blutige Sühnung, und von der Guillotine spricht er wie von einem Zahnstocher. Sind Sie auch so liberal?“

„Ich bin österreichischer Unterthan mein Fräulein! und wie Molière sagt, in der Furcht Gottes und der Polizei aufgewachsen.“ —

„O, die Mailänder sind das Alles auch, und doch habe ich entsetzliche Gespräche von sicilianischen Vespern und italienischen Bartholomäusnächten anhören müssen! Besonders schrecklich ist mir, wenn vom Aufhängen an die Laternenpfähle gesprochen wird. — Das finde ich ganz mauvais genre bei anständigen Leuten.“

„Ich bin zu Hause zwar als ein Erzliberaler verrufen, aber hier würde ich Noth haben, für einen sehr gemäßigten zu passiren!“

„Das ist auch g'rade genug! ich bitte Sie, lassen Sie sich ja nicht verführen. Sie glauben gar nicht wie ängstlich wir Frauenzimmer in Gesellschaft von so blutgierigen Männern sind. Seh'n Sie, daß ist auch einer von den Vorzügen des Sir John, daß er nie von Politik spricht. Er hat uns einmal erzählt, seine ganze Familie sei von alter Zeit her hochtorystisch, und er deshalb auch, und seitdem ist nie mehr ein Wort über seine Lippen gekommen.“

„Sir John scheint überhaupt etwas schweigsamer Natur zu sein, — denn ich habe ihn die ganze Zeit

über, nicht zehn Worte sprechen gehört, sowohl zu Hause, als jetzt auf dem Spaziergange.“

„Amélie weiß ihn nur nicht redselig zu machen!“ sagte sich mit schelmischem Lächeln umdrehend, das Fräulein d'Avry — „er muß etwas angeregt werden, wenn man ihn lebhafter haben will.“—

Sie waren nun dem Wasserfalle gegenüber gekommen, und bogen einen Fahrweg zur Linken ein, der bis an den Fuß der Felsenwand führte. Viktor war täglich während seines bisherigen Aufenthaltes in Martigny hinausgegangen, und hatte das eigenthümliche herrliche Schauspiel bewundert. Die dicke runde Wassersäule, die von dem letzten Abhange eines staffelförmig verlaufenden Gebirges bis in die blumige Tiefe hinabreicht, hat nirgend ihres Gleichen. Mehr als ein Drittel der Felsbank ist wie in einen silbernen Nebel gehüllt, auf dem mehrere Regenbogen über- und nebeneinander in fabelhafter Farbenpracht zittern. Unten zu den Füßen der Romantik hat sich die Industrie angesiedelt, und den Abfluß des Wassersturzes zu einer Bretsäge benutzt.

Die Gesellschaft, so oft sie auch den Fall schon besucht und gesehen hatte, blieb nun stehen, und be-

wunderte seine Schönheit und Eigenthümlichkeit auf's Neue.

„Ich weiß nicht, wie es kommt," sagte Viktor, daß ich beim Anblick des Sturzes stets eine Sehnsucht empfinde, oben zu stehen, und die Fluth von dort zu verfolgen. Es müssen reizende Ansichten auf der Höhe des Gebirgs zu finden sein, denn ich höre, daß das Wasser sich von der Hochebene stufenweise in's Thal ergießt!"

„Nun, so steigen Sie hinauf, Sir!" ließ sich Sir John der Schweigsame vernehmen. Die ganze Gesellschaft wandte sich beinahe erstaunt dem unerwarteten Sprecher zu.

„Das möchte schwer sein!" rief Louis auf die fast senkrecht emporsteigenden Felswände deutend, „man müßte von oben auf weiten Umwegen dem Wasser nachgehen!"

„Das wäre keine Kunst, von hier muß man hinaufsteigen!"

„Ich habe nie von einer solchen Aszension gehört!" bemerkte Amélie, „und am Ende würde sie sich der Mühe und Gefahr, die man zu überstehen hätte, gar nicht verlohnen!"

„Man steigt, um oben zu sein! Da muß ein

Engländer hinauf, damit man sieht, daß es möglich ist!“

Sir John sprach diese Worte mit aufgeworfenem Kopf, und warf dabei stechende Blicke auf Viktor.

„Nun, wo überhaupt ein Mensch hinkommt, getraue ich mir auch zu kommen!“ antwortete dieser, „wenn es Ihnen gefällig ist, Sir John, so wollen wir den Weg zusammen machen.“

„Yes — steigen wir also!“

Amélie sagte, „Ich bemerke nur, daß es heute schon etwas zu spät zu dieser Expedition sein dürfte, und daß Sie Ihren Gang morgen früh antreten könnten — wenn denn doch gestiegen werden soll!“

„Also morgen früh um acht Uhr!“

„Well! Ich werde morgen um acht Uhr hier sein!“

Louis machte auf den heranrollenden Wagen aufmerksam.

„Wir erwarten die Herren also morgen zum Diner!“ fragte Herr Jonville.

„Und ich halte für den Sieger einen Lorbeerkranz bereit!“ fügte das Fräulein d'Avry lächelnd hinzu, „einen Kranz Sir John! den ich mit eigener Hand flechten werde!“ —

„Wie aber, wenn einer von den Herren den Hals gebrochen hat? ich glaube, daß es an Gelegenheit dazu nicht fehlen wird.“ —

So legen Sie den Kranz auf den Sarg des Gefallenen!“ rief Viktor lächelnd, „und weihen Sie seinem Gedächtniß eine Thräne.“ —

„Yes! eine Thräne!

Die Gesellschaft trennte sich, die Martinacher kicherten, als der Onkel von Viktor mit den Worten: „adieu mon cher de Labin!“ Abschied nahm.

„Sir John ist eifersüchtig,“ rief Amélie vergnügt, als der Wagen von dannen rollte, „es freut mich, daß ich das erlebt habe!“

„Und diese Herausforderung,“ meinte Louis, „ist nur das Vorspiel, zu weit größeren Anstrengungen. Er hat in Ihnen einen gefährlichen Gegner im ersten Augenblick erkannt, und wird nun bemüht sein, Sie auf allen Feldern zu schlagen! Machen Sie sich darauf gefaßt, Labin!

„Sie thun mir zu viele Ehre an, Louis! Sir John wird seiner Sache wahrscheinlich gewisser sein, als Sie glauben! daß ich in die Ersteigung des Berges eingewilligt habe, geschah lediglich aus Aerger über seine Prahlerei.“ —

„Etwas zu dieser Bereitwilligkeit, mag die Gegenwart des schönen Fräuleins d'Avry wohl auch beigetragen haben," meinte Amélie, „ich für meinen Theil hätte mir aber diesen Wettkampf verbeten. Claire hat darüber andere Ansichten, sie ist eine Freundin solcher ritterlichen Proben und hat es mit dem Kranze für den Sieger ganz ernsthaft gemeint. Darüber ist nun nichts zu sagen, aber ich würde trostlos sein, wenn einer von den Herren um nichts, das Bein bräche!"

„Laß doch den Herren ihre Freude, meinte Louis, wir als Republikaner haben keinen Sinn für diese aristokratische Galanterie! Für die Edelleute der zwei ältesten Monarchien der Welt hat das Lächeln einer Dame einen weit höhern Werth, als für uns spießbürgerliches Volk, ich wünsche aber, daß an dem Lohn nichts abgekargt werde, um den die edlen Kämpfer dieses Wagestück unternehmen!" Amélie machte ihrem Bruder einen ernsten mißbilligenden Blick. Louis schwieg und Amélie machte durch ihre graziöse unbefangene Liebenswürdigkeit den sichtbar unbehaglichen Eindruck matt, den die Worte ihres Bruders auf Viktor hervorgebracht hatten.

III.

Der Morgen war wunderschön. Viktor kam im costume de montagnard zum Frühstück. Er trug Bergschuhe, eine blaue leinene Blouse und den weichen grauen Hut mit Wildfedern. Ein buntseidnes Tuch flatterte um seinen Hals, und Louis versah ihn noch mit einem langen Stocke mit eiserner Spitze.

„Wollen Sie nicht mitgehn, wenigstens bis zum Wasserfall?“ fragte Viktor die in ihrem Morgenanzuge doppelt reizende Amélie.

„Nein, ich werde Angst genug ausstehen, ohne daß ich zusehe, wie Sie hinaufsteigen.“

„Angst mein Fräulein?“

„Täuschen Sie Sich über den Charakter dieser Angst nicht — antwortete sie schnell und ihre Lippe zuckte, wie von einem unterdrückten Lächeln, ich wollte damit nur sagen, daß mir der Anblick zweier Leute, die aus Muthwillen ihre gesunden Glieder einsetzen, durchaus kein Vergnügen macht!“

Sie ging hinaus. — Viktor und Louis machten sich auf den Weg nach dem Wasserfall. Ehe sie

dort anlangten, sahen sie die lange Figur Sir Johns auf einem hochbeinigen Falben herantraben, einen kleinen Jokey auf einem Pony hinter sich.

Der Baronet stieg ab, begrüßte die Herren, sah auf seine Uhr und ließ sich von seinen Stiefeln die Sporen abschnallen. Louis hatte indeß in der Brettsäge nach ein paar Leuten gefragt, die um ein gutes Trinkgeld die beiden Herren begleiten sollten. Die Leute versicherten, daß noch Niemand diesen Weg gemacht habe, und schon wollten ihn Sir John und Viktor ohne Führer antreten, als ein Bauer, der Latten auf eine Mauleselfuhre lud, sich dazu bereit erklärte, wenn man ihm erlaube, noch Jemand zu holen. Wirklich kam er auch bald mit einem etwa funfzehnjährigen Jungen zurück, den er Pierre nannte, und der als Hirtenjunge das obere Gebirge nach allen Richtungen durchstrichen hatte. Louis setzte sich mit angezündeter Cigarre auf einen der daliegenden Brettklötze und die Uebrigen rüsteten sich zur Abfahrt. Der Bauer nahm eine zugespitzte Latte, der Hirte ein kurzes Beil in die Hand, und mit dieser nothdürftigen Ausrüstung begannen sie die Felswand zu ersteigen. Louis sah gleich bei den ersten Schritten, daß Victor elastischer und schwung-

hafter als sein langer Rival war, der schon in einer Höhe von zwanzig Fuß die Unterstützung der Führer in Anspruch nehmen mußte. Von dem Vorsprung, an dem der Sturz vorbei in die Tiefe schlägt, hatte Victor versprochen, sein Tuch wehen zu lassen — so lange wollte Louis warten. Anfangs ging es die steile Felswand ziemlich gut empor, in der halben Höhe des Falles aber hielt die kleine Karavane still. Der Hirt gestikulirte lebhaft, der Baronet lehnte steif an der Felswand — und Victor drückte sich an ihm vorbei, schwang sich, Hände und Füße einsetzend, zwischen zwei Felsblöcken durch, und verschwand dann dem Auge. Der kleine Hirt folgte ihm, nur Sir John und der Bauer blieben noch auf derselben Stelle. Sie schienen zu überlegen ob sie weiter gehen sollten oder nicht. Der Bauer deutete mehrmals nach der Höhe, wohin der Baronet mit verdrehtem Halse, und ohne seine Stellung zu verändern, einen Blick warf, dann legte er die Finger in den Mund. Louis konnte zwar vor dem Brausen des Falles den Pfiff nicht hören, aber er sah aufblickend, das bunte Tuch an seinem Stocke flattern, ein Beweis daß Victor glücklich auf dem Vorsprunge angekommen war. Eine Minute später kam auch die schlanke Gestalt des jungen Böh-

men zum Vorschein — er hielt sich mit einer Hand am Gesträuch, mit der andern schwenkte er die improvisirte Fahne. Louis ließ nun auch sein Tuch wehen und sah, wie der Hirt gleich einer Katze herabkletterte, und dem Baronet die Hände bot. Aber Sir John schüttelte den Kopf und Louis lachte laut auf, als er gewahr wurde, daß der Engländer den Rückzug antrat. Dieser war jedoch keineswegs leicht und gefahrlos; die Führer mußten Sir John auf ihren Händen und Schultern die Felswände förmlich herabtragen. Louis ging ihm entgegen, der Baronet zog ein ärgerliches Gesicht und hinkte etwas.

„Haben Sie sich verletzt Sir John?"

„Etwas — ich — ich bin falsch getreten — goddam!"

„Georges! mein Pferd!"

Man hob ihn auf seinen Falben, er trabte unter halblauten Flüchen nach der Stadt zurück, der Bauer und der Hirte aber kletterten kichernd und Gesichter schneidend die Felswand wieder hinan, und verschwanden in der Spalte, durch welche ihnen Victor vorangegangen war. Louis ging nun nach Hause zurück, und erzählte seiner Schwester, die arbeitend am Fenster saß, den Hergang so weit er ihn ange-

sehen, mit allerhand lustigen und spöttischen Bemerkungen.

„Also hat Sir John Schaden genommen?“

„Ich glaube es nicht — er hat nicht weiter fortgekonnt, und sich eine Ausrede gesucht, indeß hat er Recht, am Ende ist es besser, mit einem kleinen Schaden ausgelacht, als wegen eines großen bemitleidet zu werden! Der Andere wird wohl mit heiler Haut durchkommen, er ist geübt und flink, das sah man gleich bei den ersten Schritten! Der Engländer war übrigens kostbar; etwas Ungeschickteres und Unbeholfeneres ist mir noch gar nicht vorgekommen!“

„Aber wie konnte er nur selbst einen solchen Vorschlag machen?“

„Möglich, daß er glaubte, der Andere würde keine Courage haben, oder daß er sich das Ganze leichter vorgestellt hat. Indeß lächerlich gemacht hat sich der Insulaner auf alle Fälle, und wir werden ihn nun einige Zeit etwas kleinlaut und geduckt sehen!“

„Wenn nur Labin nichts zustößt!“

„Ei! es könnte ihm eine Lehre auch nicht schaden, obwohl es mir lieb ist, daß er dem Baronet

den Rang diesmal abgelaufen hat. Ich bin nur neugierig auf den Ritterdank Claire's, sie scheint mir wirklich Gefallen an ihm gefunden zu haben!"

„Louis! Du bist auf Labin eifersüchtig —"

„Nein! wahrhaftig nicht —"

„Du liebst sie noch immer — Louis! das ist Unrecht von Dir! wenn ich ein Mann wäre, so —

„Würdest Du gerade so schwach sein, wie ich, wie wir alle!" fiel ihr halb lachend, halb ärgerlich der Bruder in die Rede, es ist wahr, sie geht mir immer noch im Kopfe herum, so sehr ich mich auch zusammennehme! Sie ist auch allerliebst — und ich kann mich ernstlich darüber ärgern, daß sie mich nicht mag —"

„Darüber wundere ich mich gar nicht — Du hast wirklich nicht viel dafür gethan, ihre Neigung zu gewinnen! Wenn wir Meinungen, die uns anerzogen und lieb geworden sind, einem Manne zu Gefallen aufgeben sollen, so müssen wir in seiner Persönlichkeit einen vollgültigeren Ersatz finden, als den, den du Claire geboten hast! Solcher Egoismus ist zu rechtfertigen und, wie ich gewiß immer bereit bin, Dich zu entschuldigen, in diesem Falle!"

„Wenn ich nur gewiß wüßte, daß diese Abnei-

gung in der Verschiedenheit unserer politischen und socialen Ansichten ihren Grund hat', so wollte ich mich leichter beruhigen — "

„Ei Du eitler Mensch — " rief Amélie und warf ihre Arbeit auf das Tischchen, ich wollte fast, Du müßtest Dich selbst auf das unzweideutigste davon überzeugen; daß sie weder Deine Person noch Deine Ansichten goutirt! Sei zufrieden, daß sie Dir es erspart hat, eine solche Erfahrung zu machen, und noch mit jener Unbefangenheit mit Dir verkehrt, die auch Dir gestattet, Deinem Wesen keinen Zwang anzuthun!

Louis brummte, in einen Fauteuil geworfen, die Melodie eines Revolutionsliedes, dann fragte er mit einem fast tückischen Lächeln: „Glaubst Du, daß sie sich für Labin interessirt? "

„Gewiß ich glaube das, und gebe ihr vollkommen recht! Labin ist ein Mann, der Alles in sich vereinigt, was uns angenehm ist, und ich gestehe es gern, daß mir diese feine Höflichkeit, diese sorgsame Selbstüberwachung, Frauen gegenüber, wohl thut; ich bin seit langer Zeit nicht mehr gewohnt, derlei Männern zu begegnen! "

„Mir scheint es, daß Du in dieselbe Stimmung Clairen gegenüber gerathen wirst, oder schon gera=

then bist, die Du mir vor einer Minute wegen Labin vorwarfst! Aufrichtig gesagt, ich halte weniger auf ihn, seit ich weiß, daß er Clairen den Vorzug vor Dir giebt — zwischen Euch beiden kann man nicht schwanken!"

Louis sprach diese Worte im Tone der entschiedensten Ueberzeugung, Amélie seufzte leise und schwieg. Sie hätte gern gefragt: Woher weißt Du das?" aber sie wollte sich selbst ihrem Bruder gegenüber keine Schwachheit zu Schulden kommen und keinen so tiefen Blick in ihr Innerstes werfen lassen.

Als Louis fortgegangen war, um Toilette zum heutigen Diner zu machen, sprang sie auf und ging heftig athmend einige Male in der Stube auf und ab. War es wohl eine Schwachheit von ihr, daß sie am Spiegel vorübergehend, einen langen Blick hineinwarf? daß sie heute ein seidenes Kleid aus dem Schrank nahm, das ihr ein Oheim aus Lyon mitgebracht und das sie niemals trug, weil es ihr zu geputzt, zu auffallend schien, daß sie besondere Aufmerksamkeit auf die langen schwarzen Locken verwendete? Als ihre Toilette beendigt war und Louis gleichfalls à quatre epingles gekleidet eintrat, lächel-

ten die beiden klugen Geschwister einander ungefähr in derselben Weise an, wie die Auguren des Cicero — eines hätte dem andern sehr gut und richtig den Grund dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit für seine äußere Erscheinung angeben können.

„Der Wagen ist bereit Amélie! für Labin ist ein anderer bestellt, er wird wahrscheinlich vor ein Uhr Mittags nicht zurückkommen!"

„Aber dann könnten wir ja warten, bis er kommt?"

„Ich habe meine Gründe, ihn allein eintreten zu lassen —"

„Bist Du ungeduldig?"

„Warum bist Du so geduldig? komm, komm! es wird größern Effect machen, wenn wir den Sieger dort empfangen, als hier, zudem will ich ihm die Mühe ersparen, dieselbe Geschichte zweimal erzählen zu müssen!"

Der alte Herr, welcher natürlich auch geladen war, aber sich in der Regel durch seine Kinder substituiren ließ, trat nun ein, um ihnen aufzutragen, daß sie ihn bei Herrn Jonville bestens entschuldigen möchten. Er blickte mit einem Wohlgefallen zu

dem eine Erinnerung an seine galanten Tage in Paris sich gesellte, von einem zum andern, und in der That sahen beide Geschwister so hübsch aus, daß auch Jeder Andere, als der eigene Vater, sich am Anblicke dieses Paares erfreut hätte.

In Saint Maurice waren bereits Herr Jonville sowie Claire von der Rückkehr des Baronets unterrichtet — er hatte sich nach seiner Ankunft mit einem vertretenen Fuße entschuldigt und lag, nach der Aussage seines Bedienten auf dem Sopha, um sich kalte Umschläge geben zu lassen. Oheim und Nichte standen daher seit einer Stunde am Fenster, die Ankunft der Gesellschaft aus Martigny erwartend. Endlich brauste der Einspänner die Hauptstraße herab, aber nur Louis und Amélie stiegen aus. Betroffen sahen Herr Jonville und seine Nichte sich an; Claire verfärbte sich etwas, und Louis antwortete mit einem spitzigen Lächeln, auf die mit mehr Hast und Theilnahme, als gerade nöthig war, gestellte Frage, wo Herr von Labin sei. „Beruhigen sie sich mein Fräulein! er ist noch nicht zurückgekommen, aber ich habe alle Hoffuung ihn heute mit dem Kranze geschmückt zu sehen, den ihre schönen Hände für den Sieger gewunden haben!“

„Wenn er nur kein Unglück gehabt hat wie Sir John!“

Nun auch dessen Unglück ist nicht so groß, denn ich war Zeuge seiner heldenmüthigen Anstrengungen, die leider nicht vom gewünschten Erfolge gekrönt wurden. Indessen muß es mit der Verletzung nicht so arg sein, denn er schwang sich noch ziemlich sicher auf seinen Falben, und trottete so rasch davon, wie er gekommen war.“

„Der arme Sir John!“

„Er nahm sich wundervoll an der Felsenlehne aus!“ lachte Louis und stellte sich steif und gespreizt an die Wand, „ich wollte nur, daß ich ihn hätte daguerotypiren können, es war eine neue Attitüde des Antinous, die mir Sir John zum Besten gab!“

Herr Jonville hörte diesen Spott mit einem säuerlichen Lächeln an; Sir John war ein guter Edelmann, als solcher nahm er ihn im Stillen gegen die Angriffe des radikalen Louis in Schutz. Auch die beiden Mädchen bemühten sich, ernsthaft und mitleidig auszusehen, zu Herrn Jonvilles großer Zufriedenheit. Louis aber war nicht gesonnen, seiner Spottlust Einhalt zu thun, und experementirte weiter, indem er nun auf Labin kam.

„Wir werden Ihrem Koch großen Aerger machen, Monsieur Jonville!" sagte er nach einer Weile, „wenn Labin zu lange ausbleibt, so geräth Ihr Vater in Verzweiflung! der würdige hat ein sehr reizbares Temperament, und dürfte ungerecht über die Verdienste unseres Saussure der pisse — vache werden, wenn darüber seine berühmte Wildpastete anbrennen sollte!"

„Mein Koch wird," antwortete Herr Jonville würdevoll, „über einen Gast auf den sein Herr wartet, sich gewiß keine Bemerkung erlauben, die im mindesten respektwidrig wäre, dazu hat er viel zu viel Lebensart, denn er hat im Hause des französischen Gesandten in Bern servirt, ehe ich ihn in meine Dienste nahm!"

„Wenn Herr von Labin nur zufrieden mit dem Erfolge seiner Partie zurückkommt," sagte, die Goldlocken schüttelnd, das Fräulein d'Avry, „so können wir ihm zu Gefallen die Pastete schon verschmerzen, zu arg anbrennen wird. unser Vatel sie doch nicht lassen!"

Amélie warf bei diesen Worten ihrem Bruder einen verweisenden Blick zu, den Louis lächelnd ertrug, und sich dann zum Fenster wandte.

„Da ist er,“ rief er, „und nach der Leichtigkeit zu urtheilen mit welcher er vom char à banc herabspringt, hat ihn die Anstrengung nicht übermäßig fatiguirt!“

Die Thüre flog auf, Viktor trat ein, in dem feuchten glattliegenden Haar und dem sonnenverbrannten Gesichte die Spuren seines heutigen Unternehmens aufweisend. Er begrüßte die Gesellschaft und bog dann vor Claire das Knie, indem er ihr einen Kranz von Alpenrosen reichte.

„Von den Matten über haut Sallanches,“ sagte er lächelnd — „ich wollte, meines Kranzes nun gewiß, nicht ohne Gegengabe zurückkehren!“

Claire hatte indeß das Taschentuch von einem Strohkörbchen weggezogen, und nahm einen dichten Kranz von jungen Eichenblättern daraus hervor.

„Es wächst in unsrer Gegend kein Lorbeer,“ sagte sie erröthend, „mein gestriges Versprechen war voreilig, Herr von Labin! aber die Eiche ist auch ein Baum des Ruhmes, und ihr Laub wird nicht früher welk, als das des Lorbeers.

Sie wollte Labin den Kranz aufsetzen, aber er nahm ihn mit rascher Bewegung aus ihrer Hand.

„Erlauben Sie“ — sagte er, „drückte den Kranz

von Alpenrosen vorsichtig auf die blonden Locken des Fräuleins und trat zur Seite, daß sie sich im Spiegel betrachten konnte — dann aber zog er aus seinem Busen einen Strauß, der sorgfältig von einer Papierhülle beschützt war, streifte diese ab, und reichte ihn Amélie.

„Ich habe nicht allein an den Kranz gedacht," sagte er halblaut, und seine Finger zitterten, als er die ihren berührte.

„Ritterlich! ritterlich!" rief Herr Jonville, von Herzen erfreut über diese, allerdings etwas theatralische Scene, und schüttelte Labin die Hand, man sieht es gleich, daß Sie aus einem Lande kommen, wo die Galanterie noch ihren alten Preis gilt, und wo der Edelmann Muth und Zartheit zu vereinigen weiß!"

Die beiden Mädchen hatten einen Blick gewechselt, und waren Beide roth geworden; Louis blieb mit einem spöttisch verzogenen Gesicht am Fenster stehen, und als Viktor ihn nun auch begrüßte, sagte er, „Und mir haben Sie nichts mitgebracht, Sie Undankbarer!"

„Nichts," war die Antwort, „denn ich weiß, daß Sie auf Blumen und Blüthen nichts geben!"

„Und doch war ich der erste Herold Ihres Sieges!

— aber die Expedition hat lange gedauert, von acht Uhr bis zwei. — Sie werden gewiß einen vortrefflichen Appetit nach einer solchen Motion haben."

Der Diener öffnete die Thüre des Speisesaales, Herr Jonville bot Amélie, Viktor Claire den Arm und Louis machte den Beschluß. Vor Viktors Couvert wurde der Eichenkranz auf einen Aufsatz von Silber gelegt, und sobald das Diner aufgetragen war, bat der Hausherr um eine ausführliche Beschreibung der Ascension. Die Einleitung dazu commentirte Louis in seiner sarkastischen Weise, da Viktor mit großer Schonung erzählte, wie Sir John so oft fehl getreten sei, daß sie Alle um ihn die größte Sorge gehabt und ihm nach Kräften zugeredet hätten, umzukehren, was er endlich auch gethan habe.

„So lange wir sie im Gesicht hatten, Louis!" fuhr Viktor fort, „war der Fels auch ohne besondere Anstrengung, wenn auch nur mit der langen Seite des Fußes zu ersteigen, aber hinter jener Spalte, in der wir Ihren Augen entschwanden, fing die Mühsal an. Allein wäre ich wahrscheinlich auch nicht viel weiter gekommen, aber zu Dreien ging es doch. Der flinke Hirtenjunge kletterte voraus, und hielt

sich an Dornbüschen und Steinspitzen fest. Dann stemmte an besonders gefährlichen Stellen der Holzbauer, den wir mit hatten, das spitze Ende seiner Latte in einen Spalt, so daß ich darauf treten und mich aufwärts schwingen konnte. Freilich machte es dann oft die größte Mühe den schweren und vierschrötigen Bauer nachzuziehen. So erreichten wir die Höhe, von welcher der Bach herabstürzt, und genossen das wunderbare Schauspiel des Falles von oben!"

„Sahen Sie mich, als Sie winkten," fragte Louis.

„Nein, das war nicht möglich. Ich konnte, als seitwärts stehend, nicht ganz bis in die Tiefe sehen, sondern der Sturz ging an mir vorbei und ein Nebel mit allen Farben des Regenbogens hüllte die Gegend, wie in einen Gaçeschleier. Ich band mein Tuch an den Alpenstock und ließ es flattern, bis meine Begleiter, die mittlerweile Sir John zu Hilfe geeilt waren, wieder heraufkletterten. Hören konnte ich auch nichts, da jeder Laut im Toben des Wassers verloren ging."

„Und stiegen Sie noch weiter? Sie waren ja nur zur Ersteigung dieses Punktes aufgefordert."

„Einmal oben, wollte ich noch weiter. Die Klause, aus welcher der Bach schäumte, hatte etwas räthselhaft Anziehendes für mich — und ich wartete nur noch, bis meine Begleiter etwas ausgeruht hatten. Wir drangen in die Klause ein, und wurden vom feinen Sprühregen alsbald bis auf die Haut durchnäßt. Nun kamen wir an eine neue Kaskade, bei deren Anblick wir Halt machten, aber der Hirtenjunge trat keck auf den ersten Stein, und sprang über einen ellenbreiten Schaumstreifen auf den zweiten. Ich schämte mich, daß der Bengel mehr Courage haben solle, als ich, und folgte ihm ohne Bedenken — trotz des mißbilligenden Brummens unseres Arriergardisten mit der Latte, der gerne wieder umgekehrt wäre, wenn er es nicht hätte allein thun müssen. Wir gingen eine lange Weile, beinahe eine halbe Stunde in dem Bette des Baches aufwärts, von Stein zu Stein springend, wobei wir immer auf solche achten mußten, die nicht abhängig lagen, um nicht auszuglitschen und rücklings in's Wasser zu fallen, das unausgesetzt neben und unter uns tobte und schäumte. Endlich aber fanden wir keine Steinblöcke mehr — das mit grünem Moos bewachsene linke Ufer erweiterte sich und wir hatten das

Wasser vor, und eine steile Felswand hinter uns, denn hier machte der Fall einen Absatz und das Wasser sammelte sich in einem kleinen See. Nun standen wir einen Moment still und rathlos."

„O Gott!" rief Claire und hielt das Tuch vor die Augen.

„Zurück konnten wir nicht mehr, denn die Gefahr schien bei beiden Wegen ziemlich gleich, und so sprang denn Pierre, der Hirtenjunge getrost ins Wasser, indem er sich mit einer Hand an der Latte fest hielt. Das Wasser ging ihm bis an die Brust, jetzt ließ er die Latte los und stürzte sich schwimmend, gerecht aufspringend ans Ufer. Ich warf ihm meinen Alpenstock zu und folgte seinem Beispiele. Es brauchte nur eines kräftigen Schwimmstoßes, um über die klare Tiefe des Bassins wegzukommen, aber das Wasser riß gewaltig, und ich mußte mehremale aufspringen, ehe ich mich an das Ufer schwingen und die dargebotene Hand des Jungen fassen konnte. Unsern Bauer brachten wir nur mit vereinigten Kräften herauf, er konnte zwar schwimmen, aber er benahm sich sehr ungeschickt dabei und plätscherte im Wasser wie ein Pudel."

„Nun, er sah auch nicht wie ein Triton aus!"

bemerkte Louis, „ich wundere mich genug, daß der vierschrötige Mensch noch so glücklich fortkam!“

„Obgleich uns die Kälte des Wassers zur Eile trieb, blieb ich doch stehen, um die mit so vieler Mühe erreichte Klause zu betrachten. Ueber uns ging der Fels steil in die Höhe und der Bach stürmte aus grauem Sprühnebel in zehn Absätzen herab, neben uns verlor er sich auf gleiche Weise, wenn auch minder jäh in der Tiefe. Nun war das Schlimmste überstanden. Zur Seite stieg freundliches Tanngebüsch auf, der nasse Staub flog durch die grünen Zweige und die Sonne warf einen Glanzstreifen auf eine hohe, weit abliegende Felsspitze!“

„Gottlob!“ sagten aufathmend, die beiden Mädchen. „Wir schritten,“ schloß nun Viktor seine Erzählung, „eilfertig durch den Tannenwald, und gewannen nach einer raschen Wanderung eine Hochebene mit hellgrüner sonniger Matte bekleidet, auf welcher Kühe und Ziegen weideten. Die Hirten sahen uns verwundert an, auf diesem Wege war ihnen wohl noch kein Fremder begegnet. Wir traten in eine Hütte und Arroz breitete meine durchnäßten Kleider zum Trocknen in der Sonne aus. Während dieser Rast suchte ich mir die Blumen, und wir tra-

ten dann unsern Rückweg durch das Dorf haut Sallanches an.

„Der Sieger lebe!“ rief Herr Jonville, das Glas hebend, und alle neigten sich gegen Viktor, der lachend die Grüße erwiederte, dabei aber warf er einen raschen Blick auf das neben Améliens Teller liegende Bouquet, das Mädchen nahm es vom Tische und steckte es an ihre Brust. —

„Wie schade, daß Sir John aus falscher Scham zu Hause geblieben ist, meinte nun Louis, aber ich will ihm nach Tische einen Besuch machen, und ihn durch eine Schilderung der Theilnahme, die er bei Fräulein Claire gefunden hat, über seinen Unfall trösten.

„Wenn Sie nicht übertreiben wollen, so können Sie das getrost thun,“ antwortete Claire, „ich läugne diese Theilnahme keineswegs!“

„Wir sollten ihn auch leben lassen,“ sagte Herr Jonville.

„Ja! Ja! er soll leben!“ rief Viktor und hielt Claire sein Glas hin, die so heftig anstieß, daß es klirrte, und dann, wie zufällig, den Kranz aus ihren Locken nahm, den Viktor ihr gebracht hatte. Louis machte in diesem Augenblick sein malitiösestes

Gesicht und Claire, flüchtig erröthend, sagte: „Er ist wirklich sehr schön und geschmackvoll, ich hatte vorhin gar nicht Zeit, ihn ordentlich zu betrachten!“

IV.

Amélie und Viktor spazierten im Garten.

Er hatte mittlerweile die Parthie nach dem großen Bernhard gemacht, und war noch erfüllt von den Eindrücken, die er auf dieser Fahrt gesammelt. Auch Amélie war schon zweimal oben gewesen, und bei dem Austausch ihrer Bemerkungen geriethen sie nach und nach auf ein anderes Thema. Viktor sprach von der Schönheit seines Heimathlandes, er wurde beredter und feuriger, so oft er einen Blick auf die schönen Züge des Mädchens warf, das ihm aufmerksam zuhörte. Er erzählte von der alten Königstadt Prag, ihren Kirchen und hundert Thürmen, von der Brücke, vom Nepomuk, von Klöstern und alten Burgen. Dann kam er auf seine heimathliche Gegend, und als er von Außig und dem Schreckenstein, von den Kirschenwäldern und Rebhügeln des alten Leitmeritz, von den brausenden heißen Quellen des Karlsbades erzählte, jener

Stadt, die mitten im Walde liegt, rief sie fröhlich auflachend: „Das möchte ich wohl sehen! Wir glauben, nur bei uns sei es schön und nirgend schöner!"

„Das hinge nur von Ihnen ab Fräulein!" antwortete Viktor mit unvorsichtiger Lebhaftigkeit und berührte dabei, ebenfalls stärker als grade nöthig war, die feine weiße Hand, die sie in seinen Arm gelegt hatte, als sie die Wiesenlehne erstiegen, die sich hinter dem Garten erhob.

Da blieb Amélie stehen, sie zog ihre Hand zurück, und blickte Viktor mit einem feinen Lächeln an.

„Wenn ich einmal krank bin," sagte sie, „will ich statt nach Leuk oder Wiesbaden, in Ihre böhmischen Bäder kommen, und mich überzeugen, ob Ihr Patriotismus Sie nicht zu Uebertreibungen verleitet hat!"

Viktor, dem eine ähnliche Aeußerung beifiel, die Louis während der Reise gethan, rief halb ärgerlich aus: „Ist denn unser Land nichts Anderes, als ein Spital? Niemand will frisch und gesund dahin gehen, es ist wahrhaftig, als könnte man nur auf Krücken dahin gelangen! Warum wollen Sie warten, bis Sie invalide geworden sind, Fräulein?

bis dahin," setzte er sich rasch verbessernd, hinzu, „sind wir Alle schon im Grabe!"

„Herr Labin," antwortete Amélie ernster als bisher, „haben Sie meiner Freundin Claire Ihr Vaterland auch mit so reizenden Farben geschildert? Sie könnte ihrer Einladung leichter Folge leisten, als ich, sie, die reich und unabhängig ist und mit einem Worte ihren Vormund zu bestimmen vermag." —

Viktor wollte antworten, aber in diesem Augenblick rauschte es hinter ihnen und Mlle. d'Avry flog die Lehne herauf, etwas erhitzt und darum höher geröthet, als sonst. Sie umarmte Amélie und erwiederte Viktors Gruß mit einer Freundlichkeit, die einen feinen spöttischen Zug hatte.

„Ich störe euch doch nicht?" fragte sie nun, „mein Gott, das hätte ich überlegen sollen, ehe ich wie eine Windsbraut zu euch hergebraust kam, aber ihr braucht vor mir keine Geheimnisse zu haben, ich wäre für mein Leben glücklich, einmal auch eine Vertraute sein zu können, und vollends die Deinige, Amélie!"

„Wenn wir Dich in unser Vertrauen ziehen sollen, so müßte auch Herr Labin darum gefragt werden," antwortete Amélie, „aber ich bin über-

zeugt, er würde sich ebenso glücklich schätzen, wie ich, Dir Confidencen zu machen, nicht wahr?“

„Ich will euch,“ fiel Claire rasch ein, ehe Viktor etwas äußern konnte, „lieber mit gutem Beispiele vorangehen und euch mein Geheimniß mittheilen. Denke Dir Amélie, der Onkel will wieder reisen und nach Norden!“

Amélie warf Viktor einen schnellen Blick zu und verzog den Mund.

„Woher dieser plötzliche Entschluß?“

„Ich weiß es nicht genau. Der Onkel war gestern in Sion und dort hat man ihm entsetzliche Dinge von der Aufregung erzählt, die in unserem Landestheile herrschen soll. Du weißt, wie sehr er alle Aufregungen haßt, und so hat er beschlossen, den Rest des Sommers in irgend einem deutschen Bade zuzubringen. Er wünscht deshalb, sich mit Ihnen zu besprechen, Herr von Labin, und läßt sich durch mich entschuldigen, daß er nicht persönlich kommt. Er ist überhäuft mit Geschäften und bittet, wenn es möglich wäre, noch heute nach Saint Maurice zu kommen. Wenn Sie so gütig sein wollen, seine Bitte zu erfüllen, so habe ich den Auftrag, Sie mitzubringen.“

Viktor war in einiger Verlegenheit, aber er erklärte sich mit Vergnügen bereit und bat nur um einige Augenblicke Zeit, um einige kleine Vorbereitungen zu treffen.

„Das eilt nicht, ich bleibe, bis die Hitze vorüber ist. In einer und einer halben Stunde legen wir gewöhnlich den Weg zurück, Sie können also noch heute bei — bei Ihren Freunden sein, wenn Sie es verschmähen sollten, den Abend bei uns zuzubringen.“

Victor verbeugte sich.

„O, diese abscheulichen Aufregungen!“ fuhr Claire fort, scheinbar unbefangen, mit dem Tuche fächelnd, „was werde ich noch um dieser fatalen Politik willen ausstehen müssen! Wo ist Dein Bruder, Amélie? ich hätte heute eine Gewissensfrage an ihn zu richten.“

„Er muß nicht im Hause sein, sonst wäre er schon hier und zu Deinen Füßen, aber da kommt er — auf den Flügeln des Windes, wahrhaftig schneller, viel schneller als sonst.“

Claire ging Louis, der das Rebenspalier mit schnellen Schritten heraufkam, entgegen, Amélie und Viktor blieben zurück. Sie sahen, daß Claire den

halb athemlosen Louis ansprach und dieser etwas betreten zurückfuhr. Dann wendeten sich Beide, unbekümmert um das Paar, auf der Lehne um und gingen, eifrig sprechend, den Weg zurück.

„Ich bin eine Prophetin gewesen," sagte Amélie lächelnd, Claire wird nach Deutschland gehen, und vielleicht ist es gerade ein böhmisches Bad, das Herr Jonville besuchen will. Es ist mir sehr wahrscheinlich, da er sich mit Ihnen zu besprechen wünscht."

„Ich bedauere sehr, daß ich später, vielleicht zu spät, nach Böhmen komme — ich kann meine Reise nicht unterbrechen."

„Wirklich? und wäre selbst eine Veranlassung, wie diese, nicht im Stande, Ihren Entschluß zu erschüttern?"

„Gewiß nicht!"

Viktor bemerkte, wie ein Strahl von Zufriedenheit über Améliens Gesicht ging, er bot ihr seinen Arm, sie nahm ihn und er fühlte ein leises Zittern, als sie ihn mit ihrer weichen Hand berührte. Die Liebe achtet sehr auf derlei kleine Zeichen und mit Recht.

Claire und Louis kamen ihnen wieder entgegen.

Louis schien, trotz des Eifers, mit dem er sprach, etwas verstört und befangen zu sein. Als sie den Nachfolgenden so nahe waren, daß man ihre Worte hätte hören können, brachen sie ab und blieben stehen.

„Wir haben verdrüßliche Geheimnisse," sagte Claire, „mit denen wir Euch nicht langweilen wollen, und die am Ende Niemand so interessiren, als meine unbedeutende Person. Ja, wißt Ihr, daß Sir John einen großen Effekt gemacht hat, die Scharte von neulich auszuwetzen?"

„Ist er etwa auf den Montblanc hinauf geritten?"

„Etwas Aehnliches. Gestern spaziere ich in unserm Garten und höre plötzlich Hufschlag in der Luft. Zu meinem großen Schrecken sehe ich Sir John, der auf seinem Pony auf der Gartenmauer reitet, und mir versichert, da er nicht gewagt habe, mich in Abwesenheit des Onkels zu besuchen, so habe er der Sehnsucht nicht widerstehen können. Er sah unglaublich komisch auf dem winzigen Pferde, mit seinen langen, langen Beinen. Dann brach er einen Blätterbüschel ab, ließ ihn zu meinen Füßen niederfallen und setzte dann von der kleinen Terrasse herab.

Leider muß ich gestehen, daß der Effekt dieser That nur ein sehr mäßiger gewesen ist."

Der Nachmittag verging, Viktor und Claire fuhren nach Saint Maurice. Louis ließ diese Gelegenheit, verblümte Sarkasmen auf den Weg des Paares zu streuen, zu Viktor's Befremden ungenützt vorüber gehen, Amélie sagte Beiden ein so unbefangenes Lebewohl, daß Claire sie mit einiger Ueberraschung fragte: „Hast Du Herrn von Labin gar keine gute Lehre auf den Weg mitzugeben?"

„Keine," antwortete das kluge, schöne Mädchen, „als daß er Deinem Onkel diesen plötzlichen Entschluß nach Kräften ausreden soll, dessen Ausführung Dich auf's Neue von uns trennen würde, nachdem Du kaum zurückgekommen bist."

Als der Wagen von dannen flog, sagte Louis: „Schwester, ich habe noch Etwas mit Dir zu reden!"

„So laß uns zurück in den Garten gehen!"

„Claire hat mir heute gesagt, der Onkel habe Nachrichten aus Sion mitgebracht, die keineswegs erfreulich sind. Die Pfaffen und Aristokratenpartei, durch unsere Agitation aufgeschreckt, will einen Schlag gegen uns führen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als das französische Wallis zu entwaffnen

und die junge Schweiz ihrer Führer zu berauben, indem man sich ihrer bemächtigt. Claire hat nur unvollkommene Andeutungen geben können, aber die Reise des alten Jonville ist ein sicheres Zeichen, daß man eine gewaltthätige Maßregel vor hat. Er will sich allen Conflikten durch seine Abwesenheit entziehen, weil er fürchtet, wir würden Widerstand leisten, und uns nicht ohne hartnäckige Gegenwehr in die alte Sklaverei zurückführen lassen. Darin hat der alte Schwachkopf Recht. Wir sind zum Aeußersten entschlossen!"

„Thut, was Ihr nicht lassen könnt," antwortete Amélie, eine gewaltige Bewegung niederkämpfend, „diese Wendung kommt mir nicht unerwartet, wenn ich mir sie auch nicht so nahe gedacht habe."

„Ich werde sogleich mit mehreren Freunden Rücksprache nehmen und reise morgen mit dem Frühesten nach Sion, um von Barmann und Jorice das Weitere zu hören. Wir haben seit zwei Tagen keine Nachricht von ihnen, und das deutet darauf hin, daß sie noch zu keinem Entschlusse gekommen sind. Aber in den nächsten Tagen muß Etwas geschehen, vielleicht können wir durch eine plötzliche Erhebung unsere Feinde überraschen, wie das vorige

Mal, aber ich hoffe nicht darauf. Es wird ein blutiger, erbitterter Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod werden."

„Weiß der Vater" —

„Er weiß, was geschehen wird und ist auf Alles gefaßt. Ich habe nur eine Sorge — und die bist Du!"

„Ich, Louis? ich wünsche Dir, lieber Freund, daß Du nie eine größere haben mögest."

„Ich kenne Dich, Amélie!" rief der Bruder lebhaft und drückte einen Kuß auf die Stirne seiner Schwester, „ich weiß, daß Du Alles muthig tragen würdest, auch das Schlimmste, aber es wäre Frevel von mir, Dich in's Mitleid zu ziehen und den Wechselfällen mit auszusetzen, in welche ich gerathen kann. Im Falle wir unterliegen, ist unser Haus, unsere Familie auf lange, vielleicht auf immer zerstört. Ueberlebe ich unsere Niederlage, so ist eine lange Verbannung mein sicheres Loos. Wenigstens muß ich auf Alles gefaßt sein. Amélie, Du würdest mich beruhigen und wirklich stählen zu dem bevorstehenden Kampf, wenn Du in Gesellschaft Claire's die Reise unternehmen wolltest. Der Vater wird gewiß einwilligen."

„Louis, wie kommst Du mir vor? Wie kann Dir das auch nur im Traume beifallen, daß ich auf einen solchen Vorschlag eingehen würde? Unsern alten Vater allein lassen — Dich in Gefahr wissen und ferne sein? Ich begreife wirklich nicht, was Dich bestimmen kann, mir eine solche Zumuthung zu machen.“

„Schwester, Du weißt, wie ich Dich liebe, aber ich — nun so thu', was Du willst,“ unterbrach er sich, denn ein Blick auf den festen, entschiedenen Ausdruck ihrer Züge, auf den marmornen Ernst ihrer Schönheit überzeugte ihn, daß Amélie ebenso fest darauf beharren werde, hier zu bleiben, als er auf dem Vorsatz, an dem bevorstehenden Kampfe Theil zu nehmen.

„Nun verzeih', wenn ich noch eine Frage an Dich stelle: Gefällt Dir der Deutsche?“

„Ja.“

„Hat er sich gegen Dich in irgend einer Weise erklärt?“

„Nein.“

„Er interessirt sich lebhaft für Dich, darüber ist kein Zweifel, und ich würde unter andern Umständen, als die gegenwärtigen, ihm sehr gerne Zeit

lassen, sich so in Dich zu verlieben, wie ich es natürlich und billig finde. Aber er muß fort — er hindert uns!“

„Dich vielleicht, Louis, aber Du hast Recht! Es wäre nicht zu verantworten, wenn wir ihn in die Wirren mit hineinzögen. Er könnte sich compromittiren, seine ganze Existenz im Vaterlande sich zerstören. Ich sehe ihn nur mit Bedauern gehen, aber er muß, das sehe ich ein.“

„Willst Du diese penible Commission übernehmen?“

„Du muthest mir viel zu, und ich dächte, das könntest Du eben so gut, als ich.“

„Nein, Amélie, Niemand kann das mit so viel Geschick, so viel Feinheit thun, als Du! Ich habe noch einen persönlichen Grund, der es mir erschwert, in diesem Augenblicke doppelt erschwert. Er würde glauben, ich wolle — kurz, ich würde lieber den Teufel um ein gutes Wort bitten, als ihm, den ich selbst und so dringend zu diesem Besuche eingeladen, das Gastrecht so zu sagen aufkündigen.“

„Gut also, ich will es thun. Aber nun auch an Dich eine Frage, Bruder: Deine Neigung für Claire ist heute wieder neu angefacht worden durch ihr

Entgegenkommen. Ich bitte Dich, sei stark! Ich will Claire gewiß nicht Unrecht thun, aber schreibe von dieser allerdings ungewöhnlichen Zuvorkommenheit von ihrer Seite, nicht allzuviel auf Deine Rechnung. Der größte Theil davon kommt Labin und selbst mir nur ein kleiner Theil zu. Sie wehrt sich noch gegen den Gedanken, mir des jungen Mannes wegen zu zürnen, aber sie ist nahe daran! Glaub' mir, Louis, sie liebt ihn!"

Louis fuhr mit der Hand in einen Päonienstrauch und riß eine purpurne Blüthe ab, um sie dann hoch in die Luft zu schleudern.

„Nun, der Komet aus Norden hat starke Streiflichter auf Euch geworfen," sagte er, aber der Spott verunglückte diesmal, und der zu einem Lächeln verzogene Mund kniff sich wieder ernsthaft zusammen.

Die Geschwister verließen den Garten, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Amélie nahm eine Arbeit vor und Louis suchte seinen Vater auf, um mit ihm Rücksprache zu nehmen.

V.

Herr Jonville saß über einer großen Reisekarte, als Viktor und Claire eintraten, und notirte die Entfernungen verschiedener Routen in seinem Taschenbuche. Eine Bouteille goldner Seewein von Vevay stand neben ihm in einer Kühlwanne und er erquickte sich von Zeit zu Zeit, indem er Sodawasser und Seewein in ein großes Rubinglas zusammengoß. Die abscheuliche Ketzerei gegen den guten Geschmack muthete Jonville auch Viktor zu, als Claire sich mit einer kurzen Entschuldigung aus dem Zimmer entfernte.

Herr Jonville begann mit einer langen Auseinandersetzung, warum er eigentlich diese Reise vornehme.

„Es wird losgehen," sagte er, „ganz gewiß losgehen. Da sind einige Herren hier und in Martigny und darunter auch der junge Herr Biard, die immer und ewig ihren Einfluß auf den französischen Theil der Bevölkerung mißbrauchen, um diese gegen die Herren in Sion zu hetzen. Da ist ein ewiges Schimpfen und Lästern auf die sogenannte Pfaffen-

und Aristokratenwirthschaft und ich gebe Ihnen mein Wort, theurer Herr von Labin! es ist nicht wahr, daß diese Leute so schlimm sind. Der Bischof ist die Liebenswürdigkeit selbst, man glaubt wirklich bei einem Cardinal zu sein, so würdevoll, so fein ist er, ein ganz vortrefflicher Mann, der übrigens nicht einmal so bigott ist. Ich habe sogar Freitags bei ihm Fleisch gegessen. Er nahm von der Pastete nichts, aber wir, du lieber Gott, wir nahmen, trotz des Fasttages, so viel wir wollten! Was kann man mehr verlangen? Und die übrigen Herrn? Nun es sind allerdings ein Paar darunter, die einen sehr militairischen Zuschnitt in ihren Manieren haben, wie zum Beispiel unser vortrefflicher Adrian von Courten oder der Oberst Kalbermatten, aber es sind doch Leute, die ihre Schule in Paris am Hofe gemacht haben, die bei seiner Heiligkeit und in Neapel mit Auszeichnung gedient haben, Leuten von gutem alten Hause, denen man doch eher etwas nachsehen kann, als diesen Advokaten und Bauern, die im großen Rath ein unverschämtes Wort führen. Sehen Sie, da ist ein Herr von Planta.“ —

Viktor, dem die Zustände des Wallis ziemlich klar und geläufig durch die Erörterungen Louis und

dessen Vaters geworden, unterbrach den würdigen Herrn Jonville durch eine Zwischenfrage, die an Herrn von Planta anknüpfend, das Gespräch auf das eigentliche Thema zurückführen sollte, aber das war umsonst. Er mußte erst eine weitläufige Erklärung anhören, warum der französische Theil von Wallis Unrecht habe, sich gegen die Botmäßigkeit, in die es der deutsche zu versetzen seit so langer Zeit versucht hatte, aufzulehnen. Es gab in der Meinung des Herrn Jonville keine bessere, mildere, friedlichere und duldsamere Regierung, als die, welche der Bischof von Sion im Verein mit einem dutzend Patrizierfamilien, über ein Volk ausübte, das schon in grauer Zeit für die Freiheit einen so originalen Ausdruck gefunden hatte, wie die „Bauernmazze“ war. Obwohl selbst ein französischer Schweizer, gab sich Herr Jonville als ein sehr entschiedener Gegner seiner Landsleute, aus. Viktors Ungeduld stieg bei den mitunter blindheftigen Ausfällen, an denen er es nicht fehlen ließ, immer höher.

„Erstlich,“ sagte Herr Jonville, aber dieses ganz im Vertrauen, „ist mir diese Gelegenheit nicht ganz unerwünscht, eine alte Verbindung zwar, aber eine nunmehr bedenkliche, abzubrechen. Ich und der alte

Biard sind Jugendfreunde, er ist ein Ehrenmann, und meine Freundschaft für ihn wird nur mit meinem Leben erlöschen, aber er giebt seinen Kindern zu viel nach und sein Sohn hat den Ruf seines Hauses bereits auf das Bedenklichste blosgestellt. Im ganzen Lande hält man Biard's für enragirte Republikaner.“ —

„Ist aber dies ein Vorwurf in einer Republik?“

„Ja lieber Herr von Labin! das ist schon recht, aber man hält selbst in einer Republik jene Leute für gefährlich, welche — nun das liegt in unsern Verhältnissen, wissen Sie! ich wollte eigentlich damit sagen, für enragirte Revolutionäre. Im Falle also es zu irgend einem Conflikt kommen sollte, der, wie mir meine Freunde bei der Regierung im Vertrauen mitgetheilt haben, möglicherweise eintreten kann, will ich nicht dabei sein. Die Sache kümmert mich auch gar nichts, ich bin ein Feind aller Politik in kleinen Staaten, die soll man den großen Staaten überlassen, aber hier, gerade hier in St. Maurice, nun Sie verstehen mich, ich will der ganzen Affaire aus dem Weg gehen, weil man doch nicht ganz genau wissen kann, wer am Ende oder auch nur vorübergehend, die Oberhand gewinnt!“

„Das ist allerdings sehr sicher kalkulirt,“ lächelte Viktor.

„Und Sie, lieber Herr von Labin, nehmen Sie mir diese Aufrichtigkeit nicht übel! Sie thäten ebenfalls am besten, diesen vulkanischen Boden, diese revolutionäre Atmosphäre zu verlassen. Ich will damit gar nichts gegen Biard's gesagt haben, im Gegentheil, wir sind ja gute Freunde, wir haben uns ja erst neulich recht wohl zusammen befunden, Amélie ist ein ausgezeichnetes Mädchen und die beste Freundin meiner Nichte, aber auch schon extravakant — also wissen Sie, auf Sie, als österreichischer Unterthan, als Staatsbeamter, dürfte es jedenfalls ein schiefes Licht werfen, und ich halte es für meine Pflicht, Sie, der fremd hier ist, auf alle diese Mögichkeiten aufmerksam zu machen!“

„Ich sehe das Alles sehr wohl ein und bin Ihnen sehr verbunden dafür!“

„Das dachte ich gleich, ein Edelmann, ein Oesterreicher wird nicht conspiriren, sich nicht zum Complicen revolutionärer Umtriebe hergeben, natürlich, das war vorauszusetzen, aber es ist mir große Beruhigung, das Alles nunmehr sicher und bestimmt zu wissen. Also diese Reise soll zugleich Claire und

mich etwas zerstreuen, und diese Relationen, die in Betracht der Umstände anfangen, etwas bedenklich zu werden, so allmälich und ohne daß wir die vortrefflichen Leute beleidigen, zu lockern und so weiter, wissen Sie! Ich gehe überhaupt damit um, mich anderswo zu etabliren und wahrhaftig Herr von Labin, es wäre nicht ganz unmöglich, daß ich nach Oesterreich ginge. Dort ist Ruhe, da kann man seines Lebens froh werden. O, wie beneide ich Sie um Ihr Vaterland, um Wien — ja Wien, es hat mir in Paris und London nicht so gut gefallen wie in Wien! Ihr Fürst Metternich — alle Ehre, alle Achtung.“ —

Claires Eintritt unterbrach diese mit einer Begeisterung vorgetragene Apostrophe, die Viktor beinahe zum Lachen gebracht hätte.

„Nun, was haben die Herren entschieden?“ fragte sie.

„Entschieden mein Kind? eigentlich noch gar nichts, wir haben bisher so viel politisirt, Verhältnisse besprochen, Möglichkeiten, Eventualitäten, die bevorstehen könnten, daß wir auf die Hauptsache noch gar nicht gekommen sind. Du kannst an unserm

Consil Theil nehmen, Claire! so ersparen wir die Mühe, Dich zu fragen."

Claire nahm in dem Fauteuil an Labin's Seite Platz. Beide sahen sich ernst und forschend an, offenbar war es unterweges zwischen ihnen zu irgend einer Erklärung gekommen, welche die frühere heitere Unbefangenheit nicht mehr gestattete.

„Also wohin? was meinen Sie Herr von Labin?"

„Ja, was sagt denn Ihr Arzt?"

„Mein Arzt? wissen Sie, dem ist es gleich, wohin ich gehe, ob nach Hyères oder nach Carlsbad. Er sagt, ich solle dahin gehen, wo ich mich am besten amüsire, Diät halten, Alterationen vermeiden, viel Bewegung in frischer Luft machen! Welches ist denn das eleganteste Bad in Oesterreich?"

„Ischl!"

„Ischl? ja ich entsinne mich, das muß irgendwo in Tyrol sein oder da herum!

„Sie finden dort die Cotterien aus Wien wieder. Die schöne Welt giebt sich für den Sommer ihr Rendezvous unter den Alpen, und Sie können sicher sein, dort die beste, feinste Gesellschaft zu finden."

„Da wollen wir also hin, Claire! Versteht sich, daß man dort allen Comfort hat. —

„Ich glaube, daß sogar Sie keinen vermissen werden!“

„Also dabei bleibt es, nach J—schl, welchen Weg müssen wir denn da nehmen?“

Viktor half den, trotz aller Reisen, die er im Leben gemacht, doch ziemlich mäßigen geographischen Kenntnissen des alten Rentiers nach, zeigte ihm den Ort auf der Karte, die nächste Route dahin, und steckte ihm kleine Papierstreifen als Lesezeichen zwischen die Blätter des guide des voyageurs, welche Nachrichten über Ischl und die Gegend enthielten. Dann nahm er seinen Hut.

„Was? Sie wollen gehen? nein liebster Herr von Labin! Sie müssen Abends bei uns bleiben — wenigstens zum Thee, ich lasse dann sogleich meinen kleinen Wagen anspannen und Sie sind in Fünfviertelstunden in Martigny! Nimm ihm den Hut weg Claire, das wäre schön, wenn Sie jetzt schon fortwollten.“ —

„Wenn Herrn von Labin unsere freundliche Einladung nicht bestimmt“ — sagte zögernd Claire — aber Viktor versicherte, er habe nur nicht länger geniren wollen und nahm seinen Platz wieder ein. „Führe ihn in den Garten, Claire, ich will nur die

Notizen zusammenstellen, da ich gerade im Zuge bin und dann Herrn von Labin noch einmal gründlich ausfragen, Sie entschuldigen mich doch, liebster Freund? Claire wird Ihnen meine Orchideen zeigen!"

Claire und Viktor gingen in den Garten. Er dachte lebhaft an seinen heutigen Spaziergang mit Amélie zurück. Claire mochte dies errathen, denn sie fragte ihn: Werden Sie mir auch nicht böse sein, Herr von Labin, daß ich Sie heute ihrer liebenswürdigen Gesellschafterin entführt habe? Ach wie glücklich würde ich mich schätzen," fuhr sie fort, als Viktor nur durch eine Verbeugung antwortete, „wenn ich durch meine entschlossene und aufrichtige Mittheilung an Louis, der Familie ein mögliches großes Unglück erspart hätte. Aber ich fürchte, meine Bitten sind vergeblich gewesen, und darum drängt es mich selbst, unsern Ort zu verlassen, damit ich nicht Zeugin eines Leides sein muß, das meinen Freunden widerfährt!"

Viktor fand nicht für gut, auf die Anspielung einzugehen, weil er fürchtete sagen zu müssen, was er selbst zu thun im Sinne habe. Er machte nur eine Bemerkung, daß Louis schwer, von einmal vorgefaßter Meinung, abzubringen sey, und fing dann

sogleich von den Reiseprojekten des Onkels zu sprechen an.

Claire verstand ihn, und brach wieder ab, aber ein leiser Seufzer stahl sich dabei aus ihrer Brust. Sie war bisher bei jeder Gelegenheit Amélie vorgezogen worden, von Fremden wie von Einheimischen. Ihr feines Gefühl hatte sie stets gedrängt, der Freundin gegenüber, so viel von den ihr gespendeten Huldigungen abzulehnen, als nur immer anging. Jetzt, zum erstenmal, wo ihr selbst an einer Huldigung gelegen war, mehr als sie sich selbst gestehen mochte, hatte die Waage zwischen ihr und der Freundin geschwankt, und nun fühlte sie vollends, trotz Viktors scheinbar unveränderter Aufmerksamkeit und Galanterie, daß das Zünglein seines Herzens, gegen sie entschieden habe.

Jedes wußte so ziemlich genau, wie es mit dem Andern stand.

Viktor, der in Mailand von Claire's Schönheit hingerissen, seiner poetischen Begeisterung alle Zügel hatte schießen lassen, war durch die Erinnerung an diese wahrhaft vulkanischen Gefühlsausbrüche sehr genirt, da er ihr, seit jener Zeit zum erstenmale, wieder allein gegenüber stand. Aber auch Claire,

welche diese Huldigungen mit aufmunternder Freundlichkeit aufgenommen hatte, wurde die nöthige Unbefangenheit nicht so leicht. Sie war verdrüßlich, daß der alte Stolz diesmal nicht recht ausbrechen wollte, und daß es zuweilen den Anschein erhielt, als wäre es ihr mit dieser heitern Unbefangenheit gar nicht recht Ernst. So deutlich Viktor seinerseits fühlte, daß es an ihm sei, dem Fräulein eine Art Genugthuung dadurch zu geben, daß er ihr eine Gelegenheit bot, einen kurzen scharfen Schnitt durch das ganze Gewebe zu thun, zögerte er doch mit der Ausführung. Er wußte, daß ihm Amélie ihr Herz zugewendet habe, das seine hätte nicht minder bestimmt seine Wahl getroffen, aber Niemand verliert gerne, selbst wenn der Ersatz ihm sicher ist.

„Sie bleiben also auch hier?" fragte Claire, entschlossen, Viktor die zugedachte Lehre zu geben, „ich wünsche Ihnen, daß Sie die Verwirrung glücklich überstehen, in welche hier binnen kurzem Alles gerathen wird. Es ist edel und muthig, daß Sie an der Seite Ihrer Freunde ausharren wollen!"

„Ich kann nur so lange bleiben, als mein Urlaub gestattet, wie meine Zeit um ist, muß ich zurückkehren. Uebrigens habe ich als Ausländer weder ein Recht,

noch eine Veranlassung, mich in fremde Händel zu mischen und werde dies auch nach Möglichkeit vermeiden!"

„Wenn es ihnen nur gelingen wird!"

„Ich hoff' es. Zudem glaube ich nicht, daß eine gewaltsame Entscheidung schon so nahe bevorsteht. Mir scheint es eine Aufregung, wie sie solchen Ereignissen nothwendigerweise vorangehen!"

„Sie könnten sich leicht täuschen. Ich verstehe zwar nichts von Politik, habe auch gar keine Lust mich um diese Dinge zu bekümmern, wie meine Freundin Amélie, aber ich fühle mich beengt und besorgt."

„Sie haben auch nicht lange genug in der Atmosphäre dieses Landes gelebt, um zu fühlen, wenn sie sich ändert — aber Männer, die sich auf das Wetter verstehen, prophezeihen den Sturm!"

„Vielleicht endigt Alles friedlich. Der große Rath des Landes ist in Sion versammelt. Möglicherweise entscheidet sich im Schooße desselben die ärgerliche Angelegenheit, ohne daß die Parteien zu den Waffen greifen —"

„Nun," fiel Claire rasch ein, „desto besser wenn es so wird. Uebrigens, werden wir, wenn das Wetter

vorüber gegangen ist, wohl recht bald das Vergnügen haben, Sie hier zu sehen —"

„Das ist nicht so leicht. Meine Behörde wird nicht immer so liebenswürdig sein, wie diesmal, und mich Monate lang in der Welt herumstreifen lassen, vollends in einem so unruhigen und revolutionairen Theile derselben, wie dieses Wallis ist. Daß ich aber sehr gern, und so bald als möglich käme, ist gewiß. Wenn ich dann nur auch sicher wäre, in dieser schönen Landschaft auch ihren größten Reiz, ihre zauberhafte Staffage wiederzufinden!"

„Ja, das ist freilich wahr. Die Menschen sind beweglicher als die Wolken und es wäre zuviel verlangt, von ihnen die Stätigkeit der Bäume und der Berge zu verlangen. Sie" — setzte sie mit scharfer Betonung hinzu — „werden mit Ihrer glücklichen Phantasie das Fehlende rasch zu ersetzen wissen. Aber wollen wir nicht zum Onkel zurückkehren? Ich mache mir wirklich ein Gewissen daraus, Sie so lange aufzuhalten. Der Onkel hat in seiner Zerstreutheit gewiß darauf vergessen, daß er uns nachzukommen versprach —"

„Viktor blieb stehen. Er hatte den Muth Claire's Hand zu fassen, und an seine Lippen zu führen.

Sie erwiederte diesmal diese Huldigung nicht, wie einst in Mailand, mit dem leisen Druck, der ihm alle Nieren durchzuckt hatte. Eine kleine Weile ließ sie ihm ihre Hand, während ein feines Lächeln um ihre Lippen spielte, dann entzog sie ihm die kleinen weißen Finger, und legte sie in seinen Arm. Er ging mit ihr in das Haus zurück, gab Herrn Jonville geduldig alle Auskunft, welche dieser verlangte und empfahl sich. Claire war die ganze Zeit über nicht in der Stube gewesen, Herr Jonville mußte sie rufen, als der Gast Abschied nahm. Sie empfahl sich ihm mit größter Artigkeit, er hatte nicht den Muth, noch einmal fest in die schönen blauen Augen zu blicken, sonst würde er einen Ausdruck des Vorwurfes darin gefunden haben, der ihm das Herz neuerdings schwer gemacht hätte."

„Wahrscheinlich sehen wir Sie noch, sagte Claire, ich will übermorgen vorausfahren und den Onkel in Martigny erwarten. Bitte, grüßen Sie meine Freundin!"

„Als Viktor vor die Hausthüre trat, begegnete ihm Sir John. Er sah sehr zufrieden aus, und war sogar so zuvorkommend, seinen siegreichen Rival

zu fragen, wie er sich befände, und ob er auch abreisen werde?"

Viktor gab eine unbestimmte Antwort.

„Ich reise mit Master Jonville" sagte Sir John, fort aus diesem jakobinischen Lande. Good by master!"

„Glückliche Reise!"

Er sprang in den Wagen — ein Blick nach oben verrieth ihm Claire, die am Fenster stand, und rasch zurücktrat, als er die Hand an den Hut legte.

VI.

Viktor kam in Martigny ziemlich spät an. Er wollte auf seine Stube gehen, aber der Diener benachrichtigte ihn, das Fräulein sei noch im Garten, und so kehrte er augenblicklich um, sie aufzusuchen.

Amélie saß in einer Laube an einem gedeckten Tisch, auf dem zwischen grünen Weinflaschen der Theekessel brodelte. Das gelbe Licht ihrer Lampe erhellte das Innere der Laube, während das weißblaue des Mondes auf den dichten Blättern der Umhüllung zitterte. Das Mädchen sah unbeschreiblich reizend aus, und Viktor blieb in einiger Ent-

fernung stehen, um das schöne Haupt mit seinen Locken, das sinnend in die Hand gelegt war, zu bewundern. Als er näher trat, blickte sie auf.

„Ich erwarte Sie Herr von Labin — um Louis bei Ihnen zu entschuldigen. Er reist auch heute Nacht ab, und ist im Augenblicke noch in der Stadt. Wollen Sie die Güte haben, mit mir zu warten, bis er kommt?"

„Mit Vergnügen! Aber diese plötzliche Abreise —"

„Ich habe Ihnen zudem noch etwas mitzutheilen. Was ich Ihnen jetzt sage, mag Ihnen ein Beweis sein, wie sehr wir Ihnen vertrauen, und wie wenig wir befürchten, von Ihnen mißverstanden zu werden. Sie müssen uns verlassen, Herr von Labin!"

Viktor fuhr etwas zusammen. „Ihr Wunsch ist mir Befehl — sagte er stockend, ich bin im Augenblick bereit. —"

„Daß ich Ihnen diese Zumuthung mache, mag Sie ferner überzeugen, wie schmerzlich es meinem Vater und Louis geworden wäre. Ich habe es gern übernommen, weil ich weiß, daß Sie nun von der Nothwendigkeit überzeugt sind, und keinen andern Grund hinter diesem allerdings unter Freunden selt-

samen Ansinnen suchen werden. Wir dürfen, wir können Sie in das Schicksal nicht verflechten, das uns, vielleicht in nächster Zeit schon, bevorstehen kann.“ —

„Aber liebes Fräulein, wenn wirklich kein anderer Grund Sie meine Abreise wünschen läßt.“ —

„Kein anderer, welcher andere könnte es auch sein?“ dabei sah sie ihm mild und klar ins Gesicht und legte ihre Hand auf die seinige.

„Dann erlauben Sie mir, dieses Schicksal mit Ihnen zu theilen!“

„Das ist es, was wir nicht annehmen dürfen. Ich gestehe Ihnen, daß ich ein solches Anerbieten erwartet habe. Daß Sie, von Ihrem muthigen ritterlichen Geist geleitet, bereit sein würden, Ihrem Freunde in solchem Augenblick zur Seite zu bleiben, war zu erwarten, aber Sie setzen dabei alle Ihre Beziehungen zu der Heimath auf das Spiel, und wie dürften wir mit gutem Gewissen auf ein solches Opfer eingehen? Wie könnten wir zugeben, daß Ihre Angehörigen sich grämen, daß Sie Amt und Laufbahn auf das Spiel setzen, um sich zum Theilnehmer an einer That zu machen, die in Oesterreich kaum minder strafbar und verbrecherisch angesehen wird, als bei den Herren in Sion, gegen welche sie gerichtet

ist. In wenig Tagen, vielleicht morgen oder übermorgen schon, wird das untere Wallis sich gegen die Pfaffen und Patrizierherrschaft, die von Sion aus auf unserem Lande lastet, erheben, und der Ausgang ist zweifelhaft. Ich selbst hege wenig Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, aber ich bin entschlossen, alle Folgen der Niederlage mit den Meinigen zu theilen und zu tragen!"

„Und warum wollen Sie mir das verwehren?"

„Sie haben kein näheres Interesse an diesem Aufstand, und machen sich die Rückkehr in Ihre Heimath unmöglich. Sie setzen viel zu viel ein, für einen Zweck, der für Sie immer nur ein unbedeutender, ja ein bedeutungsloser sein kann. Wenn meine Bitten irgend etwas über Sie vermögen, so kränken Sie uns nicht durch eine Weigerung. Wir müßten sonst bedauern, so wahr und offen gegen Sie gewesen zu sein!"

„Aber was werden Sie beginnen, wenn der Aufstand mißlingt — Sie und Herr Biard —"

„Sind auf das Schlimmste gefaßt und werden es zu tragen wissen. Wir theilen die Ansichten derjenigen, welche die Fortdauer dieser tyrannischen und gewaltthätigen Ordnung der Dinge, unerträglich

finden, und darum, nachdem alle gütlichen und gesetzlichen Mittel, das gute Recht zu erlangen, vergeblich aufgewendet sind, mit dem Schwerte die Entscheidung suchen! Louis hat bereits dafür gesorgt, daß Sie nach Chamouny gelangen, ehe die Bewegung ausbricht, ich bitte Sie ernstlich, verlassen Sie uns morgen mit dem Frühesten!"

„Ich kann freilich nicht länger in einem Hause bleiben, dessen Penaten mir ihr Antlitz verhüllen," sagte Viktor in heftiger Bewegung sich erhebend, „aber ich verlasse darum das Land nicht."

Er ging das Spalier auf und nieder, und athmete die frische kühle Luft begierig ein.

„Ich fühle es wohl," sagte er stille stehend und faßte Amélies Hand, „daß dieser Augenblick nicht der günstigste und geeignetste ist, Ihnen das Geständniß zu machen, das mir das Herz abdrücken will, aber Sie nöthigen mich dazu. Amélie, ich habe den Muth, Ihnen jetzt meine Liebe zu gestehen, und Ihnen —"

Amélie stand auf und unterbrach Viktor, indem sie die Hände bittend gegen ihn faltete.

„Thun Sie mir nicht wehe Viktor! Auch ich habe den Muth, Ihnen zu sagen, daß diese Liebe

mich innig erfreut und daß ich stolz und glücklich bin, sie erwiedern zu können. Weiter aber darf keine Rede zwischen uns sein über diesen Punkt. Einer stillen friedlichen Zeit muß Alles überlassen bleiben, was unser Gemüth, was unsere Zukunft betrifft. Wenn Sie die Versicherung, daß ich Ihrer Worte und der meinigen treu eingedenk sein werde, beruhigen kann, so sei sie Ihnen von ganzem Herzen gegeben! Aber mehr erwarten Sie nicht von mir. Ich darf nicht an mich denken, Angesichts einer großen Entscheidung!"

„Ach welcher Unterschied," sagte Viktor, „zwischen Ihnen und den Frauen meines Landes! Ich bewundere Sie und gebe Ihnen nach. Aber ich kann mich nicht so gänzlich von Ihnen trennen, wenn ich auch Ihrem Wunsche nach, Martigny und Ihr Haus verlasse. Ich will die Entscheidung in der Nähe abwarten, und wohin das Schicksal Sie verschlägt, will ich Ihnen folgen. Wenn aber Ihre Partei siegt und ich mit schamrothen Wangen zu Ihnen wiederkehre, wenn Jeder, der den Kampf redlich mitgefochten, mich mit geringschätzigen Blicken betrachten darf, werden Sie dann — nein, nein Amélie, das können Sie von dem Manne nicht begehren, der

Sie liebt und besitzen will! Lassen Sie mich meinen Weg gehen — ich nehme allen Vorwurf von Ihrer Seele, indem ich scheide!“

Er legte bei diesen Worten den Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie legte einen Augenblick ihr Gesicht an sein Herz, hob die Arme und umschlang den Mann, dem das ihre gehörte, dann küßte sie ihn auf den Mund und verschwand im Dunkel.

Wenige Augenblicke darauf hallten Schritte durch den Garten, Louis und noch ein Fremder traten heran. Dieser hatte ein stattliches militairisches Aussehen, und wurde Viktor als Herr de Rucé, ehemaliger Offizier der französischen Schweizergarde vorgestellt.

„Nehmen wir Platz und stärken uns noch zu unserer nächtlichen Reise,“ sagte Louis, Viktor mit einem Blicke des Einverständnisses ansehend, „Sie lieber Labin, werden morgen um vier Uhr geweckt werden. Der char à banc ist bestellt, der Sie nach Chamouny bringen soll!“

„Ich gehe nicht dahin,“ antwortete Viktor, „und da dieser Herr gewiß in das Geheimniß so gut eingeweiht ist, wie ich, so erkläre ich Ihnen ohne alle

Umstände, daß ich mich durch nichts abhalten lasse, die Expedition mitzumachen. Ich werde mich an irgend eine Truppe anschließen, und theile mit Ihren braven Landsleuten den Kampf, wenn Sie mich in Ihrer Nähe leiden wollen.“ —

„Aber liebster Labin.“ —

„Es wird nicht anders.“ —

„Kaiserlich königlicher Gouvernements — dieser Herr ist nämlich österreichischer Beamter, lieber de Nucé und hat die eigenthümliche Grille, unsere Revolution mitmachen zu wollen! Finden Sie das nicht höchst originell?“

„Der Herr will wahrscheinlich Vorstudien zu einer in seinem Vaterlande machen, und dann kann ich ihm nicht Unrecht geben. Aber der Sieg ist nicht ganz gewiß und der Kampf wird ein hartnäckiger werden, wenn es uns nicht gelingt, im ersten Anlauf Alles über den Haufen zu werfen. Indeß, wenn Sie wirklich Lust haben, die Expedition mitzumachen,“ setzte de Nucé mit einer Verbeugung gegen Viktor hinzu, „so soll es mir ein Vergnügen sein, Sie in meinem Bataillon aufzunehmen!“

„Haben Sie Dank,“ antwortete Viktor, „aber ich muß mir erst Waffen besorgen, da ich außer ein

Paar Taschenpistolen nichts bei mir habe, mit dem man einen Feind angreifen kann."

Dafür kann gesorgt werden. Sie finden bei mir Säbel, Büchse und die nöthige Munition."

Louis war sichtlich unzufrieden über diese Wendung.

„Herr von Labin ist Herr seines Willens," sagte er, „und ich wage es nicht, ihm zu wiederholen, was wir ihm bereits in der besten Meinung gesagt haben. Also noch diese Flasche meine Herren und dann ans Werk. Haben Sie Ihr Felleisen gepackt Labin?"

„Das ist den Augenblick geschehen." —

„Erlauben Sie mir wenigstens, daß ich dieses nach Vevay schicke, denn wir dürfen uns nicht mit überflüssigem Gepäck beladen. Unser Zug muß leicht und rasch gehen." —

„Und warum nach Vevay?"

„Weil es für alle Fälle im Waadtlande sicherer aufgehoben ist, als in irgend einem Orte in Wallis. Sie werden es dort auf der Post finden." —

Er schenkte die Gläser voll, die Herren stießen an.

„Auf gutes Glück und den Sieg der Freiheit!" rief Labin, sein Glas erhebend und leerte es dann

in einem Zug, indem er im Stillen hinzusetzte „und auf Dein Wohl Amélie!"

Das Felleisen war gepackt und Louis übergeben, der deßhalb die nöthigen Aufträge erließ. Dann schnallte er Säbel und Patrontasche um, und führte seine Freunde in das Zimmer seines Vaters. Der Abschied von dem alten Manne war kurz und gefaßt, er schüttelte dem Schweizeroffizier und Viktor, letzterem mit einem vorwurfsvollen Blicke die Hände und küßte seinen Sohn.

In diesem Augenblick trat mit verweinten Augen, aber fester Haltung Amélie in die Stube. Sie umarmte ihren Bruder und trat dann, ohne die Gegenwart de Nucés weiter zu beachten, als daß sie seine Verbeugung erwiederte, zu Viktor und reichte ihm ihr Taschentuch.

„Gehen Sie mit Gott lieber Freund!" sagte sie mit fester Stimme, „und nehmen Sie dieses Andenken von mir mit in den Kampf. Vielleicht hält es eine Kugel von Ihrem Herzen ab! Leben Sie wohl!"

Vater und Bruder sahen sich etwas überrascht an, aber Viktor ergriff das Tuch mit auflodernder Begeisterung.

„Es sei mir ein Talisman des Sieges und meinem Volke einst ein Banner der Freiheit. Haben Sie Dank Amélie, Sie können nicht anders, als mir Recht geben, daß ich in dem ersten heiligen Kampfe nicht fehlen will, in dem mitzustreiten, mir das gute Glück vergönnt!“

Er wandte sich rasch der Thüre zu, seine beiden Gefährten folgten ihm und fuhren ernst und schweigend die Straße nach Riddes, wo sie mitten in der Nacht anlangten.

Sie wurden angehalten. Bewaffnete hielten die Zugänge zum Dorfe besetzt.

De Nucé neigte sich zum Wagen hinaus und flüsterte mit einem der Führer, welcher an den Schlag getreten war; dann fuhren die Freunde in den Ort und stiegen aus. Der ehemalige Schweizeroffizier führte seine Gefährten in ein Haus, wo ein Nachtlager für sie bereitet war. Es dauerte nicht lange, so schliefen Louis und de Nucé fest, nur Viktor, der viel zu aufgeregt war, konnte nicht auf der Stätte bleiben, sondern erhob sich leise und setzte sich an das offene Fenster.

Die Nacht war sternhell, draußen auf der Straße aber herrschte fortwährende Bewegung. Es kamen

unausgesetzt kleine Züge von Bewaffneten an, die wieder verschwanden, wahrscheinlich, um noch einige Stunden der Ruhe zu genießen. Ein paarmal wurde laut angerufen, dann aber trat wieder tiefe Stille ein. Laternen bewegten sich trotz des Mondlichtes hin und her.

Viktor dachte an Amélie, zog das Tuch, das von Thränen feucht war, aus der Brusttasche und drückte es an seine Lippen. Sie war ihm schön wie eine Walkyrie erschienen, als sie ihm dies Zeichen übergab, sein hochaufschlagendes Herz sagte ihm, daß er solche Gunst verdienen werde. Erst gegen Morgen kam der Schlaf über ihn und kurz vor dem Schlafe auch ein Gedanke an seinen ehrwürdigen Chef, den Gubernialpräsidenten zu Prag. Der Vortreffliche hatte gewiß keine Ahnung davon, daß Einer seiner Beamten, ein sonst wohlberufenes Individuum, das schöne Aussichten hatte, einst in Oesterreich mitzurathen und zu regieren, eben als Volontair in eine Revolutionsarmee getreten sei. Er suchte seinen Paß heraus und steckte ihn bei Seite, damit er ihn im Falle der Noth leichter von sich werfen könne. Das war die einzige Vorsichtsmaßregel, die er unternahm, dann schlief er sanft und ruhig, bis de Rucé

ihn am Morgen weckte und mit Büchse und Patrontasche versah. Viktor wollte dafür dem Offizier zehn blanke Napoleons geben, aber dieser lehnte diesen Kaufpreis entschieden ab, und sagte mit einem gewissen Lächeln, das Viktor dem alten Soldaten, gegenüber dem Neuling, der erst sein Probestück ablegen sollte, nicht übel nahm:

„Wenn Sie damit nur einem jener Schufte das Lebenslicht ausblasen, so haben Sie die alte Büchse sattsam bezahlt. Ich habe manchen guten Schuß daraus gethan und sie jetzt hinter den Ofen gehängt, aber auf die Entfernung, in welche wir zum Feinde kommen werden, kann sie noch gute Dienste thun!“

„Wo ist Herr Biard?“ fragte Viktor, nach diesem sich umsehend.

„Er hat indeß das Commando an der Brücke, bis die Bataillone von Saint Mauriec und Martigny ankommen. Wir haben nur deßhalb eines hieher bestellt, daß die in Sion, wenn sie zeitig genug Nachricht erhalten, diesen wichtigen Posten nicht vor uns besetzen können. Wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir frühstücken und dann die Posten visitiren!“

Er führte Viktor in ein Seitenzimmer, wo Honig,

Kaffee und Butterbrod bereit standen. Zwei andere Führer traten noch herein und es wurde rasch und schweigend das Frühstück eingenommen. Ehe es noch ganz vollendet war, klirrte ein Säbel auf der Diele draußen und Louis trat herein.

„Die Unsern sind im Anzuge," sagte er, „wir können getrost aufbrechen und auf die Stadt losgehen — so eben trifft ein Reitender mit der Nachricht ein, daß die Geschütze unter Bedeckung einer Compagnie Schützen die Trentoklause passirt haben und das Bataillon von Martigny in einer kleinen halben Stunde da sein wird. Wir wollen unsere Leute indeß aufstellen." —

„Ist Jorice bei der Nachhut?" fragte de Rucé.

„Er hat den Eilboten abgeschickt. Er bleibt bei der Nachhut und wird mit uns erst vor Sion zusammentreffen. Seine Ordre lautet, daß de Rucé die Avantgarde zu befehligen hat und ich mit meiner Compagnie die Brücke so lange besetzt halte, bis das Geschütz hinüber ist, zu dessen Bedeckung ich dann mit abmarschire." —

„Allons also," — sagte de Rucé sich erhebend und stürzte ein Glas Liqueur hinab — „meine Herren, stellen Sie unsere Truppen auf, ich werde indeß die Zuzügler, die zu andern Bataillonen gehören, an

ihre Plätze bringen, damit sie, ohne Verwirrung, sich an ihre Corps schließen können, sobald diese vorbeimarschiren!"

Viktor wollte de Nucé folgen, Louis hielt ihn zurück.

„Dabei haben Sie ja nichts zu thun," sagte er, „bleiben Sie bei mir und sehen Sie zu, wie ich eilfertig nachholen werde, was Ihr voraus habt!" Er schenkte sich Kaffee ein.

„Lieber Viktor — wir werden schwerlich mehr einen Moment finden," sagte er, „um über eine Sache sprechen zu können, die denn doch von einiger Wichtigkeit für uns ist. Vorerst wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück dazu, daß Sie das Herz meiner Schwester gewonnen haben. Amélie ist an Güte und Verstand ein Muster und ich freue mich, daß auch das prächtige Mädchen einen Mann von Ihren Eigenschaften gefunden hat. Aber Sie sind auf dem besten Wege, Ihr Glück und das Amélies durch die Theilnahme an diesem Aufstand" —

„Ich bin einmal entschlossen," fiel Viktor ein, „und bitte Sie, keine weiteren Versuche zu machen, mich davon abzubringen.

„Nun gut, — aber ich muß Ihnen sagen, daß,

im Fall wir unterliegen, unsere Personen wie unser Vermögen gefährdet sein werden, welches letztere zudem nicht so bedeutend ist, als die Leute meinen! Bitte" — fuhr er fort, da Viktor eine Bewegung machte, ihn zu unterbrechen, „lassen Sie mich ausreden. Ich weiß, daß Sie selbst reich sind, und daß, wenn Sie gerade eine reiche Frau suchten, Sie einmal nicht in unser armes Wallis gegangen wären, und zum zweiten, daß Sie die Gunst, welche das reiche Fräulein d'Avry Ihnen so unzweideutig zugewendet hat, besser benutzt haben würden, als Sie es gethan. Aber, wie man mir in Mailand versicherte, setzt man bei Ihnen in Oesterreich Amt, Freiheit und Vermögen auf ein solches Spiel und das ist uns — offen gesagt — Ihre Theilnahme nicht werth. Sie hier bei uns — ist ein Mann mehr, was nützen Sie uns, wenn Sie bleiben, was schaden Sie uns, wenn Sie gehen! Zudem erlauben Sie auch dem Bruder des Mädchens, das Sie lieben, ein offenes Wort. Es wäre mir ein großer Trost, Amélie im Hafen zu wissen, während mich der Sturm auf der offenen Welle herumtreibt. Triebe sie irgend eine absolute Nothwendigkeit zu diesem Wagniß, so müßten wir es geschehen lassen, unternehmen wir

doch selbst ein gleiches, aber bei Ihnen hat es doch nur einen Grund, nämlich den, in den Augen meiner Schwester nicht als ein Mensch ohne Muth zu erscheinen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie darüber ganz beruhigt sein könnten, aber ich sehe auch ein, daß Sie meinen Bitten, jetzt vollends, nicht fügsamer sein werden, als denen Amélies. Ich mache Ihnen daher einen Vorschlag. Sie können unserer Sache einen weit größeren Dienst erweisen, als es mit der Büchse in der Hand möglich ist, wenn Sie, als Fremder, mit einem Passe versehen, den man unbedingt in Sion respektiren wird, an unsere dortigen Freunde eine Botschaft bestellen. Der Obercommandant hat mir aufgetragen, einen verläßlichen Mann dazu auszusuchen, ich kann keine bessere Wahl treffen, als Sie. Hier haben Sie — dabei zog er eine Depesche aus der Brusttasche — was Sie brauchen. Lesen Sie den Inhalt genau durch und vernichten Sie dann das Papier, für den Fall, als man sie für verdächtig halten und durchsuchen sollte. Diese Adresse wird hinreichen, Ihnen Glauben und Vertrauen bei dem Manne zu sichern, an den sie lautet. Mein Kutscher wird Sie zudem gleich an das Haus führen!“

„Gut,“ sagte Viktor rasch entschlossen, „ich besorge diese Depesche, die allerdings von Wichtigkeit ist, aber hoffen Sie nicht Louis, daß Sie mich dadurch vom Kampfe entfernt halten. Wenn es gilt, werde ich bei Ihnen sein, darauf können Sie zählen und wenn ich durch den Rhone schwimmen müßte Entschuldigen Sie mich bei Herrn de Rucé.“ —

„Gewiß, — auf Wiedersehen, also heute Abend in Sion!“

Als Viktor seinen Freund umarmt hatte, und! nun die Straße dahin fuhr, sah er, wie de Rucé seine Leute ordnete. Es mochten vier- bis fünfhundert Mann sein, die hier versammelt waren, ein großer Theil davon regelmäßig bewaffnet, die Andern mit Büchsen und langen Flinten. Es waren meist starke, sonnverbrannte Männer, mit denen schon ein Schlag zu führen war. Viktor drückte sich erröthend in die Ecke, als er an dem Commandanten des Bataillons vorüberfuhr, kam es ihm doch vor, als sähen ihn alle Leute spöttisch an, wie Einen, der froh ist, der Gefahr mit gutem Vorwand aus dem Wege zu gehen.

Vor der Rhonebrücke hinter Riddes, stand der letzte Posten der Unterwalliser. Mehreres Fuhrwerk,

und selbst einzelne Personen wurden hier bereits angehalten, die Communikation mit der Hauptstadt war für den Augenblick gesperrt.

Viktor gab dem Commandanten des Postens das Losungswort, das ihm Louis mitgetheilt hatte und fuhr nun ungehindert weiter, bis durch den finstern Thorbogen der alten Hauptstadt von Wallis.

VII.

In Sion schien Alles gespannt und ängstlich zu sein.

Die Regierung, aus Patriziern des oberen Wallis und eifrigen Anhängern des Bischofs und der fanatischen Kirchenpartei zusammengesetzt, hatte allerdings schon Kunde erhalten, daß im untern Wallis eine ähnliche Erhebung beabsichtigt werde, wie im vorigen Jahre, wo es den Liberalen gelungen war, sie durch einen jähen Anlauf zu überraschen und vielfache Conzessionen ihr abzudringen, mit denen es freilich nach überstandener Gefahr nicht sehr genau genommen wurde. Aber auch diesmal kam die Erhebung so schnell, daß sie noch nicht gehörig

vorbereitet war, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die plötzliche Abreise mehrerer Mitglieder des großen Rathes, die als die Führer der Liberalen bekannt waren, gleich nach dem Schluß der gestrigen Sitzung, hatte sie zu rascher Thätigkeit gespornt. Schon in der Nacht waren Eilboten an alle Gemeinden abgegangen, auf welche die Regierung rechnen zu können glaubte, die Thore von Sion wurden bewacht und bereits befand sich eine Anzahl Milizen aus der Nähe der Stadt, innerhalb ihrer Mauern.

Der heutige Tag war entscheidend, das fühlten die Männer der Regierung so gut, wie die Häupter der Aufständischen, die ihren Zug nach Möglichkeit beschleunigten. Es wurde nicht einmal auf die Zuzüge aus den entfernteren Gegenden gewartet, sondern vorwärts geführt, was da war. Diesmal kam es darauf an, die Liberalen in den Bezirken, in welchen die Clerus- und Aristokratenpartei die Mehrheit hatte, in den Stand zu setzen, diese vom Zuge nach Sion so lange abzuhalten, bis die Hauptstadt gewonnen war.

Als Viktor in die Stadt einfuhr, wurde der Wagen von einem Offizier in Uniform angehalten. Er schien einen hohen Rang einzunehmen nach der Ehr-

furcht, mit welcher er von seinen Begleitern, die indeß meist Civilkleider trugen, behandelt wurde. Viktor reichte ihm seinen Paß, der Offizier that zwar einen Blick hinein, gab ihn jedoch mit einer kurzen Verbeugung wieder zurück und fragte in weichem fremdartigen deutsch: „Sind Sie mein Herr, nicht auf der Straße angehalten worden?“

„Nein,“ antwortete Viktor, „ich bin diesen Morgen von Riddes abgereist!“

„Von Riddes? so? und haben Sie von den Insurgenten nichts gesehen?

Von den Insurgenten?“ fragte Viktor, „ist denn ein Aufstand im Lande ausgebrochen?“

„Ja,“ war die lakonische Antwort. „Haben Sie also jenseits des Rhone keine bewaffneten Trupps gefunden?“

Er sah Viktor dabei durchdringend an und gab ein Zeichen an die Umstehenden. Viktor bemerkte, daß ein Soldat in Uniform zu dem Pferde trat und es am Zügel faßte.

„Sind Sie zu diesem Verhör gegen einen Fremden von der Regierung beauftragt?“ fragte Viktor und stand im Wagen auf.

„Ja, ich bin sogar selbst Mitglied der Regierung,“

antwortete kalt der Offizier, „ich weiß nicht, warum Sie eben als Fremder, und insbesondere als Oesterreicher nicht genauere Auskunft über die Rebellen geben wollen? Sie müssen bemerkt haben, daß sich auf der Straße von Martigny bewaffnete Haufen versammeln, wollen Sie" —

Ein Reiter der im Galopp hereinsprengte, unterbrach das Gespräch, indem er vor dem Offizier sein Pferd parirte.

„Sie kommen, mein Oberst!" rief er, „Ihre Avantgarde hat bereits Ardon passirt. Es mögen zwischen vier- und fünfhundert Mann sein." —

„Führen sie Geschütz?" fragte rasch der Oberst.

„Ich habe kein's bemerkt, die Colonne marschirt aber sehr rasch, sie können in einer Stunde im Angesicht der Stadt sein!"

Unter den Begleitern des Obersten wurde geflüstert, die Gesichter nahmen ein bedenkliches Aussehen an.

„Sie können weiter reisen," sagte der Oberst nun zu Viktor, „aber Sie müssen die Stadt augenblicklich verlassen, denn die Thore werden gesperrt!"

Damit drehte er Viktor den Rücken und wandte sich zu einem Sergeanten, der eben mit mehreren

Soldaten anlangte. Viktors Kutscher gab dem Pferde einen Hieb, der Soldat, der die Zügel hielt, ermahnte ihn aber, langsam zu fahren und schritt neben dem Wagen her, um ihn zum andern Thore hinaus zu geleiten.

Viktor war äußerst verdrießlich, daß er nun seine Depesche nicht abgeben konnte, er sann hin und her, wie er dies möglich machen könne. Als sie durch eine Gasse fuhren, drehte sich der Kutscher, wie zufällig um, und deutete dabei mit der Peitsche auf ein Haus, aus dessen Fenstern zwei junge Leute und ein Mädchen sahen. Viktor blickte nach dem Fenster empor und fuhr mit der Hand nach seiner Brieftasche. Die jungen Männer hatten wahrscheinlich Wagen und Kutscher erkannt, denn der Eine verschwand rasch vom Fenster und ehe noch Viktor einige Häuser weiter gekommen war, sah er ihn rasch vorüber und von Zeit zu Zeit umblickend, dem nächsten Thore zugehen.

Hier verließ der Soldat mit einer Verbeugung den Wagen, Viktor drückte ihm ein Frankenstück in die Hand und als er durch den Thorbogen fuhr, huschte der junge Mann vor ihm hinaus ins Freie.

„Das ist der Herr,“ flüsterte der Kutscher, „zu dem ich Sie habe führen sollen!“

In diesem Augenblicke wurde der Wagen durch einen Trupp Bewaffneter aufgehalten, welche bestaubt und eilfertig der Stadt zuschritten. Ein junger Geistlicher, der den aufgekrempten Hut in der einen Hand, mit der andern die langen Schöße seines Rockes trug, schien sie anzuführen.

Während nun der Wagen hielt, um den Haufen vorbeizulassen, hatte der junge Mann aus Sion sich gewandt auf die andere Seite gedrückt und flüsterte: „bringen Sie Nachrichten von unten mein Herr? Schnell, bitte ich, ehe es zu spät wird.“ —

„Die Losung?“ sagte Viktor ebenso leise, dabei aber die Hand vor den Mund haltend, da er sein Gesicht von den Zuzüglern, die ihn finster und trotzig anstarrten, während sie vorüberschritten, nicht abwenden mochte.

Der junge Mann gab das Wort, dasselbe, das Viktor an der Brücke gegeben, und wie der letzte Bewaffnete am Wagen vorüber war, langte er rasch in den Busenstreifen seines Hemdes und zog das Papier hervor. Der junge Mann nahm es, und im nächsten Augenblick war er um das Pferd herum, ging quer über die Straße und verlor sich in einem Gebüsch. Als Viktor vorüberfuhr, rief eine Stimme:

„Gott sei Dank! wir haben mit Sehnsucht gewartet!“ ohne daß jedoch der Sprecher zum Vorschein kam.

„Wenn er nur noch in die Stadt gelassen wird!“ sagte der Kutscher zu Viktor, sie werden jetzt auch dieses Thor schließen und Niemand mehr hineinlassen!“

„Ist das gewiß auch der Herr gewesen, an den uns Herr Biard empfohlen hat?“ fragte Viktor.

„Freilich, ich kenne ihn ja recht gut, ich habe Herrn Louis hundertmal an das Haus gefahren!“

Viktor athmete beruhigt auf, es war ihm Alles so rasch gekommen, daß er ganz confus geworden war.

Nachdem sie noch eine Strecke weit gefahren, hieß er den Kutscher anhalten, und fragte ihn, auf welchem Wege sie nun nach Martigny umkehren könnten?

„Nach Martigny?“

„Ja wohl! Wir müssen sehen, wieder zu Herrn Biard und den Seinigen zu kommen!“

„Ja, das wird schwer gehen. Wir sind auf dem rechten Ufer des Rhone, und finden erst bei Sierre eine Brücke, um auf das linke zu kommen. Aber wenn wir auch dort wären, so nützt uns das nichts, da wir keine Straße haben. Man könnte nur zu

Fuß oder zu Pferde, den weiten Umweg auf dem linken Ufer machen.“ —

„Kann ich denn Sion nicht umgehen, und über die Berge dort nach Riddes kommen? das kann doch kein so weiter Weg sein, daß ich nicht bis Abend in Riddes sein könnte!“

Der Kutscher schüttelte bedenklich den Kopf.

„Sie finden sich ohne Führer nicht zurecht mein Herr! und den Leuten hier herum ist nicht zu trauen. Sie halten es meistentheils mit den Pfaffen. Dann könnten Sie auch einer solchen Bande in die Hände fallen, wie wir eben einer begegnet haben. Wir wollen lieber nach Sierre fahren, und dort bis zum Abend warten. Bis dahin sind die Unsrigen wohl in Sion eingerückt, und dann können Sie ohne alle Umstände dahin zurückkehren,“

Viktors Entschluß war gefaßt. Er beschloß den Weg zu Fuß zu machen. Weit abirren konnte er nicht, dafür glaubte er in der Gegend zu viele Orientirungspunkte zu haben. Die Sonne brannte freilich, der Weg über das Gebirge war mühselig, aber noch viel unerträglicher war ihm der Gedanke, jenseits des Kampfplatzes in Sicherheit zu sein,

während seine Freunde Blut und Leben einsetzten für die Sache der Freiheit.

„Fahren Sie, wohin Sie wollen,“ sagte er, dem Kutscher einen Fünffrankenthaler reichend, „ich will selbst sehen, wie ich weiter komme.“ Er stieg aus dem Wagen und nachdem er sich rings umgesehen hatte, schritt er ohne weiteres Bedenken dem Gebirge zu, das sich fast bis an die Mauern von Sion erstreckt. Glücklich erreichte er die Höhen, ein Fußpfad schien nach den drei alten Schlössern zu führen, die über einander aufsteigend, die Gipfel dreier Berge krönen. Sie waren einst starke Vesten der Bischöfe von Sion, die zugleich Fürsten des heiligen römischen Reiches waren. Das niederste heißt Majoria, (die Meierei) darüber hebt sich der zwar von Sturm und Wetter gebrochene, aber immer noch imposant aufsteigende Thurm des Tourbillon.

War Viktor erst zwischen den Schlössern, so konnte er nicht fehlen. Die Unterwalliser mußten zudem binnen ganz kurzer Zeit vor Sion eintreffen. Aber ein unerwartetes Ereigniß kreuzte seine Pläne.

Als er eben um eine Ecke bog, um die der Fußpfad sich wand, wurde er angerufen, und sah zu seinem großen Mißvergnügen mehrere Milizen vor

sich, die ihn argwöhnisch umringten. Ehe er noch dazu kam, mit möglichster Unbefangenheit eine Frage an die Bewaffneten zu thun, näherte sich ihm ein Geistlicher, und nachdem er einen langen durchdringenden Blick auf den jungen Mann geworfen, fragte er mit vieler Höflichkeit, „wie der Herr hierher komme, auf diesen einsamen Fußpfad, und während das ganze Land in Unruhe sei!"

Viktor erzählte, daß er ein Fremder sei und der Lust nicht habe widerstehen können, die schöne Aussicht von den Bergen zu genießen!

Der Geistliche schien damit befriedigt zu sein, machte aber die Bemerkung, daß das Reisen gerade heute durch den unerwarteten Ausbruch der Rebellion sehr gestört und erschwert sei.

„Sie werden heute keinen Schritt thun können, mein Herr, fuhr der Pater fort, ohne zwischen die Parteien zu gerathen. Diese gottlosen Schurken — Sie sind doch Katholik, mein Herr!"

Viktor zog seinen Paß aus der Tasche und reichte ihn dem Pater.

„Ah so! Ein Oesterreicher also, nun das freut mich, denn ich hatte Sie wirklich im Verdacht, daß Sie mit jenen Schuften simpatisirten, die so eben

gegen Gott und ihre rechtmäßige Obrigkeit, die Waffen ergriffen haben. Aber diesmal soll es den Höllenbränden nicht so leicht gerathen, wie das vorige Mal! Alle Gutgesinnten im Lande haben sich erhoben, und ehe Abend wird, werden diese Räuber und Mordbrenner von allen Seiten umzingelt sein! Wir sind eben im Begriff, in die Stadt hinabzuziehen — gehen Sie mit uns, Sie könnten sonst in die Hände der Banditen fallen und rein ausgeplündert werden, besonders wenn man dahinter käme, daß Sie ein Freund der guten Sache sind!"

„Sehen Sie hochwürdigster Herr!" rief jetzt Einer der Männer in die Tiefe deutend. Der Pater und Viktor folgten seiner ausgestreckten Hand und sahen Waffen durch den Staub blitzen, der auf der Straße aufgewühlt wurde.

„Wahrhaftig, da sind die Banditen, die Ketzer schon" — rief der Pater und ballte die Faust, „o, daß wir Ihnen den Thurm des Tourbillon auf die nichtsnutzigen Köpfe werfen könnten. Ja, nun Kinder, können wir nicht mehr hinab und müssen die Nacht abwarten. Bis morgen sind sie im Sack, bis morgen sind sie von allen Seiten von den treuen Söhnen der Kirche eingeschlossen, und können zu-

sehen, wie sie in ihre Rattenlöcher zurückkommen. Man wird diesmal keine Gnade üben, es wäre himmelschreiend, wenn man es thäte, fiat justitia mein Herr! nicht wahr?"

„Ich kenne die Verhältnisse des Landes zu wenig, — um beurtheilen zu können." —

„Ich bitte Sie mein Herr! die Sache ist ganz einfach, hier das göttliche und menschliche Recht, die Kirche, die Obrigkeit, die Moral, das Wort Gottes, drüben die Rebellion, die Ketzerei, die Unzucht, Fraß, Völlerei, alle sieben Tödsünden, Vater und Muttermord, wenn es diese schrecklichen Menschen für ihre Zwecke dienlich erachten. Ich versichere Sie mein Herr! Sie haben keinen Begriff von der Schlechtigkeit dieser Menschen, wahre Sodomiter und Gomorrhaner, es ist nur zu bewundern, daß Gott so langmüthig ist und diese rebellischen Schufte nicht mit Pech und Schwefel beregnet! Aber sie sollen sehen — diesmal nichts von Gnade, hängen, köpfen, sage ich Ihnen mein Herr! eher wird keine Ruhe werden, bis diese Hauptketzer, dieser Jorice, dieser Barmann, dieser Biard aus Martigny und ihre ganze Sippschaft am Galgen hängen!"

Der Pater bot ihm eine Priese, Viktor hätte ihm am liebsten mit einem Fußtritte gedankt.

Jetzt donnerte ein Kanonenschuß von der Mauer der Stadt. Eine krachende Salve aus dem Kleingewehr antwortete darauf.

„Diese Spitzbuben unterstehen sich sogar wieder zu schießen“ rief der Pater zornig, „statt die Kanonenkugel als eine Warnerin, so zu sagen, als einen Wink von Gott anzuerkennen, daß ihre Rebellion eine lasterhafte sündige Vermessenheit sey, und nicht ungestraft bleiben könne, untersteht sich dieses Gesindel, diese Bande sogar auf die treuen Söhne der Kirche zu schießen! Sehen Sie mein Herr, so weit kommt es, wenn der Mensch von der Schlange der Klugheit und des Unglaubens gebissen wird, toll wird er, rein toll, der Teufel fährt in ihn mit den Irrlehren, die er verschluckt, statt dem Worte des Herrn! Ach wie muß es schön in Oesterreich sein, wie ruhig, wie gottselig und gottgefällig. Ich bin einmal in Tyrol gewesen, ich sage Ihnen, es war mir dort wie im Paradies! Ja in Oesterreich gilt Gottes Wort noch, da ist der Fürst Metternich, das ist ein frommer weiser Mann, darum gedeiht auch alles dort, darum ist Oesterreich auch vor allen, groß

und reich, und wird es bleiben bis in Ewigkeit, Amen! Dort wird sobald keine Revolution ausbrechen, der Fürst Metternich versteht es, den Ketzern und Aufwieglern das Handwerk zu legen!"

Viktor hatte, ohne auf den Pestilenzprediger weiter zu achten, die Züge der Unterwalliser verfolgt, die nun sämmtlich im Angsichte der Stadt waren. Er konnte nur die dunklen Massen, die glitzernden Waffen ausnehmen. Wie gerne wäre er kopfüber ins Thal gestürzt, wenn er nicht hätte fürchten müssen, von seinen Gefährten niedergeschossen zu werden.

Der Trupp auf der Höhe hatte sich indeß ansehnlich verstärkt. Es mochten nun an funfzig Mann sein, die der Pater um sich versammelt hatte, und noch immer langten einzelne Nachzügler an.

Viktor vernahm aus ihren Gesprächen, daß morgen früh nicht nur ein allgemeiner Angriff auf die unten im Thal gelagerten Walliser unternommen, sondern ihnen auch der Rückzug durch die Aufgebote aus den Gemeinden des linken Ufers abgeschnitten werden solle. Es waren offenbar alle Kräfte der Aristokratenpartei aufgeboten worden, während die Erhebung in den lieberalen Bezirken keineswegs

eine so allgemeine schien. Die Zahl der Unterwalliser und Lieberalen vor Sion, däuchte Viktor ziemlich gering, er mißtraute freilich seinem ungeübten Auge, aber auch seine Umgebung schlug sie nicht höher als auf etwa zweitausend Mann an.

Viktor erwartete nun einen raschen Angriff auf die Stadt. Ein Kanonenschuß, der von Seite der Unterwalliser fiel, schien darauf hinzudeuten, aber er wurde nicht einmal von den Mauern erwidert. Nachdem eine Stunde peinlicher Erwartung verstrichen war, schienen die Massen vor der Stadt nochmals in Bewegung zu gerathen, aber es erfolgte abermals kein Angriff. Ein paar Schüsse, die aus dem kleinen Gewehr und, wie es schien, zufällig fielen, waren die einzigen kriegerischen Zeichen dieses Abends.

Die Sonne neigte sich zum Untergehen, Viktor zog seine Uhr, es ging auf die achte Stunde. Heute Abend kann also von einem Sturm keine Rede mehr sein. Viktor glaubte, man wolle vielleicht die Nacht abwarten, um im Einverständniß mit den in der Stadt befindlichen Liberalen einen Handstreich auszuführen. Er ergab sich also in Geduld, faßte den Entschluß, in der Nacht um jeden Preis zu ent-

wischen, und vertraute nun dem Pater an, daß er seit Morgens nichts gegessen habe, und daß man ihm also einen Wegweiser in das nächste Dorf mitgeben möge, um sich dort zu restauriren —

„O das ist nicht nöthig," sagte der Pater, ich werde gleich das Abendgebet sprechen, und dann können Sie unser Gast sein. Wir führen zwar als Streiter Gottes nur Brot, Käse und Wein mit uns, aber satt sollen Sie darum schon werden. Wenn Sie vielleicht Milch wünschen, so kann Ihnen auch die geholt werden" —

„Ich bedauere nur geistlicher Herr! daß ich Ihnen so viele Ungelegenheit mache" —

„Mir? keineswegs, es ist mir nur allein um Ihre Sicherheit zu thun, deshalb kann ich nicht zugeben, daß Sie sich irgend einer Gefahr aussetzen! Wer weiß, ob nicht die Diebe unten — aber sie mögen nur kommen, dann sollen sie sehen, wie Gott mit den Seinigen ist! Hals und Beine sollen die Schelme brechen!"

Er stand jetzt auf und gab einen seufzenden, stöhnenden, fast heulenden Ton von sich, der wie auf ein Glockenzeichen, seine Schaar um ihn versammelte und wahrscheinlich eine Art Inspiration ausdrücken

sollte. Den dreikrämpigen Hut unter dem Arm, die Hände über dem schon recht stattlich gerundeten Bauche faltend, stand der würdige Seelenhirte da und zwar so, daß der liebe goldene Sonnenschein seinen Rücken und nicht sein Antlitz verklärte. Ihm war es gleich, wohin die Glorie fiel, er wußte, bei seiner Heerde komme es nicht auf derlei poetische Elevationen an.

„Meine Kinder," begann er, „es wird Abend und der grundgütige Gott will den Mördern da unten Zeit bis Morgen geben, in sich zu gehn, Reue und Leid zu erwecken, Buße zu thun, und den gnädigen Herrn in Sion, namentlich unseres vortrefflichsten Herrn Bischofs ihre Vermessenheit, ihre Missethat, ihr Verbrechen demüthig abzubitten. Wenn Sie es aber nicht thun, so wird sie alle der Teufel holen, dann werden wir auf sie loshauen und stechen und schießen, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre, an welchem, wie das Evangelium sagt, Heulen und Zähnklappern sein wird. Also betet alleweile sieben Vaterunser und ebenso viele Ave Maria, dann werden wir sehen, was weiter zu thun ist!"

Er fing an ein Paternoster laut vorzubeten, seine kleine Gemeinde fiel mit einem Lärm ein, daß man

es unten im Thale hören konnte. Dabei warf er zuweilen einen Blick auf Viktor, der die Hände zusammengelegt an einem Baume lehnte und der Andachtsübung mit Grauen zusah, die das Vorspiel eines brudermörderischen Kampfes sein sollte.

Nach dem Gebete wurde ein Zwergsack gebracht und ein schöner goldgelber Käse mit Weisbrot und ein steinerner Weinkrug vor den Seelenhirten ausgelegt. Viktor ließ sich trotz seines Grolles nicht nöthigen, wacker zuzulangen.

„Sehn Sie mein Herr!" sagte der Pater, „was für Unbequemlichkeit und Beschwerde bei dem Werke Gottes ist, aber man thut ja alles gern zu seiner Ehre und für unsere heilige Religion. Ob diese Schufte dafür stehen, daß ich in der Sonnenhitze zwei Stunden Weges mit meinen lieben Kirchkindern marschirt bin, daß ich heute auf der Streu schlafen muß, statt in meinem guten Bett, aber mein lieber Herr! man muß dem Volke ein Beispiel geben, und wenn diese Schelme nur recht tüchtig zugedeckt werden, soll es mir um diese miserable Nacht nicht leid sein!"

Während des Abendessens entstand eine Bewegung unter den Gelagerten, und es erschien ein

junger Mann in Offiziersuniform, welcher verbrannt von der Sonne und bestaubt, daß man die Farbe seines Rockes kaum ausnehmen konnte, den Berg heraufgestiegen war und zu dem Geistlichen trat.

„Um Verzeihung hochwürdiger Herr! fragte er, steht diese Mannschaft unter Ihrem Commando?"

„Ja wohl mein Herr! ich der Mann des Friedens habe die Mühe nicht gescheut." —

„Dann bitte ich auf diese Ordre des Herrn Obersten von Courtre mir dieselbe zu übergeben, indem ich sie mit einbrechender Dunkelheit in das Thal hinabführen soll. Wissen Sie vielleicht, ob noch mehrere Zuzüge hier in der Nähe sind?"

„Nein, das weiß ich nicht, aber wahrscheinlich werden aus unserm Zehnten mehr Leute aufgebrochen sein. Wir sind aus dem Pfarrdorfe Ayent" —

Der Pfarrer hatte die offene Ordre mittlerweile durchstudirt und gab sie dem Offizier zurück, der eingeladen, an dem Abendbrote Theil zu nehmen, sich mit der Eile entschuldigte, welche ihm sein Auftrag zur Pflicht mache. Der Pater rief seine Schaar zusammen, die offenbar nicht in bester Laune über die Störung war, und theilte ihr mit, daß er sie den Händen des Herrn Offiziers übergebe, und mittler-

weile beten werde, daß Keinem von ihnen ein Leides widerfahren, hingegen jede ihrer Kugeln einen Rebellen treffen möge.

„Bis hieher," schloß er, „habe ich euch mit des Allmächtigen Hilfe ohne Fahr und Schaden geführt, mein Geist wird bei euch sein, wenn ihr weiter geht. Vergeßt nicht sieben Vaterunser zum Frühgebet, ich will morgen für euch eine Messe lesen! Haut nur tüchtig zu und schießt was das Zeug hält. Wem morgen ein Unglück geschieht, der hat es sich nur selber zuzuschreiben, weil er nicht andächtig gebetet oder sonst eine Sünde begangen hat, für die ihn der liebe Gott strafen will. Den Frommen wird kein Haar gekrümmt werden, da könnt ihr euch drauf verlassen! Na nun geht in Gottes Namen Kinder!"

Der Offizier hieß die Mannschaft sich bereit halten, und empfahl sich dem Pater. Jetzt erst fiel sein Blick auf Viktor.

„Und dieser Herr?" fragte er.

„Der bleibt bei mir," antwortete der Pater, dieser Herr ist ein guter Katholik, ein Oesterreicher, dem diese Schufte von Rebellen die ganze Freude an der Aussicht verdorben haben — wenn Alles

wieder ruhig ist, will ich ihn nach Sion führen lassen!"

Der Offizier verneigte sich, kommandirte „Marsch" und stieg mit den Leuten, die noch am letzten Brocken kauten, den Fußpfad hinab. Beim Pater blieb nur sein Sakristan zurück, der den Futtersack wieder zusamenpackte und über die Schulter hing.

„Und wo bleiben wir, geistlicher Herr?" fragte Viktor.

„Nun, da die Leute glücklich fort sind, wollen wir es uns etwas bequemer machen und nicht auf der Streue schlafen! Wir könnten entweder zu mir nach Ayent gehen, wo wir freilich am besten aufgehoben werden, aber dahin sind noch zwei Stunden Weges und ist dabei zu steigen und zu klettern, oder wir gehen in die Meierei da unten, wo wir schon ein Bett finden werden." —

„Aber dann wären wir ja ganz in der Nähe der Unterwalliser," wandte Viktor ein, der mit stillem Jubel diesen Vorschlag anhörte.

„Macht nichts," antwortete der Pater, wenn die Rebellen dort sind, kehren wir nicht ein, sind sie nicht dort, so können wir ruhig schlafen, denn mein Sakristan hier wird Wache halten und uns sogleich

aufwecken, wenn es unruhig werden sollte. In der Meierei sind lauter gute Christen, der Herr Bischof duldet keine räudigen Schafe in seinem Stalle! Wenn die Schelme nicht schon dort sind, haben wir nichts zu befürchten."

Sie stiegen nun vorsichtig den Fußpfad hinauf und hinab, bis sie die Meierei im Mondlichte vor sich sahen. In der Tiefe war Alles still — die wenigen Wachtfeuer, um welche die Posten der Walliser lagen, glimmten unter dem schwarzen Rauch, der in den klaren Himmel emporwirbelte.

„Von da aus könnte man beinahe mit einem Sprunge im Lager der Feinde sein," meinte Viktor, stehenbleibend.

„Wäre doch ein hübscher Sprung, bei dem man den Hals gebrochen hätte, ehe man unten wäre. Nein, der Weg ist in der Nacht sehr gefährlich." —

Viktor hatte mittlerweile seine Terzerole aus der Tasche gezogen und sagte: „Ich hätte doch große Lust, den Ketzern da unten einen Besuch abzustatten." —

„Was fällt Ihnen ein, mein Herr?"

„Und ich werde es am Ende doch thun. Sie, Herr Sakristan, werden die Gefälligkeit haben, mich

auf dem kürzesten Wege zu den Vorposten der Walliser zu führen."

Mit diesen Worten streckte er die Hand mit dem Terzerol aus, auf dessen Lauf das Mondlicht glitzerte.

„Ohne Umstände, vorwärts!"

„Aber mein Herr." —

„Vorwärts, Herr Sakristan, oder ich jage Ihnen eine Kugel durch den Leib."

Der Sakristan ließ den Futtersack fallen, der Pater trat, erschrocken und die Hände vorhaltend, zwei Schritte zurück. Viktor aber faßte den Sakristan mit kräftiger Hand beim Arme und ehe der Pater sich einigermaßen erholt hatte, waren beide schon in dem Schatten des Abhanges verschwunden.

„Rebell, Mörder, Bandit!" schrie der Pater mit wutherstickter Stimme, „und der will ein Oesterreicher sein? Ein Jakobiner ist er, ein Freimaurer, ein Franzos! Oh, Satanas!"

Es blieb dem Würdigen aber doch nichts übrig, als den Futtersack, in dem noch dazu der Weinkrug zerschlagen war, aufzuheben und an seinen Rückzug zu denken. In die Meierei traute er sich nicht mehr zu gehen, da er fürchtete, der Freimaurer könnte ein

Paar Kerle hinaufschicken, um ihn umzubringen, und so mußte er die Nacht im Freien kampiren. Statt durch ein Abendgebet erleichterte er aber sein Herz durch ein Schock Verwünschungen, die er Viktor nachschleuderte.

VIII.

Ein halber Tag und eine Nacht waren durch faule Unterhandlungen von den Unterwallisern versäumt worden. Die Pfaffen und Aristokratenpartei hatte, durch die noch rechtzeitig angelangten Zuzüge verstärkt, die Liberalen in der Stadt niedergehalten, und eine Diversion zu Gunsten der Belagerer verhindert. Während der Nacht hatten ihre Offiziere, nach allen Seiten ausgeschickt, die auf den umliegenden Bergen kampirenden Haufen zusammenziehen lassen und am Morgen sahen die Führer der Unterwalliser bereits ein, daß an einen Handstreich nicht mehr zu denken sei. Es wurde daher der Rückzug über den Rhone beschlossen und sollte der Angriff im eigenen Lande abgewartet werden. Bis dahin konnten die Anhänger der jungen Schweiz im obern

Wallis, von denen nur einzelne Trupps auf Umwegen im Lager von Sion angelangt waren, durch eine Erhebung im Rücken die Aufgebote der Regierung zwischen zwei Feuer bringen und das benachbarte radikale Waatland Hilfsschaaren und Munition senden, an welcher es den Aufständischen fehlte.

Niemand fiel der in aller Stille angetretene Rückzug schwerer und schmerzlicher, als Louis. Mißmuthig und schamroth schritt er neben de Nucé, der die Nachhut befehligte, und klagte diesem, der vergeblich auf raschen Angriff der Stadt gedrungen hatte, sein Leid.

„Die Stadt haben wir freilich geschont," sagte er mit bitterem Spotte, „aber man wird uns wenig Dank wissen dafür. Dieser Beweis von Edelmuth wird uns, und zwar mit vollem Recht, von aller Welt als ein Zeichen von Feigheit und Schwäche ausgelegt werden. So gut wie wir auf die Liberalen im obern Lande zählen, findet die Regierung auch Freunde bei uns, an einen glücklichen Kampf ist unter diesen Umständen kaum mehr zu denken."

„Daß aber die Hasenfüße in der Stadt keinen Versuch gemacht haben," murrte de Nucé, „Sie

haben doch die Ordre hinein geschickt? Am Ende ist sie nicht bestellt worden?"

„Dafür möchte ich bürgen," antwortete Louis, „mein Freund, den Sie bei uns kennen lernten, hat auf meine Bitte die Besorgung übernommen, und wenn ihm nicht ein Unglück zugestoßen ist" —

De Rucé verzog den Mund, Louis fühlte sich für Viktor gekränkt.

„Seine Schuld war es gewiß nicht," sagte Louis mit einiger Heftigkeit, „ich kann Sie versichern, de Rucé, daß Herr Labin ein Mann von eben so viel Muth als Ehre ist" —

„Zweifle nicht," antwortete der ehemalige Schweizeroffizier und hielt sein Pferd an, um hinter sich zu blicken.

Sein Bataillon war durch den Abmarsch mehrerer Trupps, die sich bei der Nachricht, daß der Rückzug angetreten werde, sogleich vom Hauptkorps getrennt hatten, um nicht von ihrer Heimath abgeschnitten zu werden, wesentlich verringert worden. Fortwährend noch blieben Einzelne zurück und verschwanden in den Gebüschen, verloren sich auf Feldwegen, ja eine ganze Abtheilung ließ sich auf einer

Prahme über den Fluß setzen, um schneller nach Hause zu kommen.

„Da sehen Sie!“ rief Louis zornig, mit der Spitze seines Säbels auf die Ausreißer deutend. —

„Ich hindere keinen Menschen,“ sagte de Rucé trotzig, „da die Herren, denen das Volk seine Sache anvertraut hat, aus lauter Humanität und Edelmuth seinen Sieg verspielt haben, so kann ich es Niemanden verargen, wenn er eine Sache aufgiebt, die dem Gelingen so nahe, nun kläglich zerscheitert. Ha! welcher Unterschied zwischen dem Einzuge im vorigen Jahre, und dem Rückzuge von heute! Vielleicht, lieber Biard, besteigen auch wir, ehe es Abend wird, irgend ein solches Fahrzeug, um uns in die Verbannung zu begeben! Sacre bleu — ich könnte mir eine Kugel vor den Kopf schießen!“

Es war bereits zehn Uhr, als die Brücke vor Riddes erreicht wurde. Die wenigen Reiter, welche die letzte Nachhut bildeten, kamen herangesprengt und meldeten, daß der Feind, an zweitausend Mann stark, bereits durch Ardon ziehe, die Zwischenstation von Riddes und Sion.

An der Rhonebrücke, über welche die Züge der Unterwalliser defilirten, hielten die Führer und wa-

ren zwei Geschütze aufgefahren. Es hieß, die Brücke müsse in jedem Falle gehalten und dann in Brand gesteckt werden.

„Die Anstalten dazu hätten gestern getroffen werden müssen,“ murrte de Rucé auf's Neue, „jetzt ist kaum Zeit mehr, die Bohlen abzureißen, und sie für den Augenblick unfahrbar zu machen.“

Er that sein möglichstes, diesem Auftrage nachzukommen. Es wurden, wie der letzte Mann hinüber war, die Bohlen der hölzernen Brücke abgerissen und der Eingang vom linken Ufer verbarrikadirt. Die Regierungstruppen schienen aber darauf gefaßt zu sein, denn als nach etwa einer Stunde die Tête ihrer Colonne in Riddes anlangte, warfen sich ihre Scharfschützen sogleich in die Gebüsche am Ufer, und eröffneten ein lebhaftes Feuer auf die unter dem Kommando de Rucé's aufgestellten Vertheidiger und mehrere große Kähne und Prahmen wurden außerhalb der Schußweite in Bereitschaft gesetzt, um eine Abtheilung überzuführen, welche die Unterwalliser im Rücken bedroht hätte.

De Rucé ließ nun die Brücke in Brand stecken, und zog, nachdem die zwei Geschütze von denen er nicht einmal Gebrauch machen konnte, da der Feind

sich nirgends in Masse zeigte, abgefahren, und der Hauptcolonne nachgeeilt war, mit seiner Nachhut ab. Die Balken brannten langsam, da man sie weder mit Pech bestrichen, noch mit Stroh umwunden hatte. Einzelne kecke Oberwalliser kletterten, da sie nunmehr von den Kugeln der Vertheidiger nichts zu befürchten hatten, auf das Gerüst und löschten das Feuer, indem sie die brennenden Balken herabschlugen. Mittlerweile wurde übergefahren, was die Kähne faßten, und die Verfolgung der zurückweichenden Liberalen beschleunigt. Ihr Zug ging durch Martigny auf Saint Maurice, je weiter man kam, desto geringer wurde die Aussicht, die sinkende Wagschale des Kriegsglückes wieder in die Höhe zu schnellen.

Während die Unterwalliser abzogen, war Viktor am Ufer angelangt, das gleich darauf auch die Scharfschützen der feindlichen Partei besetzten. Er war vom Schicksal dazu auserseheu, überall zu spät zu kommen.

Als er mit seinem gepreßten Führer, dem Sakristan, eben aus einem Hohlwege gekommen war, riß dieser, der schon lange auf einen günstigen Moment gewartet hatte, plötzlich aus und verschwand

im Dunkel. Hatte Viktor im Stillen über den Pater gelacht, so konnte er nunmehr sicher sein, noch vielmehr von dem Sakristan ausgelacht zu werden, der ihn mitten in einer unbekannten Gegend in halber Finsterniß zurückließ.

Viktor war zudem sehr ermüdet, und hatte alle Richtung verloren. Er stand zwischen diesen Bergschluchten und Gebüschen wie ein Schiffer ohne Compaß auf einem unbekannten Gewässer. Resignirt streckte er sich auf einige Steinplatten aus, um den Morgen abzuwarten, und verrauchte dabei seine letzte Cigarre. Als er erwachte, war es bereits heller warmer Tag, aber seine Glieder waren steif, seine Kleidung feucht und er befand sich in einer so mißlichen unbehaglichen Stimmung, wie noch nie in seinem Leben.

Er blickte nun um und überzeugte sich, daß ihn sein spitzbübischer Führer vom Wege abgeleitet und tiefer in die Berge geführt hatte. Nach einer Stunde mühsamen Hin- und Herkletterns gewann er endlich die Aussicht und den Weg in das Thal, aber zu seinem tödtlichen Schrecken war von den Unterwallisern keine Spur mehr zu sehen, wohl aber defilirte durch das Stadtthor eine lange Colonne, an

deren Spitze er mehrere Offiziere zu Pferde und in Uniform erblickte. Es konnte nun kein Zweifel mehr sein, daß seine Freunde ihre Stellung aufgegeben und den Rückzug angetreten hatten und daß diese Colonne sie zu verfolgen auszog.

Er dachte an Amélie und ein bitteres Weh ging durch seine Seele. Wie bestürzt und erschrocken mußte das geliebte Mädchen sein, ihre Freunde flüchtig wiederkehren zu sehen, aber noch mehr betrübte es ihn, wenn sie erfahren sollte, daß er in Sicherheit sei und nicht einmal das Unglück derjenigen theile, denen er sich beinahe aufgedrängt hatte.

Er wollte wenigstens bei den Freunden eintreffen, ehe sie Martigny erreichten. Eine bewaffnete Colonne konnte nicht so schnell vorwärts kommen, als er, der Einzelne. Er stieg daher vollends bis in das Thal hinab, sich stets in gleicher Richtung mit den Oberwallisern haltend, und auf jede Gelegenheit bedacht, ihnen den Vorsprung abzugewinnen. Es war aber dies nicht so leicht. Die Feinde zogen die gerade bequeme Straße, er war unausgesetzt zu kleinen Umwegen genöthigt, bald durch eine Feldmark, bald durch ein Gehege aufgehalten, und nur

mit Anstrengung aller Kräfte gelang es ihm, vor Ardon der Colonne zuvorzukommen und nun lief er, so schnell er konnte, der Brücke von Riddes zu. Aber diese war bereits abgebrochen. Zwar erkannte er de Rucé, der auf seinem Pferde über die Andern hervorragte, auf dem jenseitigen Ufer, aber er sah auch, daß Niemand auf sein Zeichen achtete, und wenn es auch bemerkt ward, Niemand Anstalt machte, ihm hinüberzuhelfen. Schon langten im vollen Laufe einzelne Scharfschützen der Oberwalliser an, Viktor war genöthigt, das Ufer entlang zu gehen und dabei stets auf seiner Hut zu sein, daß er von ihnen nicht gesehen werde. Er hörte die Schüsse, die rasch auf einander fielen, und tröstete sich wieder, daß de Rucé seine Stellung so lange halten werde, bis es ihm gelungen sei, über den Rhone zu kommen. Aber auch diese Hoffnung war nicht von langer Dauer. Zwei Kanonenschüsse donnerten durch das Knattern der Büchsen und dann stieg ein dicker Rauch auf. Viktor wußte, daß dieser nur von der brennenden Brücke herrühren konnte, und daß ihm nun nichts anderes übrig bleibe, als über den Rhone zu schwimmen, wenn er keine Fähre fand. Jeder Schritt weiter, führte ihn nach Norden, während

seine Freunde nach Westen zogen. Er trat also an das Ufer, um so viel als nur möglich, vom Strome zu übersehen. Nirgend war ein lebendiges Wesen, nirgend ein Kahn zu sehen, er sprang also getrost in das Wasser. Der Rhone ist nicht eben breit, aber wie alle Gebirgswasser, reißend und von wechselnder Tiefe. Er schwamm zwar vortrefflich, aber seine Kräfte waren bereits sehr erschöpft, und so mußte er sich mehr von den Fluthen treiben lassen, statt sie zu durchschneiden. Einigemal drehte es ihn wie im Wirbel herum, indeß landete er glücklich, aber auch auf das äußerste ermüdet, am jenseitigen Ufer. Triefend und kaum mehr im Stande zu gehen, schleppte er sich dennoch durch die Wiesen und Felder, die zwischen dem Rhone und der Straße lagen. Seine Kleider dampften, wie die heiße Sonne sie erwärmte; wer solchen Zustand nicht selbst an sich erfahren hat, kann sich kaum einen Begriff von seiner Unbehaglichkeit machen. Endlich kam er auf die Straße, die nun eine schnurgerade Linie bis Martigny bildet. Vor sich sah er in der Entfernung von etwa zweitausend Schritten die Nachhut der Unterwalliser, aber zurücksehend gewahrte er auch, daß eine Abtheilung der Regierungstruppen in noch

geringerer Entfernung bereits die Straße gewonnen hatte. Seine Lage war die verdrießlichste. Die Freunde einzuholen, konnte er bei seiner Erschöpfung nicht mehr hoffen, wohl aber konnten ihm die feindlichen Tirailleurs sehr leicht auf den Hals kommen. Wenn er am Ende auch nichts für seine Person zu fürchten hatte, so wäre es ihm peinlich gewesen, wenn man ihn aufgehalten und vielleicht nach Sion zurückgebracht hätte. Wenn ihn zudem einer der Offiziere, mit denen er gestern in unfreiwillige Berührung gekommen war, erkannte, war es sogar möglich, daß man ihn, als verdächtig zurückgehalten und einem Verhör ausgesetzt hätte, das mißliche Folgen nach sich ziehen konnte. Das österreichische Beamtenbewußtsein machte sich unwillkürlich geltend; wenn man auch drüben nicht gerade in einem intimen diplomatischen Verhältniß mit der Regierung von Sion stand, so konnte eine Denunciation doch sehr leicht den Weg über Mailand nach Wien finden. Sonderbar, daß Viktor einen solchen Fall viel mehr scheute, als die Kugeln der Scharfschützen, die ihn sehr gut erreichen konnten, wenn er noch fünf Minuten auf seinem Platze blieb.

Er ging also wieder vorwärts mit schweren nassen

Füßen. Da wirbelte ihm eine Staubwolke entgegen und zwei Reiter auf Maulthieren kamen herangesprengt, und hielten wenige Schritte vor ihm still. Sie sahen vorerst nach den Oberwallisern aus, und machten dann Miene wieder umzukehren. Da rief Viktor sie an; der Eine, der den jungen von Schmutz und Staub fast unkenntlich gewordenen Mann näher in's Auge faßte, rief: „O mein Gott! Sie sind es, Herr?"

Viktor erkannte den Bauer, der sein Gefährte bei der Ersteigung der Klause des pisse — vache gewesen, und ihm froh die Hand reichend, rief er: „Ich falle um vor Müdigkeit, nehmen Sie mich auf Ihr Maulthier" — Der Bauer half ihm hinauf. Während Viktor sich zurecht setzte, und den vierschrötigen Vordermann umklammerte, fielen rasch drei Schüsse aus den Feldern, und eine Kugel wühlte den Staub der Straße wenige Schritte vor ihnen auf. „Teufel!" schrie der Bauer und gab seinem Thiere einen Hieb, „das war gar nicht weit von uns!"

Die Maulthiere wurden nun in schärfern Trab gesetzt, und langten in wenig Minuten bei der Colonne an.

De Nucé, durch die gefallenen Schüsse aufmerksam, hatte mit noch zwei andern Reitern Halt gemacht und erwartete sie. Beim Anblicke des doppelt berittenen Maulesels konnte er sich eines Ausrufes der Verwunderung nicht enthalten, vollends als er in dem Kruppenreiter Viktor erkannte.

Dieser antwortete für den Bauer, daß der Trupp nicht bedeutend sei und höchstens aus funfzig Mann bestände.

„Hätte ich nur zwanzig Mann Kavallerie!“ rief der ehemalige Schweizeroffizier, wie wollte ich diese Schufte zudecken, aber ganz ungestraft sollen sie mir doch nicht davonkommen. Sind es gewiß nicht mehr als funfzig Mann?“

„Ich habe sie fast zählen können,“ antwortete Viktor, „hinter ihnen ist die Straße ganz leer, in keinem Falle kann die Hauptkolonne die Brücke passirt oder auf den wenigen Fahrzeugen, die ich auf dem Flusse bemerkt habe, übergeschifft worden sein!“

„Ich will doch selbst nachsehen.“ —

Mit diesen Worten spornte de Nucé sein Pferd, und sprengte den Tirailleurs entgegen. Er sah allerdings, wie sie in eine Kette aufgelöst, sich näherten, aber so weit er auch die Straße hinabsah, war doch

nirgends eine größere Masse zu bemerken, die geschlossen einherziehend, ihnen als Reserve hätte dienen können. Es wurde mehrmals auf ihn geschossen, aber das hielt ihn nicht ab, seine Recognoszirung nach Möglichkeit genau vorzunehmen. Dann wandte er um und holte die Uebrigen ein. Seine eigene Truppe war bereits vor Martigny angekommen.

„Sie können wahrhaftig in diesem Aufzuge nicht in die Stadt," sagte er zu Viktor, Ihr Compagnon wird absteigen, und Ihnen sein Thier indeß überlassen; in der Stadt wird ohnehin Halt gemacht, da meine Leute etwas ausruhen müssen." —

Der Bauer stieg willig ab und ließ Viktor im alleinigen Besitze seines Maulesels den er sich dann im Hause des Herrn Viard abholen wollte.

„Reiten Sie nur voraus," sagte de Nucé, „ich muß hier, wo die Straße eine Wendung macht, einige Anordnungen treffen. Ich will mit hundert Mann mich in diese Häuser legen. Zwischen den Zäunen und Hecken wollen wir die Schufte erwarten, wenn sie ja die Unverschämtheit haben sollten, uns weiter zu verfolgen. — Grüßen Sie Herrn Viard, und sagen Sie ihm, es würde mich freuen, wenn wir uns heil und gesund in Saint Maurice wiedersähen.

Ich glaube übrigens nicht, daß es heute noch zu einem Gefechte kommt!“

Während nun de Rucé den augenblicklichen Vortheil des Terrains wahrnahm, und seine Leute hinter den Hecken und in den Häusern aufstellte, um die nachdringenden Oberwalliser mit einem wirksamen Feuer zu empfangen, ritt Viktor den allerdings schon stark hergenommenen Maulesel mit einigen Hieben antreibend, nach Martinach.

Hier war die Unordnung allenthalben sichtbar, in welcher sich das zurückweichende Corps der Unterwalliser befand. Die Leute aßen und tranken mit Gier und Eilfertigkeit, die verbrannten und verschwitzten Gesichter waren mißmuthig, Alles schien bereits die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg aufgegeben zu haben. Statt des Jubels, mit dem die Bataillone der Miliz gestern durch Martigny gezogen waren, herrschte heute ein düsteres Schweigen. Dazwischen rasselten Trommeln und bliesen die Signalhörner, die zuerst angelangten Abtheilungen brachen auf, um den Marsch nach Saint Maurice fortzusetzen. Die Trentoklause sollte gehalten werden, eine Schlucht, durch welche der Trient, ein wilder Gebirgsbach sich in den Rhone stürzt und über den

eine steinerne Brücke an dieser Stelle führt. So hatte de Nucé sich vorhin geäußert, und Viktor glaubte es, weil er begierig war, dem verfolgenden Feinde Stand zu halten. Es schien aber, als ob nicht Alle, die mit ihm zogen, solche Begierde theilten.

Viktor machte sich Platz zum Hause des Herrn Biard, wo ziemliches Gedränge war. Ein Bataillon stellte sich auf, man hatte Lebensmittel vertheilt, deren Reste die Leute zu sich steckten, und Alles schien im Aufbruch begriffen. In der Hausthüre stand Louis finster und niedergeschlagen, er war im Gespräch mit dem alten Diener des Hauses, der ebenso niedergedrückt und bekümmert wie sein Herr schien.

Als Viktor herantrabte und nicht ohne Mühe von seinem Maulthiere stieg, empfing ihn Louis mit offenen Armen.

„Viktor! Sie hier? welches Schicksal!“

„Heute möchte ich am liebsten meinen Vornamen verläugnen,“ antwortete Labin mit einem trüben Lächeln, „ich habe nichts thun können, ihn zu verdienen! Wo ist Ihr Vater, wo ist Amélie?“

„Beide verweigern eigensinnig zu fliehen, obwohl vorauszusehen ist, daß die Feinde an unserm Hause ihr

Müthchen kühlen werden. Nun, da Sie da sind Viktor, so will ich das als eine Fügung des Schicksals ansehen. Bleiben Sie bei meinen Leuten — ich muß fort! Ihre Anwesenheit wird jetzt ein Trost sein! O diese verdammte Zögerung gestern Abend, ich möchte mir eine Kugel vor den Kopf schießen aus Zorn und Scham über diesen Ausgang!"

Jetzt hörte man in nicht zu großer Entfernung einzelne Schüsse, gleich darauf eine volle Decharge und dann wieder ein lebhaftes Plänkeln. Die Milizen wurden unruhig, der Major kommandirte den Abmarsch und Louis, nachdem er Viktor umarmt hatte, zog den Säbel und nahm seinen Platz am Flügel einer Compagnie ein. Eine Minute darauf schwenkten die Züge ab, weinend und schluchzend sahen ihnen die Leute aus Fenstern und Thüren nach.

Der Bauer kam, sein Maulthier zu holen. Viktor machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

„Wenn Sie fort wollen mein Herr!" sagte der Bauer, „so will ich Sie über den Fluß ins Waadland oder nach Savoyen führen. Ich kenne alle Wege und Stege, wir kommen noch zu guter Zeit fort, aber dann müssen wir eilen. Ich bin aus la Croix, eine halbe Stunde von hier, mein Haus ist

das erste an dem Fahrweg. Wenn Sie sich die Sache noch überlegen wollen.“ —

„Gehn Sie mit Gott lieber Mann! ich bleibe hier.“ —

Da krachte abermals eine Decharge vor dem Städtchen, der Bauer schwang sich in den Sattel und klepperte den Truppen nach. Viktor blieb eine Weile unentschlossen stehen, dann wandte er sich rasch nach der Gasse, durch die er gekommen war, aber ehe er sie noch erreichte, begegnete ihm bereits de Nucé, der mit seinen beiden Compagnien im Doublirschritte heranrückte, um die Straße zu gewinnen, und die vorausmarschirende Colonne einzuholen.

Er winkte Viktor mit dem Säbel zu.

„Es ist nichts mehr zu thun,“ rief er, „sie kommen schon in Masse. — Adieu! vielleicht pour jamais!“

Ohne sich weiter aufzuhalten, ritt er an die Spitze seiner Colonne, und ließ in die nächste Gasse abschwenken. Viktor sah die letzte Truppe der Unterwalliser abschwenken und ging mit zögernden Schritten auf das Haus seiner Freunde zu. Er trat in die untere Stube, mit einem Freudenruf eilte ihm Amélie

entgegen, Herr Biard erhob sich ebenfalls und reichte ihm die Hand.

„Ich komme mit Ihnen zu theilen, was Ihnen begegnet," — sagte Viktor und eine tiefe Rührung ließ seine Stimme stocken. Der Alte wischte eine Thräne aus dem grauen Wimper, Amélie verbarg das Gesicht in beiden Händen. Nach einer stummen Pause sagte der alte Mann sich aufrichtend: „Die gute Sache wird doch siegen, für sie leiden, ist auch für sie kämpfen! Fasse Dich Amélie, man soll uns nicht in feiger Furcht finden, wenn man uns suchen kommt!"

IX.

Eine ziemliche Stunde verging.

Herr Biard hatte das Haus zwar schließen lassen, aber den Auftrag gegeben, sogleich zu öffnen, wenn Einlaß verlangt würde. Viktor hatte in aller Eile seine Kleider abgelegt und sich mit andern aus Louis Garderobe versehen. Amélie stöberte mit rasch wieder gewonnener Fassung noch einmal den Schreibtisch ihres Bruders durch. Viktor fand sie bei diesem Geschäft.

„Nun mögen Sie kommen,“ sagte Amélie, „Sie finden nichts, das meinen Bruder oder einen seiner Freunde kompromittiren könnte.“ —

Auf der Gasse erschallte jetzt ein wildes Geschrei. Beide traten an das Fenster. Es war eine Abtheilung Oberwalliser, die unter tumultuarischem Lärm in den Ort gedrungen war. Man konnte deutlich hören, was sie riefen. „Anzünden sollte man das verfluchte rebellische Nest! Todtschlagen, was drinn ist, es sind so nur lauter Ketzer und Rebellen.“ —

„Dafür haben die Unsrigen gestern Sion verschont, und um die Stadt nicht zu schädigen, den Erfolg ihrer Erhebung auf das Spiel gesetzt!“ sagte Viktor und ballte die Faust, „es hängt wahrhaftig nur von einem Zufall ab, wenn diese Barbaren nicht Ernst mit ihrer Drohung machen! Und diese Fanghunde des Pfaffenthums und der Aristokratie sind Deutsche.“ —

„Darüber grämen Sie sich nicht,“ antwortete Amélie mit bewundernswerthem Gleichmuth, der zu wachsen schien, je näher die Gefahr kam und je größer sie wurde, dieses Verdienst der Scherge der Willkür, der Feind aller Völker und Knecht aller

Fürsten zu sein, theilt der Schweizer redlich mit dem Deutschen."

Trommeln rasselten, ein geordnetes Bataillon zog vorbei. An seiner Spitze ritten zwei Offiziere. Viktor erkannte in dem Einen den Obersten wieder, der ihn aus Sion hinausgewiesen hatte. Er sagte es Amélie, die, einen Blick hinabwerfend, ihm bedeutete, daß dieses der Oberst von Kalbermatt, der Chef der Regierungstruppen sei. Der finstere Mann warf einen Blick auf das Biardsche Haus und zeigte es mit einem hämischen Lächeln seinem Begleiter.

„Das ist Geßler, der an Stauffachers Haus vorüberreitet," sagte Viktor unwillkürlich.

„Ich fürchte mehr," sagte Amélie erblassend, „es könnte Landenberg sein, der den alten Melchthal als Geißel für den Sohn nimmt, aber nein, — solche Schändlichkeit muß man erst erleben, ehe man sie ausspricht!"

Es folgte nun Schaar auf Schaar, auch eine Batterie, mehrere Munitionswagen und zuletzt eine zweispännige Kalesche, in der vier Geistliche saßen, schwarze Raben hinter einem Leichenzuge!

„Wenn unsere Leute nur die Trentoklause erreichen," sagte Viktor, „dort ist es möglich, mit einer

Handvoll Leute diesen ganzen Schwarm aufzuhalten. In einer Stunde wissen wir, woran wir sind. Wenn de Nucé Zeit gehabt hat, seine Anstalten zu treffen, so wird er ihnen einen heißen Empfang bereiten! Vielleicht, Amélie, sehen wir diese wilden Horden noch heute geschlagen und zertrümmert durch unsere Gassen fliehen.“ —

Jetzt klang es wie ein ferner Donner.

„Gehen wir in den Garten,“ sagte Amélie, „dort können wir besser hören!“

Schweigend gingen sie hinab, — der Wind kam ihnen entgegen: Das war das Krachen und Lärmen eines Gefechtes.

„Aber wie können diese Rotten die Unsrigen schon eingeholt haben,“ rief Amélie erschrocken, „das ist unmöglich.“ —

„Doch — doch,“ sagte Viktor, dem das Gespräch des Paters heute Nacht einfiel, „der Feind ist ihnen zuvorgekommen und hat die Klause des Trento besetzt. — Nun Fassung meine theure Freundin! nun ist das Schlimmste zu fürchten.“ —

Der Schlachtlärm wurde heftiger, man konnte bereits einzelne Schüsse aus dem groben Geschütz erkennen. Viktor und seine Freundin, die ihn krampf-

haft am Arme gefaßt hielt, lauschten noch eine lange Viertelstunde, dann wurde es still. In einigen Minuten war die Luft ruhig, als hätte kein Schuß ihre stille Bläue durchzuckt.

„Nun ist es wohl entschieden?“ fragte Amélie fast tonlos.

„Ich fürchte — ja. War die Klause besetzt, so ist die Niederlage unserer Freunde unvermeidlich. Sie haben keinen Rückzug als seitwärts nach dem Rhone, dessen ungastliches Ufer aus Felsenwänden besteht.“

„O Gott, wenn Louis gefangen würde.“ —

„So lange der Mensch lebt, lebt auch die Hoffnung, übrigens war ja Rettung möglich. — Louis schwimmt vortrefflich, habe ich den Fluß heute gezwungen, mich ans Ufer zu tragen, konnte er es auch! Wir werden bald Gewißheit haben.“ — Leider trat diese ein. Die Stunde, die auf die Stille folgte, war noch viel peinlicher, als die vergangene. Im Städtchen wurde es lebendig, Schaaren der Sieger kehrten bereits zurück, ganze Haufen von Gefangenen mit sich führend, die ihrer Waffen beraubt, zum Theil mit gebundenen Händen, zwischen ihren hohnlachenden Begleitern einherschritten.

Viktor stand wieder am Fenster, Amélie saß, mühsam Fassung behauptend, in einem Armstuhl, der alte Biard ging mit gekreuzten Armen in der Stube auf und ab.

„Ich will hinabgehen,“ sagte Viktor, „und mich erkundigen.“ —

„Thun Sie das nicht!“ rief Amélie lebhaft, aber Viktor war bereits zur Thüre hinaus. Als er das Haus öffnen wollte, wurde an der Klinke versucht und dann heftig geklopft, Viktor öffnete, ein Offizier mit mehreren Milizen stand draußen. Er maß Viktor mit einem finstern Blick und fragte: „Sind Sie Herr Biard?“

„Nein — aber ist es Ihnen nicht gefällig einzutreten,“ antwortete Labin. — Der Offizier trat ein und Viktor einen Wink gebend, vorauszugehen, folgte er ihm über die Treppe. Zwei Milizen blieben in der Hausflur, zwei andere besetzten den Eingang nach dem Garten, und einer, der sein Gewehr an der Treppe ablegte, kam dem Offizier in die Stube nach. Hier trat ihm Herr Biard entgegen.

„Sind Sie Herr Biard?“ fragte der Offizier, so brutal als möglich.

„Ja mein Herr!“

„Wo ist Ihr Sohn?“

„Bei der Armee,“ antwortete der alte Mann mit fester Stimme.

„Das heißt bei den Rebellen, bei den Mordbrennern, — nun vielleicht ist er schon unter den Gefangenen, die ihrem verdienten Lohne nicht entgehen werden. Diese Esel haben mit uns Krieg führen wollen, und nicht einmal daran gedacht, sich einen Weg für ihre Flucht offen zu lassen! Man weiß nicht, was man für größer halten soll, die Unverschämtheit oder die Dummheit dieser Bande. Wo sind seine Papiere?“

„Hier ist sein Schreibtisch.“ —

Der Offizier riß die Schublade auf. „Packen Sie Alles zusammen, sagte er seinem Begleiter, Alles, auch das kleinste Papier — einen Korb Mademoiselle!“

Amélie erhob sich mit Würde und zog an der Klingel. Der alte Diener trat ein.

„Er steht zu ihren Diensten mein Herr!“ sagte sie kurz.

„Mademoiselle ist wahrscheinlich auch eine Radikale?“

„Mein Herr" fuhr Viktor auf, es ist — —

„Viktor!" —

„Eine Gemeinheit ohne Gleichen, alle Rücksichten der Höflichkeit gegen eine Dame dergestalt aus den Augen zu setzen! Führwahr, von einem Offizier." —

„Herr, was unterstehn Sie sich, wer sind Sie?"

„Das sollen Sie sogleich erfahren" antwortete Viktor sein Portefeuille hervorziehend, und reichte dem Offizier seinen Paß. Es war zum Drittenmale in zwei Tagen, daß dieses grünbedruckte Papier mit dem doppelköpfigen Adler seine Wirkung thun mußte.

Der Offizier las Namen und Titel Labins und gab ihm den Paß mit einer kurzen Verbeugung zurück.

„Sonderbar" sagte er, „daß ein österreichischer Edelmann und Beamter sich in einem so verrufenen Hause befindet."

Herr Biard wollte antworten, aber er bezwang sich, und wendete sich schweigend ab. Viktor brauste hingegen auf: „Darum, weil ich meine Freunde nicht nach ihrer politischen Gesinnung wähle, sondern nach ihrer Bildung. Der Ruf dieses Hauses übrigens ist jedem Ehrenmann heilig, und da in

diesem Augenblicke Niemand von seinen Angehörigen es kann, so fordere ich von Ihnen Genugthuung für diesen empörenden Ausdruck! Nun ersuche ich um Ihre Karte.“ —

„Meine Karte? hm — man steckt keine zu sich, wenn man in die Schlacht geht, übrigens bin ich der Lieutenant de Rivaz, — und habe jetzt keine Zeit mich mit Ihnen in Dispute einzulassen. Nun fertig? Ist auch Alles eingepackt? Sind sonst keine Schriften vorhanden, geben Sie lieber gutwillig Alles heraus, sonst lasse ich das ganze Haus durchsuchen.“ —

„Ich habe Ihnen alle Schriften übergeben die vorhanden sind,“ antwortete Amélie, „hier sind übrigens alle Schlüssel.“ —

„Sie“ wandte er sich zu Herrn Biard, „bekommen zehn Mann Einquartierung in dieses Haus gelegt, die hier bleiben werden, bis die ganze Sache abgethan ist. Im Uebrigen darf Niemand von Ihnen das Haus verlassen bis auf weitere Ordre. Wenn Ihnen mein Herr, diese Beschränkung nicht recht ist, so können Sie als Fremder, das Haus verlassen, doch kann Ihnen dann kein Zutritt weiter

gestattet werden, da jeder Verkehr mit den Bewohnern untersagt ist.“ —

Viktor sah Herrn Biard fragend an.

„Wenn Ihnen eine solche Beschränkung, die übrigens im Gesetz nicht gegründet und ein Eingriff in die Rechte eines Bürgers ist“ —

„Was Gesetz, von Gesetz ist jetzt keine Rede, wir sind jetzt Gesetz und ein sehr heilsames! Wollen Sie gehen mein Herr?“

„Dann bitte ich Sie zu bleiben,“ sagte Herr Biard.

Viktor wandte sich nun an den Offizier: „Wo kann ich Sie finden Herr Lieutenant?“

„In Sion — wenn es Ihnen beliebt!“

Damit machte er Kehrt und ging zur Thüre hinaus, den Tschako noch in der Stube aufsetzend. Sein Handlanger schleppte ihm den Korb mit den Papieren nach.

„Der Schurke!“ murmelte Viktor, „ich bitte Sie um Verzeihung Herr Biard, wenn ich durch meine Hitze Ihre verdrüßliche Lage noch verschlimmert habe — aber es ist mir unmöglich, diesen brutalen Hochmuth zu ertragen.“ —

„Haben Sie vielmehr Dank lieber Freund!“

sagte Herr Biard, „aber ich wäre untröstlich, wenn Sie, um uns, sich einer Unannehmlichkeit aussetzen sollten!“

„Das ist Kleinigkeit,“ sagte Viktor, „wenn wir jetzt nur erfahren könnten, was aus Louis geworden ist. Ich will versuchen, mit den Leuten im Hause ein Gespräch anzuknüpfen, in der Regel ist der gemeine Soldat edler und menschlicher als seine Offiziere.“ —

Er ging hinab und traf in der Flur alle vier Milizen. Der Diener hatte ihnen Brot, Käse und Wein gegeben, und sie ließen sich auf der Treppe sitzend, diese Erquikung schmecken. Amélie war Viktor gefolgt, hielt sich aber so, daß weder er noch die unten Sitzenden sie gewahren konnten.

„Meine Herren!“ sagte Viktor, seine österreichische Leutseligkeit vornehmend, „wie lange hat denn die Schlacht gedauert?“

„Keine halbe Stunde,“ antwortete Einer, „wie wir ankamen war der Teufel schon los. Die Wälschen wollten durch den Paß, aber die Bergschützen, die hinter den Steinen lagen und die Brücke verrammelt hatten, ließen sie nicht. Sie schossen zwar auch mit den Kanonen, aber wie wir kamen, war

Alles gleich aus. Sie liefen so schnell sie konnten, auseinander und die nicht liefen, wurden todtgeschossen oder gefangen. Sie waren wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen.“ —

„Da müssen viele umgekommen sein?“

„Oh freilich, es liegt Alles voll Todter draußen?“ sagte ein Anderer, „der de Nucé ist auch darunter, den habe ich selber fallen sehen! Viele sind aber doch durchgekommen, die Waatländer hatten, wie der Tanz losging, eine Fähre herübergeschafft, auf welcher sich viele gerettet haben, und dann ließen wir selber viele laufen! Mein Gott, es sind doch Landskinder, und haben im obern Land keinen Schaden angerichtet!“

„I wenns mir nachgegangen wäre,“ sagte der Dritte, „so hätten sie alle davonlaufen können. Es hat ja kein Mensch was von dem Elend, wenn die Weiber und Kinder dann betteln gehen müssen; höchstens wirds der Gemeinde schwer gemacht.“ —

Viktor freute sich im Herzen über diese Gutmüthigkeit, aber diese Expectorationen brachten ihn nicht ans Ziel.

„Hören Sie meine Herren,“ sagte er, „Sie könnten mir einen großen Gefallen thun. Sehen

Sie, hier im Hause sind sie in großer Angst um den Sohn.“ —

„Nu das kann man Niemand übel nehmen!“

„Und möchten gern wissen, ob er gefangen ist oder nicht. Könnte das nicht Einer von Ihnen erfragen; wir würden gerne erkenntlich sein!“

„Wenns weiter nichts ist,“ sagte Einer aufstehend, „das kann man schon erfragen. Wie heißt er denn?“

„Hauptmann Biard vom vierten Bataillon.“—

Der Wehrmann ging, traf aber an der Thüre einen Sergeanten mit mehreren Soldaten. Sie sprachen eine Weile zusammen, wobei der Wehrmann nach Viktor zeigte.

„Da kann ich Ihnen Auskunft geben, mein Herr! sagte der Sergeant herantretend, unter den Gefangenen ist der Herr Biard nicht. Ich komme so eben vom Appell und habe seinen Namen nicht gehört; es sind überhaupt wenig Offiziere darunter, und kein Einziger von höherem Rang!“

„Hat man auch noch keine Nachricht über die Gebliebenen?“ fragte Viktor mit stockender Stimme.

„Das ist noch nicht möglich. Es ist zwar eine Abtheilung auf das Schlachtfeld kommandirt wor-

den, um die Verwundeten hereinzuschaffen, aber die Namen und die Zahl werden wohl erst morgen zu erfahren sein! Ich melde übrigens, daß ich mit neun Mann hieher beordert bin, und bitte Sie mein Herr! uns unser Quartier anzuweisen, die Leute sind sehr müde" — ein Blick auf die nun, einer nach dem andern hereintretenden Wehrmänner, bestätigte diese Aussage vollkommen.

Viktor ging die Treppe hinauf, Amélie kam ihm entgegen.

„Wir schaffen uns noch heute Gewißheit," flüsterte sie, „kommen Sie, wir wollen erst die Leute logiren."

Sie eilte hinab und räumte den Soldaten die große Unterstube ein, ja sie legte mit Hand an, ihnen ein Lager zu bereiten und gab Aufträge, sie zu bewirthen. Alles geschah mit solcher Schnelle und Besonnenheit, daß ihr Viktor nur verwundert nachsehen konnte, wenn sie wie eine Sylphide aus einer Ecke in die andere flog. Ehe es noch dunkel wurde, war Alles geordnet, die Soldaten gesättigt, und Amélie wünschte ihnen im Stillen einen gesunden Schlaf, als sie dem Diener zwei große Steinkrüge Genever übergab, um sie ihnen zu guter Letzt zu offeriren.

In dem Städtchen hatte der Lärm aufgehört, den die Zu- und Abzüge seit zwei Stunden verursacht hatten, und Alles war still und ruhig. Amélie bereitete oben ein kleines Abendbrot, bei der Lampe saßen alle Drei um den runden Tisch und hingen ihren Gedanken nach.

„Wenn nur Louis sonst nicht ein Unglück gehabt hat!" sagte Herr Viard, dem Amélie bereits die Nachricht mitgetheilt hatte, daß er nicht unter den Gefangenen sei, — „ich habe aber ein festes Vertrauen, daß er gerettet ist, und bin weniger besorgt, als ich Ursache habe, — aber nun laßt uns gehen, der Ruhe bedürfen wir alle, wenn es auch mit dem Schlafen nicht so schnell gehen wird, namentlich bei mir. Wo hast Du denn Herrn Labin logirt, Amélie?"

„Er bleibt in der Stube, die er früher hatte."

„Sie theilen heute unsere Gefangenschaft, sagte der alte Herr, das heißt aushalten in Glück und Leid — lieber Freund! es mag Ihnen wenig am Segenswunsche eines alten Mannes gelegen sein, aber diese Freundschaft, diese Aufopferung wird Ihnen nicht unvergolten bleiben!"

Er reichte Viktor die Hand, welche dieser an seine Lippen drückte.

„Gute Nacht also, möge der Morgen uns tröstliche Kunde bringen!“

Der alte Herr zündete sein Nachtlicht an und ging, Amélie folgte ihm, nachdem sie Viktor noch einen bedeutsamen Blick zugeworfen hatte.

Viktor trat, die Brust wogend voll Gedanken, an das Fenster; die Nacht war heute umwölkt, die lichten lieben Sterne verschmähten es, ihren milden Glanz auf ein brudermörderisches Schlachtfeld zu werfen.

Nach einer Weile kam Amélie zurück.

„Ich muß um jeden Preis wissen, ob Louis unter den Gefallenen ist oder nicht,“ sagte sie, „wollen Sie mich begleiten, Viktor?“

„Wohin?“

„Auf das Schlachtfeld — wir nehmen eine Blendlaterne mit, ich werde mich ganz dunkel kleiden und bitte Sie, dasselbe zu thun, wenn Sie mit mir gehen wollen.“ —

„Aber Amélie, wozu wollen Sie sich solcher Gefahr aussetzen, lassen Sie mich doch allein gehen.“ —

„Nein! ich gehe mit Ihnen!“

„Aber werden wir ohne Aufsehen“ —

„Dafür ist gesorgt. Wir gehen durch den Garten,

und sind Morgens zeitig wieder hier — oder nicht hier. Wenn mein Bruder todt ist, kann mir es sehr gleichgiltig sein, was man über meine nächtlichen Wege spricht. Ich will im Garten eine Schaufel mitnehmen! Kleiden Sie sich um und kommen Sie dann in mein Zimmer, wir werden durch das Fenster in den Garten steigen müssen, da die Schlüssel der Hinterthür dem Sergeanten abgeliefert werden mußten. Ich habe aber vorhin eine Leiter bereit gelegt, die Sie leicht aus meinem Fenster erreichen können."

Sie ging, Viktor kleidete sich eilig um, lud seine Terzerole frisch, da die Ladung durch das Rhonewasser verdorben war, und ging dann auf den Zehen in Amélies Zimmer. Sie hatte einen schwarzen Ueberrock angezogen und ein kleines schwarzes Tuch über den Kopf gebunden. Die Blendlaterne stand angezündet auf dem Tische.

Sie öffnete das Fenster, Viktor zog die nebenanlehnende Leiter an dasselbe und schwang sich zum Fenster hinaus. Unten angekommen, rückte er die Leiter fest und half Amélie herabsteigen, dann stieg er nochmals hinauf, um die Laterne zu holen und das Fenster zuzulehnen und schaffte vorsichtig die Leiter an ihre vorige Stelle im Schatten.

Als er zu Amélie trat, fand er sie bereits mit einer Schaufel auf der Schulter. Er nahm ihr diese ab, verbarg die Laterne unter seinem Rock und reichte ihr den Arm. Nach einer halben Stunde waren sie auf dem Schlachtfelde.

Der Leser wird es uns erlassen, ihm ein schauerliches Bild vorzuführen, das durch die Scenerie noch schauerlicher würde. Aus seiner engen finstern Klause rauschte der Trient über das Feld dem eben so wilden Rhone zu. An der Brücke, einzelne Gestalten grell abhebend von der schwarzen, aber, mehrere Ellen hoch und breit, rothangestralten Felsenwand, brannte ein loderndes Wachtfeuer, um welches ein starker Posten der siegreichen Oberwalliser gelagert war. In einiger Entfernung nach Martigny zu, glimmte ein zweites, das die wegeskundigen Wanderer aber umgangen hatten.

Zwischen dem Rhone und der Felsenwand ist meist buschiges Uferland, das den Ueberschwemmungen, die fast alljährlich eintreten, ausgesetzt, nur an einigen geschützteren Stellen angebaut ist.

„Wir wollen vom Ufer an zu suchen anfangen,“ schlug Viktor vor, „gegen die Straße zu wird es

immer schwieriger werden, da wir der Beobachtung der Wachen dort ausgesetzter sind.“ —

Sie begannen nun mühsam und schweigend ihr trauriges Geschäft. Der Blendlaterne durften sie sich nur mit größter Vorsicht bedienen. Amélie mußte sie in ihr Tuch einschlagen und nur einen winzigen Streifen Licht auf die Gesichter fallen lassen, die ihr Viktor zuweilen wie im Fieber schaudernd, zuwendete.

Die Leichen waren noch nicht erstarrt, das Blut klebte noch, selbst die guten festen Nerven Viktors fingen an schwach zu werden, aber Amélie, obwohl so laut athmend, daß es fast wie ein Schluchzen klang, schien diesen widrigen Eindruck durch ihre Seelenstärke zu überwinden. Sie hatten bereits eine große Zahl, zum Theil furchtbar zugerichtete Leichen betrachtet, als Viktor unter einer Eiche ein weißes Bonnet fand. Es war mit der französischen Kokarde geschmückt, und durch einen Säbelhieb zerhauen.

„Diese Mütze trug de Nucé,“ flüsterte Viktor sie näher betrachtend, „es war die Einzige, die ich beim Corps gewahr wurde, ich irre mich gewiß nicht. Hier liegt auch sein Säbel, sehen Sie, es ist noch sein Gardesäbel von Paris her, mit dem gallischen

Hahn und den Lilien. Er hat mit demselben Schwerte gesühnt, was er in den Julitagen verbrochen hat, als er im Dienste eines fremden Despoten auf freie Männer einhieb!“ Er suchte nach der Leiche, sie war nicht zu finden.

„Hier liegen Strohhüte,“ fuhr Viktor fort, „in Louis Bataillon gab es die Meisten davon, es scheint hier gestanden zu haben, da mehrere Todte wie in einer Reihe liegen. Wahrscheinlich haben sie hier eine Decharge ausgehalten.“ —

„O Gott!“ schluchzte Amélie. —

In diesem Augenblick kam es Viktor vor, als hörte er leise pfeifen. Er horchte auf und sah um — es wiederholte sich und schien vom Strome herzukommen.

„Verzeihen Sie einen Augenblick,“ sagte er zu Amélie, und schoß gebückt, aber mit der Schnelle eines Pfeiles nach dem Ufer zu. Auf dem Kirchthurm von Martigny schlug es Mitternacht. Sie befanden sich beinahe zwei Stunden schon auf dem blutigen Felde. Als Viktor sich entfernt hatte, erfaßte die arme Amélie, die bisher so muthig und stark gewesen, eine ungeheure Angst, und sie kauerte fast ohnmächtig auf den feuchten Boden nieder, wo

die Thauperlen bereits an den blutsteifen Grashalmen zitterten. Dann aber ging es wie ein Hoffnungssegen weich und warm über ihr ganzes Gemüth, und sie raffte sich wieder auf und schritt Viktor nach gegen das Ufer.

Dieser hatte kaum die Gegend erreicht, woher der Pfiff zu kommen schien, als er sich von zwei Armen gefaßt fühlte. Er sah mit einem halbunterdrückten Ausruf um, es war Louis. Ein blutiges Tuch war um seinen Kopf gebunden, der aufgerissene Rock verrieth auch einen Verband auf der Brust.

„So seid Ihr's doch, so hat mein Herz Recht gehabt, das mir zuflüsterte: das ist deine Schwester und Viktor, die dich unter den Todten suchen! Nun, es fehlte nicht viel, so würdet Ihr mich dort auch gefunden haben!"

„Aber was wagen Sie, Louis?"

„Ich konnte doch meine Leute nicht in Ungewißheit lassen! wenigstens wollte ich Ihnen ein Lebenszeichen in den Garten werfen, wenn ich nicht bis zu Ihnen kommen konnte. Wir haben einen Nachen hier, ein wackerer Waatländer fuhr mit mir herüber. Nun ist Alles gut. Kommen Sie, nun wollen wir Amélie" —

„Bleiben Sie, ich will sie Ihnen holen — Sie dürfen keinen Schritt vom Ufer weg.“ —

„Hier ist sie,“ rief Amélie laut, und aller, bisher so ängstlich bewahrte Vorsicht vergessend, warf sie sich an ihres Bruders Hals. Aber sie hatten kaum die ersten Küsse getauscht, als Viktor mit der Hand nach einem Schatten deutete, der über das Feld flog, und rief: „Rettet Euch, wir sind entdeckt!“ und ohne sich weiter zu besinnen, lief er in entgegengesetzter Richtung davon, indem er mit lauter Stimme den Feldruf der Unterwalliser „liberté et patrie!“ ausstieß. Nach einigen Sekunden fiel ein Schuß, bald, fast in einer Linie, zehn andere. Viktor hörte die Kugeln pfeifen, aber er wiederholte seinen Ruf, selbst als vom zweiten Wachtposten ihm entgegengeschossen wurde.

Seine Verfolger schrieen auch, das Feld wurde lebendig.

Amélie war halb ohnmächtig ihrem Bruder in die Arme gesunken, Louis aber hatte, Viktors edle Absicht im Augenblicke erkennend, um die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken, sie um den Leib gefaßt und bis an die Stelle fortgerissen, wo der Kahn im Schatten lag.

„Leg' Dich nieder," sagte er zu Amélie und als diese halb bewußtlos gehorchte, griff er zur Stange und der Nachen flog rasch, wie ein geschleuderter Stein, in den Fluß. Es war auch die höchste Zeit. Einige Schüsse wurden abgefeuert, aber ohne Schaden zu thun, die Hauptsalve hatte Viktor auf sich genommen. Kaum waren sie in Sicherheit am jenseitigen Ufer, so konnte Louis seine Weise nicht lassen. Als Amélie thränenzitternd ausrief: „Wenn Viktor todt ist, Louis, — so ist's wie wenn Du gestorben wärst!" antwortete er, „er schrie noch recht wacker, als das Feuer verstummte. In der Finsterniß fehlt ein Schütz den Hirschen, dem die wilde Taube am Tage nicht entgeht. Freilich war er in Gefahr, denn er lief gegen das Licht, und unsere Bergschützen sind allemal gefährlich, aber er wird nun auch beruhigt sein, nachdem er das Feuer einer ganzen Linie ausgehalten hat, wie ein ausbrechender Rothhirsch, kann er schon mit gutem Gewissen sagen, daß er im Feuer gestanden hat, wenn er auch gelaufen ist!"

„Dein Scherz thut mir weh, Louis!"

„Nun, ich höre ja schon auf. Aber die Sache ist doch sehr komisch, daß er sich zwei Tage die un-

geheuerste Mühe giebt, an einer Bataille Theil zu nehmen, und nicht dazu kommen kann. Aber er ist ein durch und durch braver Junge, und Deiner werth, Amélie! Du weißt, was das bei mir sagen will! Mit dem lasse ich Dich ruhig in alle Welt gehen!"

Sie stiegen ins Gebirge hinauf, da sie unten nicht länger sicher waren. Die vorausgegangenen Flüchtlinge hatten versprochen, den Nachfolgenden einige Maulthiere entgegenzusenden. Auf der Grenze von Wallis und Waadt, in einer der Sennerhütten auf dem Dent de Morcle, warteten die Uebrigen. Amélie trat muthig und furchtlos den langen und mühsamen Weg an, der in das Asyl ihres Bruders, in das gastfreie Waadtland führte, wo er vor dem Zorn der Sieger wohl geborgen war.

Viktor hatte, der Gegend durch seine öfteren Spaziergänge wohl kundig, sich rasch zurecht gefunden und war bald aus aller Gefahr. Nur ein Streifschuß hatte seine Schulter berührt. Er kam noch ehe es gänzlich Licht wurde, im Garten an, stieg zum Fenster in Amélies Stube und dann in seine eigene, wo er sich umkleidete und verband, um Herrn Biard dann sogleich von der Rettung

seines Sohnes und dem Aufenthalt Amélies zu verständigen.

Der Alte war hocherfreut, und Viktor theilte redlich seine Einsamkeit, bis Nachrichten von seinen Kindern einliefen. Dann reiste er mit Viktor nach Vevay, welches dieser nach acht Tagen als Amélies Bräutigam verließ. Noch ehe der Herbst zu Ende war, wollte er sie holen. Louis mußte in Vevay bleiben, da ihn seine Regierung verbannt hatte, Herr Viard aber kehrte nach Martigny zurück, da sein Sohn nicht zugeben wollte, daß er seinen Besitz veräußere.

„Wir kommen zurück," sagte Louis zuversichtlich — und das Jahr 1847 hat seine Prophezeiungen bestätigt. Der Sonderbundskrieg brach aus, die Walliser Patrizierregierung wurde gestürzt und die Verbannten kehrten unter dem lauten Jubel des Volkes wieder.

Herr Jonville, der so behaglich in Wien seine Winter, in Ischl seine Sommer zubrachte, wurde durch die Revolution aus Wien und Oesterreich vertreiben. Er erklärte seiner Nichte, daß er nach Rußland gehen wolle, wo allein noch zu leben sei, aber Claire hatte große Einwendungen dagegen

und so gingen sie nach der Schweiz zurück. Dort läßt sie sich von Sir John den Hof machen, aber ohne seine Anspielungen zu verstehen, daß es allmälig Zeit sei, ihn zu heirathen. Wir glauben, daß Louis den langen Engländer doch bei Seite schieben und Claire den gesetzten und seines Verstandes, wie seiner Talente willen, sehr beliebten Mann mit andern Augen ansieht, als früher den demokratischen Spottvogel.

Viktor kam nach der Auflösung des Reichstages von Kremsier im März 1849 ebenfalls in die Schweiz, nicht als Flüchtling, mit einem Steckbrief des Fürsten Windischgrätz hinter sich, aber mit einem Gemüth voll Kummer und Ekel an den Verhältnissen. Amélie ist nun die Freiheit und das Glück, an das er glaubt.

Der Lieutenant de Rivaz hat nicht für gut gefunden, sich bei einem Rendezvous am Thuner See, das ihm Viktor vor seiner ersten Abreise vorschlug, einzufinden.

Druck der [illegible] in Leipzig.